Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/mitteilungendera01unse

MITTHEILUNGEN

DER

Antiquarischen Gesellschaft

IN

ZÜRICH.

ERSTER BAND.

Zürich,
in Commission bei Meyer und Zeller.
1841.

MITTHEILUNGEN

DER

Antiquarischen Gesellschaft

IN

ZÜRICH.

Zürich,

In Kommission bei Meyer und Zeller.

1851.

Zum ersten Male legt die Zürcherische Gesellschaft für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer einen Theil ihrer Arbeiten einem grösseren Publikum vor, und so geziemt es sich auch, dass sie zugleich über ihre Entstehung, ihren Zweck, ihre Sammlungen, ferner über ihre jetzige Einrichtung, ihre bisherige Thätigkeit und Verbindung mit ähnlichen Gesellschaften des Auslandes Rechenschaft ablege.

Es war im Mai 1832, dass die Auffindung und Öffnung einiger sogenannten Hünengräber bei mehreren jungen Leuten den Wunsch rege machte, dem, was der Zufall dargeboten, auf geregeltem Wege nachzuspüren, und diese Nachforschungen nicht nur auf die nächsten Umgebungen der Stadt, sondern vielmehr auf den Canton Zürich, vielleicht sogar auf die ganze Schweiz mit der Zeit auszudehnen.

Es versammelten sich demnach am 1. Juni des genannten Jahres die Herren Professor Baiter, Oberlehrer Hardmeier, Ferdinand Keller, Dr. Rudolf Schulthess, Professor Melchior Ulrich und Konrad Zeller, um den Gegenstand näher zu besprechen, und es ward beschlossen, um desto wirksamer auftreten zu können, sich in eine Gesellschaft zu vereinigen, Statuten zu entwerfen und bei der hohen Regierung um Anerkennung und Unterstützung nachzusuchen. Die Stelle des Präsidenten wurde Herrn Ferdinand Keller, der die erste Anregung zur Stiftung der Gesellschaft gegeben hatte, übertragen, und zu einem Actuar und Quästor Herr Professor Melchior Ulrich erwählt.

Die Vereinigten gaben sich den Namen einer Gesellschaft für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer und stellten als Zweck auf: „die in der Schweiz und besonders die im Canton Zürich

vorhandenen Alterthümer ans Licht zu fördern, zu sammeln und durch Aufbewahrung dem Untergange und der Vergessenheit zu entreissen.“ Um diesen Zweck zu erreichen, wurden von der Gesellschaft theils Ausgrabungen, theils anderweitige Nachforschungen angestellt, und die gefundenen oder durch Kauf oder Schenkung in den Besitz der Gesellschaft gebrachten Gegenstände nicht nur in einem geeigneten Lokale aufgestellt, sondern auch durch Abbildung, Beschreibung und Bekanntmachung zu sichern gesucht.

Zu dem gleichen Zwecke legte die Gesellschaft ein Notizenbuch an, worin die auf irgend einem Wege zur Kenntniss der Gesellschaft gekommenen Nachrichten und Nachweisungen niedergeschrieben wurden; auf diese Weise ward es möglich, in die Arbeiten der Gesellschaft eine gewisse Ordnung zu bringen, die man auch bisher als äusserst förderlich erfand.

An dieses Notizenbuch schliesst sich ein Zeichnungsbuch an, in welchem alle der Gesellschaft entweder eigenthümlich gehörenden oder ihr auch nur zur Ansicht mitgetheilten antiquarischen Gegenstände abgebildet werden, und endlich eine Karte, worauf der jedesmalige Fundort mit grösster Genauigkeit angegeben ist.

Die Sammlungen der Gesellschaft, die jährlich an gewissen Tagen dem Publikum geöffnet sind, bestehen in keltischen, römischen und deutschen Antiquitäten, in einer Bibliothek, und einem Münzcabinette.

Über die gegenwärtige Einrichtung der Gesellschaft ist zu bemerken, dass die Beamteten derselben aus einem Präsidenten, einem Actuar, einem Conservator, einem Director des Münzcabinettes, einem Quästor und einem Bibliothekar bestehen, welcher Letztere zur Zeit auch zugleich die auswärtige Correspondenz zu führen hat. Diese Beamteten bilden zusammen den Vorstand, dem in seiner Gesammtheit auch alle Vorberathungen in gesellschaftlichen Dingen zukommen. Sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft scheiden sich in Klassen, je nachdem sie ihre be-

sondere Thätigkeit den keltischen, den römischen oder deutschen Alterthümern widmen. Die allgemeinen Versammlungen der Gesellschaft finden am ersten Samstag jedes Monates Statt und jedesmal ist ein Mitglied zu einem Vortrage über einen beliebigen antiquarischen Gegenstand verpflichtet.

Was nun die bisherige Thätigkeit der Gesellschaft und ihre Leistungen betrifft, so kann und wird dieser erste Band ihrer Mittheilungen die beste Rechenschaft darüber ablegen. Im übrigen ist zu erwähnen, dass die Gesellschaft bald nach ihrer Constituirung gedruckte Anfragen an die Geistlichen, an die Beamteten der Gemeinden und an die Bauern erliess, um in Erfahrung zu bringen, an welchen Orten des Cantons etwa antiquarische Gegenstände unter der Erde verborgen liegen. Mit Dank ist zu erwähnen, dass diese Anfragen nicht ohne Wirkung blieben, so dass der Gesellschaft bereits eine grosse Anzahl von Orten angezeigt wurde, wo sie Nachgrabungen entweder schon angestellt hat oder künftig anstellen wird.

Den Entschluss, die Ergebnisse ihrer Forschungen dem Publikum mitzutheilen, fasste die Gesellschaft am 24. Sept. 1836, und zwar erschienen seitdem aus lokalen Gründen die regelmässigen Mittheilungen als sogenannte Neujahrsstücke, ausser welchen die Gesellschaft, wenn Stoff vorhanden ist und ihre Kräfte es erlauben, auch anderweitige antiquarische Arbeiten zu beliebiger Zeit durch den Druck veröffentlicht.

Zu grosser Genugthuung gereicht es der Gesellschaft, mit anerkennendem Danke öffentlich der grossen und vielfachen Unterstützungen und Geschenke an Geld und antiquarischen Gegenständen gedenken zu können, die ihr von Behörden und Privaten bisher zu Theil wurden. Zu besonderem Danke jedoch fühlt sie sich verpflichtet gegen eine hohe Regierung für einen jährlichen Beitrag von Gulden 200, gegen den löblichen Stadtrath für Gewährung eines passenden Lokales auf dem

Helmhause, wie für Ueberlassung von Arbeitern zu den von der Gesellschaft vorgenommenen Ausgrabungen, und gegen die historische Gesellschaft zu Zürich für ein Geschenk von 150 fl.

Es liegt in der Natur jeder Gesellschaft sich mit Vereinen für ähnliche Zwecke in eine regelmässige Verbindung zu setzen, theils um die Ergebnisse ihrer Arbeiten Männern, die ein gesteigertes Interesse daran nehmen, mitzutheilen, theils um von eben diesen über so Manches Aufschluss und Belehrung zu erhalten. Die Zürcherische Gesellschaft für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer ist daher bereits mit den nachgenannten Vereinen für ähnliche Zwecke in der Art in Verbindung getreten, dass ein gegenseitiger Austausch der Vereinsschriften Statt findet, und wird auch fortwährend dahin streben, ihre Verbindung mit ausländischen Vereinen zu erhalten und zu erweitern.

Für jetzt steht die Gesellschaft in Verbindung mit:

1. dem königlich Sächsischen Vereine für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer zu Dresden;
2. der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit;
3. der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen;
4. dem Voigtländischen alterthumsforschenden Vereine in Hohenlauben;
5. den königlich Baierischen historischen Vereinen zu München, Würzburg, Bamberg, Aschaffenburg, Anspach und Speier;
6. dem Vereine für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung zu Wiesbaden;
7. dem alterthumsforschenden Vereine in Rottweil;
8. dem Hennebergischen alterthumsforschenden Vereine zu Meiningen;

9. dem Türingisch-Sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums zu Halle;
10. der historischen Gesellschaft zu Freiburg in Breisgau;
11. dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens zu Münster;
12. dem Vereine für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde zu Schwerin;
13. der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer zu Kiel;
14. dem historischen Vereine für Niedersachsen zu Hannover.

Verzeichniss

der

sämmtlichen Mitglieder und Ehrenmitglieder der zürcherischen Antiquarischen Gesellschaft.

Mitglieder:

Herr *Ferdinand Keller* V. D. M., d. Z. Präsident.
„ *Georg von Wyss*, d. Z. Actuar.
„ Dr. *Meier-Ochsner*, d. Z. Director des Münzcabinettes.
„ Prof. Dr. *Ludwig Ettmüller*, d. Z. Bibliothekar und Correspondent für das Ausland.
„ *Schulthess*, Ingenieur, d. Z. Conservator der Sammlungen.
„ *Otto Werdmüller*, d. Z. Quästor der Gesellschaft.

Herr Staatsrath und Prof. Dr. *Bluntschli*.
„ Cantonsrath *Ernst* in Winterthur.
„ *Escher* von der Linth.
„ *v. Escher* von Berg.
„ Oberlehrer *Grob*.
„ Oberlehrer *Hardmeier*.
„ Staatsschreiber *Hottinger*.
„ Staatsarchivar *v. Meier von Knonau*.
„ Rechenschreiber *Näscheler*.
„ *Schinz-Hirzel*.
„ Prof. *Melchior Ulrich*.

Herr *Ulrich*, Maler.
„ Inspector *Salomon Vögeli*.
„ Prof. *Heinrich Vögeli*.
„ *Wegmann*, Architect.
„ Cantonsrath *Ziegler* in Winterthur.

Ehrenmitglieder:

Herr Prof. Dr. *Heinrich Schreiber* zu Freiburg.
„ *Schmid* in Basel-Augst.
„ Bergrath *von Alberti* in Rottweil.
„ Stadtpfarrer *Wilhelmi* in Sinsheim.
„ Prof. Dr. *Rafn*, Sekretär der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen.
„ Bibliothekssekretär und Custos des Münzcabinettes *Rathgeber* zu Gotha.
„ Staatsrath *Friedrich Soret* zu Genf.
„ Bibliothekar *Bechstein* zu Meiningen.
„ *Troyon*, Studiosus in Lausanne.

Aus der Gesellschaft traten:

Herr Prof. *Baiter*
„ *Heinrich Zeller* im Balgrist.
„ *Conrad Zeller* im Balgrist.
„ Oberlehrer *Schott*.

Durch den Tod ward ihr entrissen:

Herr Dr. *Rudolf Schulthess*.
„ *Friedrich von Dürler*.

INHALTSVERZEICHNISS.

1. Die keltischen Grabhügel im Burghölzli, bei Zürich, und die Gräber auf der Forch. Von Ferdinand Keller, V. D. M.

2. Die römischen Gebäude bei Kloten. Von Ferdinand Keller, V. D. M.

3. Ausgrabungen auf dem Uetliberg, auf dem Lindenhof in Zürich, auf dem Entibüchel, beim Balgrist. Graböffnungen zu Russikon, beim Kloster Dänikon, bei Würenlos, Bonstetten, Altstetten, Nänikon, Thalweil und Birmenstorf. Die ältesten Waffen von Stein und Erz. Von Ferdinand Keller, V. D. M.

4. Grossmünster in Zürich, Geschichte. Von Kirchenrath Dr. Vögelin.

5. Grossmünster in Zürich, Architectur. Von Ferdinand Keller, V. D. M.

6. Der Kreuzgang beim Grossmünster in Zürich. Von Kirchenrath Dr. Vögelin.

7. Die ältesten Münzen von Zürich. Von Dr. Meier-Ochsner.

8. Hadloub's Gedichte. Von Prof. Dr. Ettmüller.

9. Les tombeaux de Cheseaux, par M^r. Frédéric Troyon.

Die

keltischen Grabhügel im Burghölzli

und

die Gräber auf der Forch.

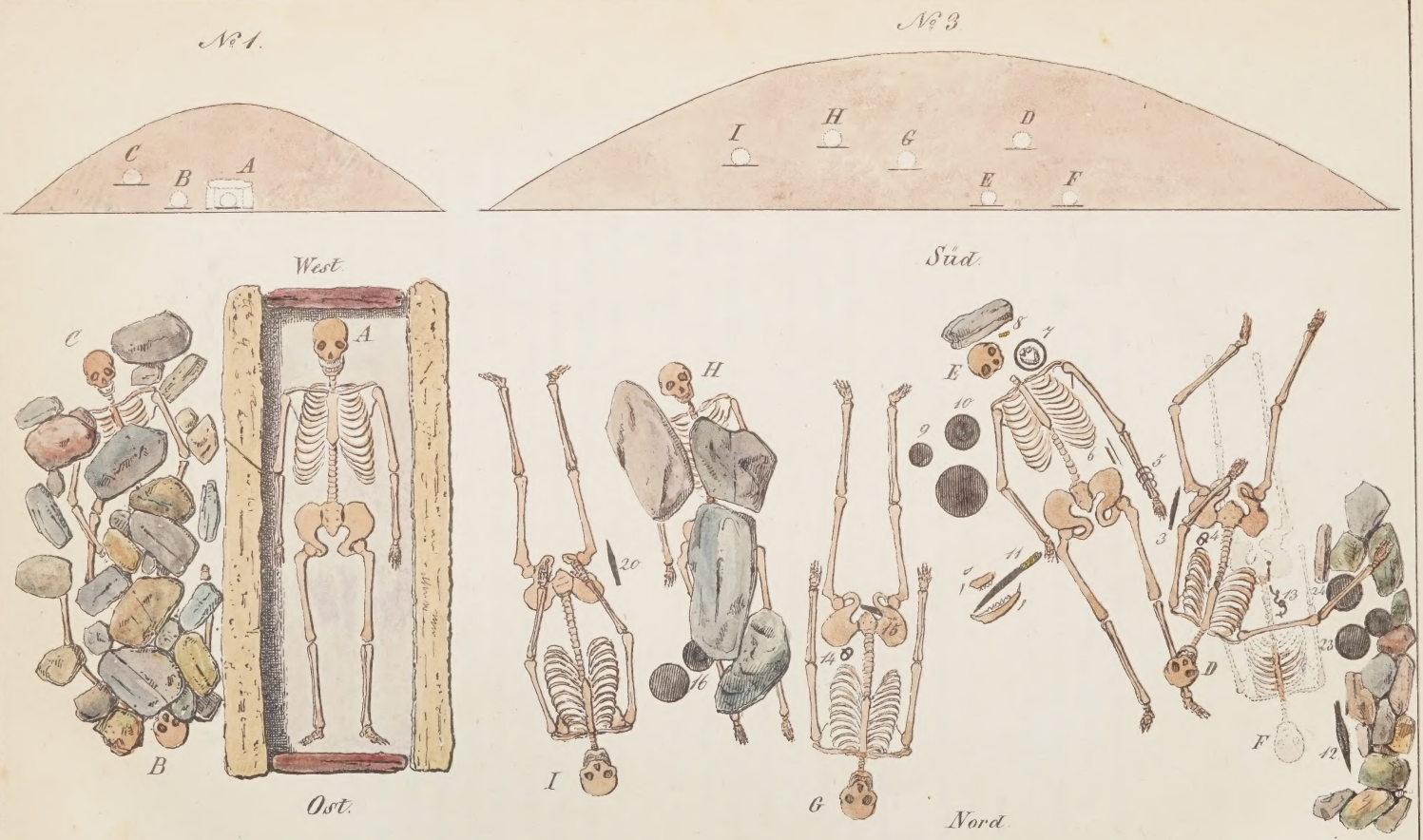
Von

Ferdinand Keller,

V. D. M.

H. Kiegler print. L. Weber sculp.

Lithographie von J. Pedraglio in Zürich.


№ 1.
C
B
A
№ 3.
I
H
G
D
E
F
West.
Ost.
Süd.
Nord.
21
22
23.
24

VORWORT.

Die folgenden Blätter, die eine ausführliche Beschreibung einiger in der Nähe von Zürich befindlichen Todtenhügel enthalten, sind der erste Versuch einer Gesellschaft, die sich bei Anlass der Entdeckung und Eröffnung jener Grabstätten zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer vereinigt und seither ihre Arbeiten nicht ohne Erfolg fortgesetzt hat.

Der Umstand, dass die frühesten Bewohner Helvetiens gleich mehreren celtischen und germanischen Stämmen ihre Todten bestatteten, wie sie im Leben gekleidet, bewaffnet und geschmückt erschienen, macht diese Hügel, die die Geschichtsforscher bisher unbeachtet gelassen hatten, auf eine überraschende Weise zu Denkmalen der Bildungsgeschichte jener Zeit. Durch sorgfältige Vergleichung derselben in Absicht auf Anlage und Inhalt mit den in Frankreich und Deutschland vorhandenen scheint es möglich zu sein, die Sittenverwandtschaft ihrer Bewohner nachzuweisen und des Dunkels ungeachtet, das auf der frühesten Geschichte unsers Landes ruht, einen Blick in das häusliche und religiöse Leben der Vorväter zu werfen.

Ebenso ist es gewiss, dass bei dem fast gänzlichen Mangel an litterarischen Quellen nur auf dem Wege zweckmässig geleiteter Ausgrabung der in unsern Gegenden zahlreich im Schoss der Erde verborgenen Ueberreste römischer Cultur Thatsachen erzielt werden können, die über das Schicksal von Ortschaften und Gegenden Licht verbreiten.

Obgleich der antiquarische Verein die Erforschung der vorchristlichen Zeit zur Hauptaufgabe macht, so wird er doch nicht auf diese allein seine Untersuchungen beschränken; sondern überall da thätig sich zeigen, wo durch Hervorziehung und Erläuterung von Gegenständen aus der Vorzeit der Mangel an schriftlichen Nachrichten ersetzt werden kann.

Dass das Auftreten dieses Vereines zeitgemäss sei, wird Jedem einleuchten, der sieht, dass alle Jahre eine Menge kostbarer und unersetzlicher Ueberreste aus der Vorzeit, ohne dass Gebildete von ihrem Dasein Kenntniss erhalten, zerstört oder aus dem Lande, in dem sie einen historischen Werth besitzen, fortgeschafft werden.

Dieser Verein, der sich die Erhaltung und Bekanntmachung aller Ueberbleibsel aus der Vorzeit, die in geschichtlicher oder künstlerischer Hinsicht merkwürdig sind, zur Aufgabe macht, wendet sich daher mit der dringendsten Bitte an seine Mitbürger, ihn in diesem Bestreben zu unterstützen und durch Verhütung des Unterganges solcher Gegenstände einen schönen Beweis ihrer Vaterlandsliebe an den Tag zu legen.

Gräber im Burghölzli.

Eine Viertelstunde von Zürich, am östlichen Ufer des Sees, liegt eine waldige Anhöhe, die unmittelbar vom Rande desselben ansteigt und sich auf ihrer Rückseite an eine lange Hügelreihe lehnt, welche die Thäler der Glatt und der Limmat scheidet. Der Gipfel dieses Vorsprungs, Burghölzli genannt, gewährt, wie kaum ein anderer Standpunkt, die freiste Aussicht auf die mannigfaltige Umgegend, während er selbst durch seine sanft anschwellende Form und malerische Bekleidung die Anmuth des Geländes erhöht. So schön sich an diesem Orte nach Süd der Kranz der Eisgebirge darstellt, so überraschend ist durch den Contrast, wenn man abwärts schaut, das freundliche Thal, das die Limmat in vielen Krümmungen durchströmt. Besonders reizend erscheint dieser Theil der Landschaft an der nordöstlichen Seite des Hügels, da wo man den stillen Wiesengrund, durch den der Wehrenbach fliesst, zu seinen Füssen sieht, und wo die gegenüberstehenden mit schönen Baumgruppen besetzten Abhänge der Gegend einen idyllischen Charakter verleihn. Ein prachtvolles Schauspiel gewährt hier der Anblick der untergehenden Sonne; hier ist es auch, wo sich unter dem Schatten alter Eichen und Buchen die Todtenhügel eines längst verschwundenen Volkes erheben.

Vielfach mag im Laufe der Zeit das Aussehen dieser Anhöhe durch verschiedene Cultur sich verändert haben. Noch im vierzehnten Jahrhundert nahm den Gipfel desselben das Stammschloss der Biberlin ein, aus deren Geschlecht Werner, Bürger von Zürich, zu den von den Ländern Uri und Schwyz im Jahr 1291 ernannten Schiedsrichtern gehörte. Kaum findet man dort noch Spuren von Gemäuer. Am westlichen Abhange stand die kleine Burg Weineck mit nahen Rebenpflanzungen, die die mittägliche Seite des Hügels bedeckten. Nur der Ort, wo die alten Grabhügel liegen, scheint jeder Umgestaltung entgangen und immer mit Waldung besetzt gewesen zu sein.

Im Jahr 1832, wo man die Nachforschungen in den Hügeln vornahm, waren noch drei derselben, obwohl von hohem Gesträuch überwachsen, in ihrer ursprünglichen Form zu sehen; ein vierter war schon längst von frevlerischer Hand eröffnet und seines Inhalts, von dem wir keine sichere Kunde haben, beraubt worden. Die Ergebnisse der in jenem Jahr begonnenen und seither zu Ende gebrachten Untersuchungen wollen wir hier, wie sie damals von verschiedenen Personen aufgezeichnet wurden, mittheilen.

Der zuerst eröffnete Grabhügel stand etwa 100 Schritte über dem Fussweg nach dem Balgrist. Er war von conischer Form, hatte eine Höhe von 7′ und einen Durchmesser von 30′. Nach Wegschaffung des Rasens zeigte es sich, dass er fast ganz aus Kieselsteinen aufgebaut war, die man aus dem nahen Bache geholt und hier regellos auf einander geworfen hatte. Indem man von der Spitze in seinen Schoss eindrang, entdeckte man in einer Tiefe von 5 Fuss eine lange Platte von rothem Schiefer, bei deren Aufhebung ein Grab mit dem wohlerhaltenen Skelette eines fast 6 Fuss langen Mannes sichtbar wurde, dessen Haupt nach Westen lag. (Siehe Taf. III. A.) Das Grab selbst hatte eine Länge von 6 Fuss bei einer Tiefe von 1½′ und einer Breite von 2 Fuss und war ohne Anwendung von Mörtel erbaut worden. Die vier Seitenwände desselben bestanden zwar nur aus sehr

roh zugehauenen Stücken Tufstein und Schiefer, während der natürliche Boden zur Unterlage diente; dagegen war das Eindringen der äussern Luft zu verhindern keine Mühe gespart worden. Wo die zu kurze Platte die Einfassung nicht deckte, hatten die Erbauer einen genau passenden Stein eingekeilt, überhaupt jede auch die kleinste Lücke mit Schieferstückchen auf's sorgfältigste ausgefüllt und selbst die Porositäten des Tufsteins mit lettiger Erde verstopft. Wie die Beschaffenheit der Zahnlücken verrieth, hatte das sehr kräftig gebaute Skelett einem Greisen angehört. Sehr überraschend war bei gänzlicher Abtragung des Hügels die Entdeckung eines zweiten menschlichen Gerippes (III. B.), welches dicht neben dem ersten, aber ausserhalb des Grabes, zum Vorschein kam und unter gewaltigen darauf geworfenen Steinen zerdrückt lag. Etwas näher gegen den Rand des Hügels fand sich ein dritter Körper (III. C.), dem man nicht mehr Sorge getragen hatte; denn auch bei diesem waren, wie wenn man es gewollt hätte, die Knochen durch die Last der Steine in Stücke zerbrochen. — Alles Nachsuchens ungeachtet hatte man in diesem Hügel keine Spur von Kohlen oder Scherben bemerkt; auch war, wie es scheint, keinem in demselben Begrabenen irgend eine Waffe oder ein Geräthe mitgegeben worden.

Der zweite Grabhügel, welcher bald nachher eröffnet wurde, stand unterhalb einige hundert Schritte vom ersten entfernt, nahe am Rande des steilen Abhangs, an dessen Fuss der Wehrenbach vorbeifliesst, unter den Zweigen der Bäume und dichtem Gesträuch verborgen. Seine Spitze erhob sich etwa 6 Fuss über die Waldfläche, während sein Durchmesser an der Grundfläche etwa 30 Fuss betrug. So sehr er aber im Aeussern dem ersten Hügel glich, so verschieden zeigte sich sein innerer Bau. Er war nämlich bloss aus Erde, wie die Umgebung sie lieferte, aufgeführt, und im ganzen Hügel fand man nur zwei Steine, die überdiess ihre Bedeutung hatten. Bei Eröffnung derselben kamen 2—3 Fuss unter dem Gipfel viele zerstreut liegende Scherben schlecht gebrannter Gefässe zum Vorschein, die aus schwärzlichem unreinem Thon verfertigt waren. Im Mittelpunkt des Hügels, ganz unten auf natürlichem Boden, lagen ohne alle Grabeinschliessung die äusserst mürben, der Länge nach ausgestreckten Gebeine eines Menschen, dessen Haupt nach Südost gerichtet war und an einen Stein sich lehnte. Die noch vollständig vorhandenen Zähne deuteten mit den übrigen Theilen des Körpers auf einen Menschen von mittlerem Alter, dessen Geschlecht aber keiner der Anwesenden zu erkennen im Stande war. Als Schmuck trug der Bestattete am rechten Vorderarm zwei massive bronzene dem Handgelenke angepasste Ringe, die auf den Seiten, wo sie sich berührten, platt geschliffen und deren stumpfe Enden nicht vereinigt waren. (Taf. II. 1.) In der Gegend des Halses wurde eine vom Rost zerfressene Spange (II. 2.), sonst keinerlei Geräthe, auch keine Grabgeschenke gefunden. Zur Seite desselben zeigten sich einige vereinzelte Knochen eines jungen Schweines. Auch bei gänzlicher Abtragung des Hügels kam ausser vielen zerstreuten Scherben und Kohlen, und einem Stück eines Rehgeweihes gar nichts der Bemerkung werthes zum Vorschein; doch überzeugte man sich bei dieser Arbeit, dass vor Errichtung des Hügels der Boden, den er decken sollte, geebnet worden war.

Hierauf schritt man zur Eröffnung des dritten ostwärts von dem vorigen gelegenen Todtenhügels, der mit seiner kreisrunden Basis, deren Durchmesser etwa 40 Fuss betrug, an den zweiten Hügel stiess. Seine Höhe genau zu bestimmen, war unmöglich; denn im Jahr 1799 hatten französische Artilleristen die Spitze abgetragen und ein paar Kanonen hier aufgeführt. Sie mochte indess kaum

7′ erreicht haben. Auch diessmal wurde, um desto schneller den Inhalt an Körpern und ihren Mitgaben auszubeuten, der Hügel mit einem Graben durchschnitten. — Kaum einen Fuss tief unter der jetzigen oder 3½ Fuss unter der früheren Oberfläche zeigte sich schon ein mit dem Haupte nach Norden liegendes Gerippe, mit etwas zurückgezogenen Beinen und den rechten Arm vom Körper abgewandt. (III. D.) Neben dem linken Arm lag ein eisernes Messer (II. 3.) und neben den Hüftknochen eine Schnalle von gleichem Metall (II. 4.), beide vom Roste zerstört. Unter diesem Körper kam bei fortgesetztem Graben nach dem Mittelpunkte der Basis, wie beim zweiten Grabhügel, lockere schwärzliche Erde mit vielen eingestreuten Scherben und Kohlen zum Vorschein, die ein zweites Skelett ankündigte. Wirklich lag auf natürlichem Boden mit dem Haupt nach Südost gerichtet ein Gerippe, das nach der Meinung einiger Anwesenden einem weiblichen Körper zugehört hatte und, weil man viel Schmuck an ihm fand, für die Hauptperson unter den hier Bestatteten gehalten wurde. (III. E.) An der rechten Seite dieses mit ausgestreckten Gliedern da liegenden Skelettes umschlossen die Knochen am Handgelenke drei massive bronzene Ringe von ungleicher Dicke und denen im vorigen Hügel ähnlich. (II. 5.) Neben der Brust hatte eine bronzene Spange gelegen, von der leider nur ein Bruchstück aufgehoben wurde. (II. 6.) Um die Halsknochen des Skelettes lief ein hohler, aus dünnem Erzbleche verfertigter 6″ weiter Halsring, dessen Enden zwei Stiftchen, die in ein in die Röhre geschobenes Stück Horn drangen, zusammenhielten, während die Ränder des Bleches nicht durch Löthung vereinigt waren. (II. 7.) Aus dem Umstande, dass beim Zusammensinken des Erdhaufens ein Theil des Kopfes in den Umfang des Ringes, ein anderer seitwärts gedrückt wurde, ergab sich deutlich, dass bei der Bestattung das Haupt durch einen Stein, den man daneben fand, in aufrechter Stellung erhalten worden war. Die Beschaffenheit der vollständig vorhandenen schönen Zähne liess auf einen jugendlichen Körper schliessen. Bei Weghebung der Schädelknochen erschien ein zweifach spiralförmig aufgewundener Golddraht, der wahrscheinlich das Haar geschmückt hatte. (II. 8.) An der rechten Seite des Körpers standen neben dem Haupt auf die wilde Erde hingestellt drei schlecht gebrannte thönerne Gefässe, die durch die Feuchtigkeit des Bodens erweicht und durch den Druck desselben zum Theil zerstört waren. Ein einziges liess sich wieder herstellen; es war, wie alles in diesem Hügel gefundene Geschirr, nicht auf der Töpferscheibe, sondern aus freier Hand verfertigt und scheint eine Trinkschale gewesen zu sein. (II. 9.) Das zweite, inwendig schwarz, auswendig roth gefärbt, hatte einen Durchmesser von 7 Zoll und eine recht schöne Form. (II. 10.) Das dritte von 14 Zoll Durchmesser war ebenfalls roth angestrichen und glich einem Teller. Der rechte Arm dieses Körpers war verschieden vom linken so gestellt, dass sich der obere Theil an den Leib anschloss und der untere in einem rechten Winkel von demselben abstand. Die rechte Hand hielt das mit kleinen Nägeln gezierte knöcherne Heft eines langen eisernen Messers, dessen Spitze in dem Schädelknochen eines jungen Schweines stak. (II. 11.) — Westlich von diesem zweiten Körper lag ungefähr in gleicher Richtung, aber mit dem Haupte nach Nordwest, das fast ganz verweste Gerippe eines dritten, neben welchem, wie beim vorigen, eine grosse Kohlenstätte mit einigen trichterförmigen Vertiefungen sich ausbreitete. (III. F.) Auf seiner rechten Seite kam die 8½ Zoll lange und 2 Zoll breite eiserne Spitze einer Lanze (II. 12.) und in der Brustgegend eine zierlich gearbeitete bronzene Haftnadel (II. 13.) und ein kleines dreieckiges Stück Erzblech zum Vorschein. Nahe am Haupt standen zwischen grosse Steine eingesenkt, die eine Mauer längs dem Körper gegen den Rand hin bilde-

ten, mehrere thönerne Gefässe von verschiedener Grösse, von denen nur eines unversehrt enthoben werden konnte. Zwei andere, die ursprünglich reich bemalt waren, zerfielen. (III. 22, 23, 24.) Die in diesem Theil des Hügels vorhandene Feuchtigkeit hatte wahrscheinlich die Zersetzung der Knochen herbeigeführt. Einen halben Fuss tiefer als das erste Skelett und östlich von diesem lag mit dem Kopfe in Norden ein 5 Fuss 8 Zoll (Par. Mass) langes wohlerhaltenes männliches Gerippe (III. G.) mit ausgestreckten Gliedern und anschliessenden Armen; dem eine plumpe, kupferne Schnalle (II. 14.) und ein eisernes Messer mit sägeförmig eingekerbtem Heft (II. 15.) beigegeben war. — Oestlich von diesem, ½ Fuss tiefer als das zuerst entdeckte Skelett, zeigte sich bei Erweiterung des Einschnittes unter vier grossen Steinen das zerdrückte Gerippe eines Menschen (III. H.), und neben ihm zwei zersplitterte thönerne Gefässe, von denen das eine einer Schale glich, während das andere durch eine eigenthümliche Gestalt und merkwürdige Zeichnung auf der obern Seite sich vor allen übrigen unterschied. (II. 16.) Die Steine konnten, wie genauere Untersuchung lehrte, nicht durch das Einsinken des Hügels auf das Gerippe gekommen sein, sondern waren, wie bei den zwei äussern Körpern im ersten Hügel, absichtlich bei der Beerdigung darauf gewälzt worden. An dieses Skelett reihte sich ein sechstes (III. I.) näher dem Rande zu liegendes an, dessen Haupt nach Norden gerichtet war. Es hatte, ausser einem eisernen Messer (II. 20.) in der rechten Hüfte, keine weitere Mitgaben. Seine Arme lagen nicht ausgestreckt, sondern vereinigten sich auf dem Becken.

Der vierte Hügel, der an seiner Basis etwa 30 Fuss Durchmesser hatte, war schon vor langer Zeit von Neugierigen, die ihren Fund nicht bekannt machten, eröffnet und seither zum Theil abgetragen worden. Im Mittelpunkte fand man nach abermaliger Wegräumung der früher wieder zugeworfenen Erde noch den Stein, an welchen des Leichnams Haupt sich gelehnt hatte, und viele grosse Steine, aus denen wie bei (III. F.)im dritten Hügel gegen Süden eine Mauer aufgeführt war. Vom Skelette selbst war keine Spur mehr vorhanden; aber einzelne Knochen und ein Zahn eines jungen Schweines wurden ausgegraben. Bei einer Höhe von 1½ Fuss stiess man auf eine Kohlenstätte, die sich über die ganze Fläche des Hügels ausdehnte und von einem Feuer herrührte, das, da es den lettenen Boden einen Zoll tief durchgebrannt hatte, lange Zeit unterhalten worden sein musste. In diesem Hügel wurde unter einer Menge anderer eine viele Quarzkörner enthaltende Scherbe aufgehoben, deren wir darum erwähnen, weil sie das einzige Stück ist, das eingedrückte Verzierung trägt, und sowohl in Absicht auf Masse als Zierrath ganz den Bruchstücken von Urnen gleicht, die auf der Kuppe des Uetlibergs nächst beim Signal vor einigen Monaten ausgegraben wurden. (III. 21.) Ueberhaupt ist zu bemerken, dass die in den Hügel eingestreuten Scherben viele Quarzkörner zeigen, während die ganzen Gefässe davon grösstentheils frei sind.

Bei gänzlicher Abtragung des dritten Hügels war man sehr bemüht, die Anlage desselben genauer kennen zu lernen; namentlich hoffte man ausmitteln zu können, ob die gefundenen Körper auf einmal oder in verschiedenen Zeiten bestattet worden wären. Es konnte nämlich eine Familie, deren Glieder nach langen Zwischenräumen starben, hier vereinigt liegen, oder aber der Hügel, wie die beiden rechts und links von ihm stehenden, zu Ehren des in der Mitte ruhenden reich geschmückten Körpers erbaut worden sein, bei dessen Beisetzung die andern hier Begrabenen ihm in den Tod folgten.

Die letztere Ansicht scheint aus mehreren Gründen den Vorzug zu verdienen. Ausser der Ungewissheit, die betreffend das Dasein von weiblichen Skeletten obwaltet, ist keine Spur eines Kinderskelettes entdeckt worden. Ferner sind die um und über dem im Mittelpunkt liegenden Körper Bestatteten mit keinem oder nur unbedeutendem Schmucke versehen. Endlich zeigten sich während der Schleifung des Hügels keinerlei Schichten, wo die Erde sich entweder leichter abgelöst oder durch verschiedene Farbe auf allmälige Erbauung hingedeutet hätte. Wenn aber erst fernere Ausgrabungen ähnlicher Hügel hierüber Licht verbreiten müssen, so ist dagegen als ausgemacht zu betrachten, was betreffend die Bestattungsweise folgt.

Bei Beerdigung eines Mannes, dem die Hügelbestattung zu Theil werden sollte, wurde der für diesen Zweck gewählte Ort sorgfältig ausgeebnet und der Körper, wie er im Leben gekleidet einherging, mit seinen Waffen, seinem Schmucke und Geräthen auf die natürliche Erde hingelegt. Das Haupt wurde durch einen untergeschobenen Stein in aufrechte Stellung gebracht, die übrigen Glieder ausgestreckt, aber auf die Himmelsgegend bei der Richtung des Körpers keine Rücksicht genommen. Hierauf wurde, nachdem man dem Verstorbenen für die unterirdische Reise oder die künftige Fortdauer verschiedene Gefässe mit Getränken und als Speise einen Theil eines jungen Schweines beigesetzt hatte, der Leichnam mit gewöhnlicher Erde, wie man sie in der Nähe fand, etwa einen Fuss hoch bedeckt, neben demselben Feuer angezündet und lange Zeit unterhalten. Die daher rührende Kohle und Asche wurden mit Erde vermischt auf das Grab gestreut und der Hügel aufgeführt. Die übrigen zu bestattenden Leichname wurden, ohne Ordnung in Absicht auf ihre Lage zum ersten Körper, neben und über demselben ebenfalls mit den Geräthen, die sie bei sich trugen, hingelegt und über alle eine gemeinschaftliche Erddecke aufgeworfen. Auffallend ist die Bestattungsweise des fünften Körpers, der unter den Steinen zerdrückt lag und des ersten im nämlichen Hügel, dessen Gebeine so unordentlich da lagen, dass man versucht ist zu glauben, man habe bei dieser Art von Bestattung vorgehabt, den Todten Schmach anzuthun. Deutlich genug ist es beim ersten Hügel, dass die Erbauer derselben die gewaltsame Zerstörung der beiden ausserhalb der Gruft liegenden Leichname durch die darauf gehäuften Steine entweder beabsichtigten oder doch voraussehen mussten.

Gräber auf der Forch.

Ueber die schon erwähnte Hügelreihe, die sich längs dem rechten Ufer des Zürichsees hinzieht, führt aus dem Limmat- ins Glattthal ein Pass, welcher Forch, ursprünglich wohl Furca, heisst. Nicht weit von der Höhe desselben, die wegen der ausserordentlichen Fernsicht häufig besucht wird, an der östlichen Seite des Berges auf den Feldern der Gemeinde Aesch, entdeckte man in den Jahren 1833—34 beim Pflügen eine Reihe menschlicher Skelette, die etwa 16—20 an der Zahl mit ausgestreckten Gliedern und den Kopf nach Osten gerichtet parallel neben einander lagen. Die einen waren in Einfassungen von Kieselsteinen, die ohne Deckplatte blieben, die andern in den blossen Boden gelegt und mit Erde, der man Kohle und Asche beigemengt hatte, bedeckt worden. In einem dieser Gräber wurden Korallen von Bernstein und gelbgefärbter Glasmasse nebst zwei grossen

bronzenen Ohrringen gefunden. (II. 17, 18, 19.) Von einem Erdwall, der sie früher bedeckt haben mochte, war jetzt nichts mehr zu sehen.

Obgleich die Zahl der untersuchten und hier beschriebenen Todtenhügel gering ist, und uns überdiess alle Vergleichung mit ähnlichen Denkmälern, die in verschiedenen Theilen Helvetiens vorhanden sind, gänzlich abgeht, so können wir bei genauerer Betrachtung der gefundenen Gegenstände, die sehr charakteristisch zu sein scheinen, uns nicht enthalten, unsere Ansicht betreffend das Alter dieser Gräber und das Volk, von dem sie herrühren mögen, auszusprechen. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass der Inhalt und der Bau der Gräber von einander abweichen, so dass man anfangs versucht ist, verschiedenen Völkern die Errichtung derselben zuzuschreiben. Da aber in Deutschland und namentlich in Frankreich verschiedene Bestattungsarten neben einander vorkommen, die, wie die Beigaben beweisen, Einer Zeit angehören, und da überdiess ein scharfsinniger Anatom uns versichert hat, dass die in den Gräbern aufgehobenen Schädel einander ganz gleichen und offenbar der nämlichen Nation angehören, so betrachten wir, bis zu Eröffnung ähnlicher Denkmale, diese Hügel als die aus verschiedenen Zeiten herrührenden Begräbnissorte des nämlichen Volkes. Die Geschichte lehrt uns, dass seit den frühesten Zeiten drei Völker der Reihe nach den diesseits der Alpen liegenden flachen Theil unseres Vaterlandes bewohnten, die in Absicht auf ihre Abstammung, Sprache und Cultur gänzlich von einander verschieden waren. Das erste, das auch den südlichen Theil von Deutschland inne hatte, bildete eine Abtheilung der celtischen Nation und wurde durch seinen von Cäsar beschriebenen Einfall in Gallien zuerst genauer in der Geschichte bekannt. Schon unter der Regierung der ersten Kaiser fingen die siegreichen Römer an, sich in diesen Gegenden niederzulassen, während die Ureinwohner, wenn nicht vertilgt, doch ihres Grundeigenthums grösstentheils beraubt und in einen Zustand der Knechtschaft versetzt wurden. Gegen das Ende des römischen Reichs fielen germanische Stämme, aus deren Abkömmlingen die jetzige Bevölkerung hauptsächlich besteht, in Helvetien ein, und die Alemanen und Burgunder erhielten sich im Besitze des Landes. — Untersuchen wir nun, welchem Volke die Errichtung der Hügel zuzuschreiben sei, so dürfen wir von den Eingewanderten zuerst die Burgunder übergehen, da unsere Gegenden jedenfalls zum alemanischen Theil Helvetiens gehörten, und weil sie überdiess erst zu der Zeit sich in Helvetien niederliessen, als sie bereits das Christenthum angenommen hatten. Dass diese Grabstätten aber von keinem christlichen Volke herrühren, beweist, ausser der Lage und dem Bau der Hügel, der den Leichnamen beigegebenen Speisen und Geräthe, der Opferstätten u. s. w., besonders der Mangel aller auf christliche Gebräuche hindeutenden Bezeichnungen. Auf gleiche Weise können wir die Errichtung dieser Denkmale den Römern, da sich nicht die geringste Spur ihrer Cultur an den aufgefundenen Gegenständen und der Beerdigungsweise überhaupt hier bemerken lässt, mit Sicherheit absprechen. Viel schwieriger ist es auszumitteln, ob nicht etwa bei den Alemanen diese Art zu bestatten üblich gewesen sei. Die Alemanen waren nach der Schilderung aller gleichzeitigen Schriftsteller, ehe sie mit den civilisirten Burgundern in Berührung kamen und zum Christenthum übergingen, ein wildes kriegerisches Volk, bei dessen Eintritt in Helvetien die letzten Spuren römischer Bildung verschwanden. Man weiss, dass sie in Städten zu wohnen verschmähten, den Ackerbau vernachlässigten und Viehzucht und Krieg zu ihren Hauptgeschäften machten. In einem nicht sehr grossen Zeitraum wandelte sich das einst so schön bebaute Land in eine Einöde (in Weideland) um. Wir wollen nun mit

dieser Schilderung die gefundenen Gegenstände, vorzüglich die Thonarbeiten, zusammenhalten und urtheilen, ob sie Produkte alemanischer Industrie sein können. Alle in dem grossen Hügel ausgegrabenen Gefässe bestehen aus rohem Material; sie sind aus freier Hand verfertigt, sehr schlecht, wahrscheinlich nicht im Ofen, sondern am Feuer gebrannt: dagegen aber ist ihre Form angenehm, ja zierlich; es zeigt sich in ihnen das Bestreben, über das Nothdürftige hinaus etwas dem Auge Wohlgefälliges, etwas Schönes hervorzubringen; sie sind Beweise einer noch geringen, aber sich selbstständig entwickelnden Kunst. Nicht minder beurkunden die bronzenen Zierrathen, sofern sie hier zu Lande verfertigt sind, ein Volk, das im Giessen des Erzes bedeutende Geschicklichkeit sich erworben hatte. Nach dem Gesagten scheint es uns kaum möglich, die Grabgeschenke, mithin die Gräber selbst, auch nur mit einem einzigen Grade von Wahrscheinlichkeit den Alemanen zuzuschreiben. Gesetzt aber, man nähme an, dass diese Geräthe zwar nicht die Alemanen selbst, sondern die römische oder römisch-celtische Bevölkerung zu Urhebern haben, die von den Erobern zu Sklaven gemacht und, während die Herren der Jagd und andern Geschäften oblagen, zur Ausübung ihrer Handwerke angehalten wurden, so fragen wir, wie es denn kam, dass sie mit Einem Male die Behandlung des Thons und den Gebrauch der Drehscheibe vergassen und aufhörten, Gefässe von feinem rothem hart gebranntem Thon zu liefern, wie wir noch Ueberreste in diesem und den benachbarten Thälern in zahlloser Menge finden? Es ist daher wohl am sichersten, diese Grabhügel als celtisch zu betrachten, um so mehr, da zu der Schilderung, die uns Cäsar von der Bildung der Helvetier gibt, die gefundenen Geräthe genau zu passen scheinen. Es spricht auch für diese Annahme die Lage des Ortes; denn, wie sich an unzähligen Denkmalen in England und Frankreich nachweisen lässt, haben die Druiden mit richtigem Gefühl für die Eindrücke der Natur je die schönsten und imposantesten Standpunkte zu ihren heiligen Gebräuchen auszuwählen verstanden. Könnte diese Ansicht als ausgemacht gelten, so wäre zugleich auch das Alter dieser Hügel einiger Massen gegeben. Wir halten es nämlich für unmöglich, dass an demselben Orte, wo römische Töpferwerkstätten etablirt sind, der überwundene Theil der Bevölkerung, auch wenn er sonst in seinen Gebräuchen keineswegs beeinträchtigt wird, fortfahre, auf die mühsamste Weise schlechte Gefässe für seinen Hausbedarf sich zu verfertigen, und aus diesem Grunde sind wir geneigt, anzunehmen, dass diese Grabhügel wohl vor der Eroberung Helvetiens durch die Römer, aber nicht lange nach der gänzlichen Besitznahme durch diese Nation, errichtet worden seien.

Die

römischen Gebäude bei Kloten.

Von

Ferdinand Keller,

V. D. M.

VORWORT.

Der Ort, wo im vorigen Jahre der Alterthumsverein von Zürich die Aufdeckung der Ueberreste römischer Gebäude vornahm, wurde schon früher in antiquarischer Hinsicht untersucht. Als nämlich im Jahr 1724 der Eigenthümer jener vormaligen Baustätte zufällig in den Ruinen einen noch unversehrten Würfelboden gewahr wurde, beauftragte die Regierung von Zürich, auf erhaltene Anzeige, eines ihrer Mitglieder, Junker Landvogt Zoller, Nachgrabungen daselbst zu veranstalten, um zu erfahren, ob etwas merkwürdiges unter dem Schutte verborgen läge, und namentlich, um die Mosaikwerke vor dem Untergange zu retten. Der Beauftragte, ein bekannter Alterthumsforscher, unterzog sich dem Geschäfte mit vielem Eifer; es war ihm aber weniger an einer planmässigen Untersuchung der ganzen Anlage und der Einrichtung dieses Bauwesens, dessen Ausdehnung und Architektur er ganz unberücksichtigt liess, als vielmehr daran gelegen, eine möglichst grosse Zahl von Antikaglien zu sammeln und mit denselben die Stadtbibliothek in Zürich zu bereichern. Die Bekanntmachung der aus seinen Arbeiten gewonnenen Resultate überliess er dem damaligen Archidiakon Johann Baptist Ott, welcher bald darauf in einer besondern Druckschrift betitelt: »Muthmassliche Gedanken von denen im Brachmonat und Heumonat MDCCXXIV zu Kloten entdeckten, und auf der Bürgerbibliothek zu Zürich aufbehaltenen Antiquitäten. Zürich 1724«; seine Ansichten über die hervorgegrabenen Gebäude und antiken Gegenstände mittheilte. Einen zweiten noch ausführlichern Bericht über die Ausbeute theilte einige Jahre später (1727) der Chorherr Breitinger in den Amoenitates litterariae einem grössern Publikum mit. Man wird in der Folge sehen, dass diese Gelehrten sowohl über die Bedeutung der Gebäude und ihrer Abtheilungen als diejenige des Geräthes sehr irrige Vorstellungen hatten, indem sie das letztere, welcher Art es auch sein mochte, im Sinne der damaligen Zeit, auf die religiösen Gebräuche der Römer bezogen, und alle Zimmer, in denen eine Heizvorrichtung angetroffen wurde, für Schweissbäder ansahen. — Der antiquarische Verein hielt es daher der Mühe werth, diese Bauanlage, in der leider durch Schatzgräber viele Theile seither angegriffen und zerstört worden waren, aufs Neue und zwar in ihrem ganzen Umfange zu entblössen, theils, um die wahre Bestimmung derselben endlich auszumitteln, theils um die Art kennen zu lernen, wie in diesem Klima und bei dieser Oertlichkeit römischen Bedürfnissen ein Genüge geleistet werden konnte. Wenn dessen ungeachtet die in den nachstehenden Blättern enthaltene Schilderung wegen der Zweifel, die auch nach den neuern Aufgrabungen über viele Theile der Gebäude noch schweben, mangelhaft erscheint, so hofft man dennoch, dass der Alterthumsfreund sie nicht ganz werthlos finden werde, da sie mit Vermeidung aller gewagten Hypothesen eine desto sorgfältigere Darstellung des Vorgefundenen sich zum Ziel setzte, um künftigen Zeiten einen genauen Umriss dieser merkwürdigen Denkmäler aufzubewahren.

Lage der Gebäude.

Etwa 20 Minuten von dem 2 Stunden von Zürich entfernten Pfarrdorfe Kloten führt die Strasse nach Bülach über eine sanfte Erdanschwellung, jetzt Schatzbuck, früher Aalbühl genannt; welche sich einige tausend Fuss weit von Ost nach West erstreckt, und dann allmälig in den weiten von der Glatt durchflossenen Thalboden absenkt. Diese natürliche Terrasse hat im Rücken die dem Rhein zulaufende mit Wald besetzte Hügelreihe, die ihr zum Schutze gegen die kalten Nord-Ostwinde dient; nach den übrigen Himmelsgegenden hin bildet sie ein offenes Gelände, das an Fruchtbarkeit und Wechsel der Scenerie von wenigen des östlichen Helvetiens übertroffen wird. Nach Süden erblickt das Auge, jenseits der näheren Fichtenhügel und den sich über einander aufstufenden Bergreihen zu beiden Seiten des Zürchersees, den weiten Kranz der Alpen in ununterbrochenem Zuge vom Sentis bis zu den äussersten Gipfeln des Berner Oberlandes, während es mit Wohlgefallen nach Westen über ein üppiges Mattland hinschweift, in dessen Mitte der Absturz des Jura, auf dem das Schloss und Städtchen Regensberg erscheint, sich malerisch hervorthut. — Einige hundert Schritte vom Fuss dieser Anhöhe sprudelt eine herrliche Quelle von der Stärke eines Mühlbaches aus der Wiese hervor, die in mancherlei Krümmungen durch den moorigen Boden der Glatt zufliesst, und wegen der Frische und Klarheit ihres Wassers den Bewohnern der Umgegend, die sie seit undenklichen Zeiten das goldene Thor heissen, wohl bekannt ist.

Zeit der Erbauung und Zerstörung.

Auf diesem für eine Niederlassung vortrefflich geeigneten Standpunkte war es, wo von römischer Hand Gebäude zu verschiedenen Zeiten aufgeführt wurden. Das Dasein von Scherben, Ziegelstücken, Knochen, Asche und Kohlen unter den Estrichen der zu beschreibenden Häuser weist wenigstens auf eine Ansiedelung hin, die dem jetzigen Baue voranging. Es sind indess keine Zeugnisse vorhanden, die das Alter der frühern Anlage kund thäten.

So sorgfältig man auch während den Nachgrabungen auf jeden Umstand achtete, der auf die Erbauungszeit des jetzigen Häuservereins einen Schluss gestattete, so kann dennoch, da alle Nachforschungen in dieser Hinsicht vergeblich blieben und mit Ausnahme einiger Legionszeichen schriftliche Denkmäler gänzlich mangeln, das Alter derselben nicht mit Zuverlässigkeit angegeben werden. So viel aber ist gewiss, dass, da der Stempel der XI. Legion vielen grossen Ziegeln eingedrückt ist, die Aufführung der Gebäude während der Anwesenheit dieser Legion zu Vindonissa und in der Umgegend Statt gefunden hat. Ist Haller's Annahme (siehe Helvetien unter den Römern I. 68 u. 163) richtig, dass diese Legion, die Domitian oder Nerva nach Helvetien verlegte, schon unter Sept. Severus nicht mehr hier, sondern in Moesien stand und durch die XXI. Legion eine Zeit lang ersetzt wurde; so fällt natürlich die Erbauung oder Wiederherstellung der Gebäude in das zweite Jahrhundert nach Christo, also in die Zeit, wo Helvetien nach Norden durch die Veteranenkolonien in Süddeutschland geschützt, einer tiefen Ruhe und eines bedeutenden Wohlstandes sich erfreute. Da jedoch auch

und zwar ziemlich häufig das Zeichen der XXI. Legion, welche in dem Zeitraum von Caligula bis auf Nerva in Vindonissa lag, und nach einer Abwesenheit von etwa 100 Jahren unter Sept. Severus wieder nach Helvetien zurückkehrte, in den Ruinen des südlichen Gebäudes zum Vorschein kommt, so bleibt es unbestimmt, ob nicht schon im ersten Jahrhunderte diese Gebäude aufgeführt wurden. Dieselbe Schwierigkeit, auf die wir bei der Bestimmung der Gründungszeit dieser römischen Niederlassung trafen, begegnet uns wieder, wenn wir die Dauer ihres Bestehens anzugeben versuchen. Als einziger Leitfaden dienen uns bei dieser Untersuchung die Aufschriften auf Münzen, von denen die spätesten, die man aus dem Schutte hervorgezogen hat, unter Crispus Caesar geprägt worden sind. Es haben mithin die Gebäulichkeiten, ungeachtet der häufigen Einfälle germanischer Horden im zweiten Jahrhundert und der Verwüstungen, womit sie ihre Züge bezeichneten, bis wenigstens zum Jahr 317 nach Christo bestanden oder sich doch, wenn wir annehmen, dass sie das Loos der benachbarten wiederholt zerstörten römischen Ansiedelungen theilte, immer wieder von Neuem aus den Trümmern erhoben. Ob sie aber am Ende von ihren Bewohnern freiwillig verlassen worden oder durch die Wuth der Feinde untergingen, lässt sich aus der Beschaffenheit der Ueberbleibsel nicht angeben. Wenn man indess, wie man gewohnt ist, der Zerstörungssucht der Alemannen auch den Umsturz dieses Römerwerkes aufbürden will, so gewinnt wenigstens diese Annahme einige Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass sich eine bedeutende Kohlenstätte bis weit in die anstossenden Felder erstreckt. Dieses Ereigniss mag eingetreten sein, als nach der Niederlage des Decentius im Jahr 351 nach Christo die ganze Gegend längs dem Rhein ein Schauplatz der traurigsten Verwüstungen wurde, und alle Besitzungen wie Forum Tiberii, Vindonissa, Vitodurum, Ad Fines eine Beute der eindringenden Alemannen wurden.

Beschreibung der Gebäude.

Wenn auch die Häuser nur in ihren Ruinen noch vorhanden und selbst die Verbindungen der Gemächer nicht immer deutlich zu erkennen waren, so gewährte doch die Untersuchung, wie der gebildete Südländer hier einen Bau anlegte und die Wohnzimmer gegen die Feuchtigkeit und die Kälte des Winters schützte, sowohl dem Archäologen als dem Architekten vielseitige Belehrung. Schon die Betrachtung des angewandten Materials war von grossem Interesse. Nicht nur war der ausserordentliche Aufwand von vortrefflicher Zieglerarbeit überraschend, sondern die Menge der verschiedenen oft aus entlegenen Gegenden für die bestimmten Zwecke herbeigeschafften Steinarten setzten in Verwunderung, und bewiesen die genaue Bekanntschaft des Baumeisters mit dem Terrain zwischen dem Rhein und dem Hochgebirge.

In allen Theilen des Gebäudes und besonders in der Anlage desselben sprach sich der Entschluss, dauerhaft und hübsch zu bauen, und zu diesem Ende weder Ardeit noch Material zu sparen, auf's deutlichste aus. Der Architekt kannte ohne Zweifel die Schönheit italiänischer Bauart, und mochte sich daher bestrebt haben, mit heimischem Luxus auch diesseits der Alpen das Auge seiner Landsleute zu erfreuen. Auch aus diesem Grunde dürfte die Erbauung dieser römischen Wohnungen in

eine Zeit zu setzen sein, wo die ursprünglichen Bewohner des Landes ihre Unabhängigkeit verloren hatten, und die Einwanderer sich im ungestörten Besitze dieser Gegend sahen.

Beide Häuser gehörten augenscheinlich zusammen und sind daher auch wohl mit einander aufgeführt worden. Diess geht theils aus ihrer Stellung, theils aus der Aehnlichkeit ihrer Bauart, am deutlichsten aber daraus hervor, dass durch die Hauptmauer des nördlichen Gebäudes keine Wasserleitungen und keine Abzugskanäle heraustreten, mithin weder Bäder noch Räume zum Waschen oder ähnlichen Zwecken in demselben vorhanden waren. Es ist ferner kein Ort darin, den man als Küche betrachten könnte, auch sind keine Geschirre oder Kochgeräthe, wie auch keine Knochen u. s. w. in demselben gefunden worden. Man darf demnach mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass beide Häuser Eine Anlage ausmachten und eins das andere in seinen Räumen ergänzte.

Auffallend ist die Verschiedenheit des Plans in der Hauptanlage der beiden Gebäude, sowie diejenige der Eintheilung des Raumes. Während beim nördlichen das Ganze ein längliches Viereck bildet und die Zimmer quadratisch abgetheilt sind, macht beim südlichen sehr unsymmetrisch angelegten die Hauptmauer eine Menge Ausbiegungen und die Gemächer nehmen eine halbrunde oft ovale Form an.

Das nördliche Gebäude, das genau in einem rechten Winkel vom südlichen abstand und mit der Fronte nach West schaute, hatte eine Länge von 86′ und eine Breite von 48′. Die Hauptmauern, die aus Kieselsteinen und Stücken von Ziegeln, welche man zur Ausfüllung verwandte, aufgeführt waren, und 4 — 5′ über den römischen Boden hervorragten, massen, gleich den Unterscheidungsmauern, $2\frac{1}{2}$′ in die Dicke. Dieser Höhe der Mauern ungeachtet konnten bei mehrern Räumen weder Thür- noch Fenstereinschnitte gefunden werden. Vielleicht waren es Vorrathskammern, in welche man auf Stufen hinabstieg.

Der Raum Nro. 1. im nördlichen Gebäude, siehe Taf. III u. IV., von bedeutender Grösse 30′ lang und 30′ breit, war ohne Guss oder Backsteinboden und wahrscheinlich nicht bewohnbar. Von hier aus wurden mehrere Zimmer Nro. 2, 4, 5, geheizt, wie aus den Feuerlöchern 1^1, die sich unter den Mauern in die genannten Räume ziehen, hervorgeht. Diese Feueröffnungen waren gleich den übrigen im Innern des Hypokaustums durch einen quer vor dieselbe gestellten oder im Durchgange selbst angebrachten Sandstein dem grössern Theile nach verschlossen, so dass nur durch die obere Hälfte der Löcher der Hitze Zugang gestattet und zugleich das Eindringen des Rauches und Hineinfallen von Asche und Kohlen in den Boden des Hypokaustum verhindert wurde. Bei 1^2 befand sich eine Vertiefung in der Mauer, die der Anfang eines Luftzuges oder Schornsteins gewesen zu sein scheint.

Nro. 2. Ein 24′ langes und 24′ breites und wie Nro. 4, 5, mit unterirdischer Heizungsvorrichtung versehener Raum (Vid. Plin. Lib. V. Epist. 6.), dessen Boden auf folgende Art construirt war: Zuerst wurde die abgeebnete, natürliche Erde mit runden Kieselsteinen von mittlerer Grösse ganz regelmässig besetzt und Mörtel in Fülle darüber gegossen, woraus ein 6 — 7″ dicker der Nässe undurchdringbarer Estrich entstand. Auf diesen wurden 26″ hohe Pfeiler entweder aus Sandstein, die sich in der Mitte etwas verjüngten und rundlich behauen waren, oder aus auf einander gelegten Backsteinen bestehend in einem Abstande von 1′ errichtet und auf diese grosse Ziegelplatten von $1\frac{1}{2}$ □′ so hingelegt, dass die Enden von je 4 Tafeln auf der Mitte eines Pfeilers sich berührten, folglich jede den vierten Theil einer Stütze als Haltpunkt erhielt. Auf diesen Boden wurde ein Estrich aus Kalkmörtel gelegt, welcher wieder von einem Ziegelmehlguss bedeckt war, auf dem die den Mosaik

bildenden Steinwürfel ruhten. Diesen Raum hatte man im Jahr 1724 ziemlich unversehrt aufgedeckt, aber leider die Anordnung der Heizröhren, tubuli, von denen wir eine grosse Menge von Bruchstücken fanden, unbeachtet gelassen.

Was die Heizeinrichtung anbelangt, so konnte nichts ausgemittelt werden, als dass die Röhren längs der Wände senkrecht neben einander und durch viereckige Löcher, die in der Mitte derselben angebracht waren, unter sich in Verbindung standen. Durch diese Wandkanäle, die zugleich als Luftzüge dienten, wurden die Zimmer auch von der Seite erwärmt. Siehe Schöpflin Alsat. I. p. 539. Die Röhrenschichten waren mit einem Anwurf von Gyps bedeckt. Dieses Zimmer war von den anstossenden durch Seitenmauern von gebrannten Steinen abgesondert. Die Wände desselben waren erst mit Kalk dann mit Ziegelmörtel belegt, sauber abgeglättet und über dem Mosaikboden enkaustisch bemahlt.

Nro. 3 lag höher als die vorigen und war in Absicht auf sein inneres Ansehen ganz Nro. 1 ähnlich; nur hatte man die Seitenwände roh gelassen.

Nro. 4 und 5 waren wie Nro. 2 eingerichtet und mit Heizvorrichtung versehen. Ihre mit Mosaik besetzten Fussböden, von denen Taf. II. 1 und 2 einige im Jahr 1724 enthobene Bruchstücke abgebildet sind, ruhten auf Säulchen von Backsteinplatten.

Nro. 6 lag 2′ höher als die übrigen Gemächer. Der Fussboden bestand aus Estrich ohne Bedeckung von Steinplatten. Die Seitenmauern waren abgetragen.

Nro. 7 war mit mehr Aufwand als die übrigen Räume dieses Gebäudes angelegt. Der Fussboden dieses nach Süd gelegenen Raumes war zwar nicht heizbar, wie z. B. bei Nro. 2, aber desto sorgfältiger ausgeführt. Auf ein Pflaster von Kieselsteinen folgte ein Kalkguss, dann eine Schichte von Ziegelmehlmörtel, welche wiederum mit grossen geschliffenen Platten von Jura-Marmor bedeckt war. Die Seitenwände bestanden zur Hälfte aus Backsteinen, die an die Mauer befestigt und übermalt waren. Den Sockel bildeten 15 □″ grosse geschliffene Platten von rothem Marmor.

Dieses Gebäude, das im Ganzen 7 Abtheilungen enthielt, scheint nur aus einem Erdgeschosse bestanden zu haben.

Das südliche Gebäude war viel besser erhalten, obgleich auch dieses seit seiner ursprünglichen Zerstörung sowohl durch die unzweckmässigen Nachgrabungen im Jahr 1724 als durch das Wühlen einiger Schatzgräber wesentlich gelitten hatte. Es war um ein bedeutendes grösser als das vorige, hatte eine Länge von 140′, eine Breite von 70′ und, die Gänge nicht eingerechnet, 24 Abtheilungen, wovon 11 zu Wohnzimmern, 3 zu Bädern, die übrigen für andere ökonomische Zwecke bestimmt waren.

A. Ein mit einem Doppelboden gleich Nro. 2 im vorigen Gebäude versehener Raum von hufeisenförmiger Gestalt. Sein auf 2½′ hohen, ¾′ dicken und 1′ von einander abstehenden Pfeilern ruhender Fussboden, war ebenfalls mit Mosaik ausgeziert und in geringen Bruchstücken noch sichtbar. Die Erwärmung dieses Zimmers fand durch die Oeffnung bei A^1 Statt, wo die beiden dem (1½□′) weiten und mit einer Sandsteinplatte bedeckten Feuerungsloche zunächststehenden aus Backsteinen erbauten Pfeiler mürbe gebrannt waren. Der Ort, wo der Luftzug durchging oder die Anordnung der Heizröhren konnte nicht ausgemittelt werden.

Der Raum A^2 machte mit dem eben beschriebenen ein Ganzes aus, war aber mit keinem Hypo-

kaustum (Bodenheizung) versehen. Der ebenfalls mit Mosaik gezierte und wie A angelegte Fussboden befand sich unmittelbar auf der natürlichen Erde und auf gleicher Fläche mit den andern. Eine gemauerte Scheidewand hat A und A^2 nicht getrennt.

Gleich ausserhalb der halbkreisförmigen Mauer bei diesem Zimmer senkt sich der Hügel ab, und das Gebäude hat sich nicht weiter erstreckt.

Von den buntbemalten Wänden und dem Mosaikboden des Raumes A^2 wurden einige Ueberreste gerettet.

B. Zimmer mit roh gemalten Wänden, dessen gepflasterter Boden etwa einen halben Fuss höher lag. Bei B^1 Ausgang in den Hofraum.

C. Gemach mit einem 3′ breiten Eingang von der Westseite. Der Fussboden mit Ziegelplatten belegt, auf der nämlichen Höhe wie der untere des anstossenden Raumes A.

D. Ein Raum, dessen Boden die feste Erde bildete und der ohne Zweifel zum Aufenthaltsorte der Sclaven oder zu einer Vorrathskammer bestimmt war.

E. Ein gleich A für unterirdische Heizung eingerichtetes hufeisenförmiges Zimmer, dessen Seitenwände ausgegipst und mehrere Fuss hoch erhalten waren. Der von Backsteinpfeilern getragene und mit Mosaik belegte Fussboden stand auf gleicher Höhe mit dem obern bei A.

F. Kleines halbrundes mit Gussboden ausgelegtes Nebengemach, das mit einem aus geschliffenen Marmorplatten verfertigten Sockel und unterirdischer Heizung versehen und von E, aus dem man auf 3 Stufen nach F hinabstieg, durch eine Backsteinmauer getrennt war. Drei Zimmer E F und G wurden durch die Maueröffnung bei E^1 erwärmt und zwar so, dass wie der bei E^1 noch vorhandene Russ anzeigt, das Zimmer E durch freies Feuer, der kleine Raum F aber durch warme Luft, welche durch 4 Kanäle F^1 unter seinen Fussboden gelangte, geheizt wurde. Der Boden des Raumes G scheint ausser dem angeführten bei E^2, vermittelst der grossen Oeffnung G^1, durch Zutritt von Feuer erwärmt worden zu sein.

Eine zweite Oeffnung bei G^2, die man wahrscheinlich für überflüssig hielt, fand sich zugemauert.

G. War ein heizbares Gemach, dessen Fussboden auf 36 Pfeilern von Backsteinen ruhte, und im Niveau mit demjenigen von E lag. Bei G^4 war ein $2\frac{1}{2}$′ weites jetzt zugemauertes Loch, das, wie es scheint, einem in frühern Zeiten ausserhalb der Hauptmauer gelegenen Zimmer, von dem noch etwas Mauerwerk übrig war, Wärme mitgetheilt hatte. Bei G^3 war eine Oeffnung von gleicher Grösse nach dem Raum I angebracht, die man mit grossen Sand- und Kieselsteinen ausgefüllt hatte.

H. Ovaler Raum, mit Pflasterboden von der Höhe des untern Bodens bei G und einer Wand, die mit grossen nach der Ründung des Zimmers geformten und paarweise mit einem eisernen Haken an die Mauer befestigten Backsteinen ausgelegt war. Ueber diese Bekleidung war ein Pflasterbestich angebracht. In das anstossende Gemach I führt eine aus 3 Stufen bestehende Treppe H^1. Dieses Zimmer hatte, wie seine Einrichtung und die bei H^2 ein- und bei H^3 heraustretende Wasserleitung andeutete, als Badegemach gedient.

I. Gemach von der nämlichen Grösse, wie G mit Heizvorrichtung und einem Feuerherde bei I^1 versehen. Sein oberer Boden hatte mit G die gleiche Höhe, dagegen war der untere, auf den $1\frac{1}{2}$′ hohe Backsteinpfeiler gestellt waren, um einen Fuss höher. Bei I^2 führten 2 Tritte in den Raum U hinauf.

K. Dieser Raum war theils für die Zubereitung von Nahrungsmitteln bestimmt, theils diente er als Heizungsort der Zimmer I und T^2 und lag bedeutend tiefer als seine Umgebungen. Als Herd diente in demselben vielleicht die halbkreisförmige mit einer Mauer umgebene Erhöhung L. Bei der Aufdeckung war der Boden des Raumes K und M einen halben Fuss hoch mit Asche und Kohlen bedeckt, worin sich eine sehr grosse Menge Knochen von Schweinen, Hirschen *) u. s. w. und so viel Scherben verschiedenartigen Geschirrs vorfanden, dass sie 3 — 4 grosse Körbe anfüllten.

L. Runder mit Kieselsteinen und Mörtel besetzter Raum 3′ höher als der ihn umgebende Platz. An der sich halbkreisförmig herumziehenden Mauer waren 2 Säulen L^1, die eine von 1′ Durchmesser von Jura-Marmor, die andere ½′ von Sandstein, welche letztere vom Feuer zum Theil zerstört war, eingemauert. Bei I^1 ein Feuerungsloch, durch welches der Raum I erwärmt wurde.

Bei M war der natürliche Boden ebenfalls mit einer grossen Menge von Thierknochen, Eberzähnen, Schneckenhäuschen (Helix pomatia) u. s. w. bedeckt. Auch fand man viele Knochen von Vögeln und einige Adlerklauen.

Dieser Ort war im Jahr 1724 aufgedeckt und von den damaligen Antiquaren für einen Opferplatz erklärt worden.

N. Kammer mit Pflasterboden von gleicher Höhe wie der Fussboden in E mit einem 1½′ breiten Durchgang in denselben.

O, ungepflasterter Hofraum.

P. Raum mit gepflastertem Fussboden.

Q. Dieser kleine mit einem Feuerloch versehene Raum war von zwei mit den langen Seitenmauern parallel laufenden Tufsteinmäuerchen von 1′ Höhe und 3″ Dicke durchschnitten. Die Abtheilungen zu beiden Seiten waren mit 1′ breiten Dachziegeln, die sich nach innen senkten, gedeckt.

Durch die Mäuerchen, welche 6″ niedriger als die grösseren Mauern sind, laufen auf jeder Seite, zwei 3″ weite, runde Kanäle von zwei kurzen Hohlziegeln gebildet, deren Bestimmung so wie die Bedeutung des ganzen Gemaches räthselhaft geblieben ist.

Bei Q^1 sieht man eine nach römischer Art enkaustisch gemalte Wand und eine grosse einer Blume oder dem Blatte einer Fächerpalme ähnliche Figur von grüner Farbe wie im Raume Q, die, wie der Augenschein zeigt, früher angebracht wurde als die darüber hingebauten Mäuerchen.

R. Raum auf gleicher Höhe mit B liegend, der wahrscheinlich die bei Z erscheinende südliche Umgränzungsmauer des Gebäudes zur Seitenwand hat.

S. Grosser abgeebneter Platz (siehe T). S^1 Bruchstück eines Estriches. S^2 und S^3 ungeschlossene mit Gussböden belegte Räume.

T. Wohngemach von Hufeisenform und dem grössern Theile nach mit einem Hypokaustum versehen, dessen Feuerloch bei T^1 angebracht war. Wie bei A und A^2 konnte man hier, ohne eine Thür zu passiren, von dem erwärmten auf den kalten Boden treten. Auf der Südseite trat es als eine Art von Pavillon ausser die geradlaufenden Hauptmauern des Gebäudes, und bot eine freie

*) Die Beschaffenheit dieser Knochen lieferte einen auffallenden Beweis, wie wenig man von dem Aussehn derselben auf ihr Alter schliessen kann. Denn die hier gefundenen, durch die trockne Erde vor Verwesung geschützt, waren noch mit Gallerte angefüllt und schienen frisch zu sein.

Aussicht nach den Schneebergen und der Strasse von Turicum dar. Es gehörte nebst den Gemächern A, A^2 und B zu den angenehmsten und wohnlichsten der ganzen Häusergruppe. Die Wandungen desselben waren gegipst und bunt bemalt, aber bei der Aufdeckung fast ganz zerstört.

Dagegen war der Mosaikfussboden des Kreisabschnittes T noch unversehrt vorhanden, und enthielt zwar nicht kunstreiche doch geschmackvoll gezeichnete geometrische Figuren. Mit der Bordüre, die eine Guirlande von Lotusblumen und Blättern dieser Pflanze, einer Lieblingsverzierung der Römer, vorstellte, mass er im Durchmesser 15′. Siehe Taf. II. 3. Auf der mittäglichen Seite des Hauses gelegen schien dieser Theil weniger einer Heizvorrichtung zu bedürfen, und hatte daher den natürlichen Boden zur Unterlage. Bei der Verfertigung waren runde Kieselsteine und Stücke von Dachziegeln, vielleicht Trümmer eines ältern Gebäudes, erst auf diesen hingeworfen und vermittelst eines groben Kalkmörtels verbunden worden. Ueber diesem lag ein 3″ hoher auf's sorgfältigste abgeebneter und geglätteter Kalkguss, welcher von einer aus Ziegelmehl und Kalk bereiteten Cementschichte bedeckt war, die mit der unter ihr liegenden nicht zusammenhing *). In dem Cement waren die mit Kalk verbundenen Würfelsteine des Mosaiks eingesetzt. Vermuthlich hatte dieses Zimmer einen Ausgang in's Freie, wenigstens war der ganze Platz vor demselben nach Art unserer Gartenwege mit kleinem Kies bestreut, festgestampft und so zum Spazieren bequem gemacht.

Für die verschiedenen Farben des Mosaiks wählte der Verfertiger folgende Steinarten:

1) Weisslich gelben Kalkstein dicht mit flachmuschelichem Bruche (oberste Schichten des Coralrags an der Lägern).
2) Bräunlich grauen Kalkstein dicht mit flachmuschelichem Bruche vom nämlichen Fundorte.
3) Schwarzen und schwärzlich grauen sehr feinkörnigen Kalkstein (wahrscheinlich von Blöcken von Alpenkalk, die in der Umgegend von Kloten häufig sich finden).
4) Rothen feinkörnigen Sandstein mit kleinen silberweissen Glimmerblättchen.
5) Röthlich und weiss gesprenkelten oolithischen Kalkstein. Fundort?
6) Röthlichen Kalkstein mit etwas unebenem Bruche sich theilend in schöne circa ½ Zoll starke Platten. Lägerberg.
7) Schwarzen, dünnblättrigen, kalkigen Thonschiefer. Wahrscheinlich aus dem Glarnerlande.
8) Serpentin. Fundort Graubünden.

U. Gemach mit Estrichboden und Verbindung nach L.

V. Die Bestimmung dieses Zimmers ist zweifelhaft. Es hatte eine Grösse von 10′ zu 10′, war mit Backsteinen von vorzüglicher Art ausgelegt und an den Wänden mit hellrother Farbe bemalt.

---

*) Dieser Umstand machte die Entfernung des Mosaiks möglich. Mit einer langen und sehr dünnen Klinge, die man mit der grössten Leichtigkeit zwischen dem Kalkguss und dem Ziegelmehlcement durchführen konnte, wurden die Würfel erst getrennt und hernach vermittelst 5′ breiter hineingeschobener Eisenblechtafeln weggehoben. Bei Herstellung und Ergänzung des Mosaiks musste die Frage beantwortet werden, was für Material man gewählt und welcher Instrumente und Handgriffe man sich ursprünglich bei der Verfertigung bedient habe. Genaue Untersuchung zeigte, dass man für die in Avenche, Zofingen und Kloten etc. aufgefundenen musivischen Werke grösstentheils den Jurakalk angewandt habe, der bei einer angenehmen weissgelben Farbe die erforderliche Härte besitzt und sich leicht die nöthige Form geben liess. Der Arbeiter suchte nämlich wahrscheinlich Blätter dieser sich in Schichten theilenden Steinart von der erforderlichen Dicke aus, brachte dann eine Tafel in horizontaler Lage auf die Schneide eines messerartigen Instruments und versetzte dem Steine von oben einen Schlag, wodurch in der Richtung desselben ein Riss erfolgte. Eine Menge Versuche haben wenigstens dieses Verfahren als höchst einfach und zweckmässig dargethan.

Das Gemäuer war ringsum noch vollkommen 5′ hoch erhalten, aber dessen ungeachtet ohne sichtbaren Eingang. Es diente wahrscheinlich als Wasserbad, worauf der Ablaufskanal, der sich bei V¹ durch die Mauer durchzieht, hindeutet.

W. Zimmer 4′ höher als V mit Gussboden und enkaustisch mit rother und weisser Farbe bemalten Wandungen. In der Ecke dieses Zimmers an der Mauer gegen V fand sich eine 6′ lange und 2½′ hohe Sandsteintafel, deren Bestimmung nicht entdeckt werden konnte, in den Boden aufrecht gestellt.

X. Eckzimmer ½′ tiefer liegend als das vorige, dessen Boden die natürliche Erde bildete.

Y. Langer Raum ohne künstlichen Fussboden.

Z. Gemäuer, das wahrscheinlich zur südlichen Umfangsmauer, deren Lauf man noch nicht kennt, gehört hat.

Da die Zeit es nicht erlaubte, die Ausgrabung des ganzen Gebäudes, das sich noch um ein Bedeutendes nach Süd erstreckte, zu beendigen, so müssen wir hier die Beschreibung abbrechen und künftigen Nachforschungen die Aufdeckung des Restes vorbehalten.

Ablaufkanäle.

Wenn man bei mehreren Gemächern die Zierlichkeit der Fussböden und Wände mit Vergnügen betrachtete, so waren die Abzugskanäle wegen der Zweckmässigkeit ihrer Einrichtung und ihrer Dauerhaftigkeit ein Gegenstand des Interesses. Das Wasser, welches aus den Räumen heraustrat, fiel in eine Rinne von aufwärts gestellten Hohlziegeln, die an einander gekittet und in einem 1′ tiefen sorgfältig ausgemauerten und mit Steinplatten zugedeckten Graben verwahrt lagen.

Drei solcher Wasserleitungen vereinigten sich in einen weiten Kanal von einer anderen Konstruktion.

Bei diesem bildeten breite, in einander gestossene und hie und da durch Ziegelmehlmörtel verbundene Dachziegel eine geräumige Rinne, die in einen 2′ tiefen Graben gelegt und durch ein Gewölbe von Steintafeln aus dem 2 Stunden entfernten Bruche von Würenlos geschützt war.

Das Ganze bewies eine so vortreffliche Ausführung, dass der Bau bei der Eröffnung noch wie neu aussah.

Abzugskanäle für das von den Höhen herandringende Bergwasser zu ziehen, wurde wohl darum für unnöthig erachtet, weil die Terrasse, auf der die Häuser standen, sich mehrere Fuss über die Senkung des Abhangs erhob. Sonderbar ist es dagegen, dass man aller Mühe ungeachtet die Leitungen des Quellwassers, womit die Gebäude gewiss auf's Beste versehen waren, nirgends entdecken konnte.

Bedeutung der Gebäude.

Ehe wir noch über die Bestimmung dieser Gebäulichkeiten unsere Meinung aussprechen, wird es nicht undienlich sein, kurz die früheren Ansichten von den Alterthümern in Kloten zu erwähnen.

Haller in »Helvetien unter den Römern 2. Bd. Art. Kloten«, sagt, der Name Kloten schreibe sich unstreitig von dem lateinischen Claudia*) her; man habe nämlich Ueberreste von alten römischen Gebäuden an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten in den Feldern, Wiesen und Weingärten um Kloten herum ausgegraben. Die Richtigkeit dieser Angabe zu prüfen, sind bei allen Grundbesitzern in hiesiger Gegend Erkundigungen über das etwaige Vorkommen von Gemäuer, von Ziegelstücken, von Scherben u. s. w. eingezogen worden, und das Ergebniss berechtigt uns zu der Versicherung, dass, mit Ausnahme der auf dem Schatzbuck befindlichen Ruinen, einigen römischen Gemäuers an der Schatzhalde am Wege nach Lufingen und auf der ½ Stunde entfernten sogenannten Hoch-Furi bei Gerlisperg, von der nachher die Rede sein wird, endlich einiger vor kurzem zu Kloten entdeckten römischen oder römisch-celtischen Gräber, nie eine Spur von Alterthümern bemerkt worden ist, die über das Mittelalter hinaufreichten. Ueberhaupt sind in dem ganzen diesseits der Glatt gelegenen Thale, wenige Münzen abgerechnet, keine Gegenstände aus römischer Zeit je gefunden worden. — Was nun die Bestimmung der beschriebenen Gebäude betrifft, so war schon Breitinger der Meinung, und Haller hat es ihm nacherzählt, dass sie zu einem Sommerlager, castra aestiva, der XXI Legion gehört hätten. Betrachtet man indess den Standort der Gebäude etwas genauer, so überzeugt man sich leicht, dass er durchaus von keiner strategischen Bedeutung ist. Es sind auch wirklich keine Anzeichen irgend einer Art von Befestigung, sei es durch Mauern und Schanzen, oder Gräben und Wälle zu finden, wiewohl die Gebäude grösstentheils auf Heideland stehn, über das nie ein Pflug ging. Somit können dieselben auch nicht auf den Namen eines Prätoriums oder Wohnung des kommandirenden Offiziers Anspruch machen, den man ihnen beilegte, da ein solches Gebäude nur in einem Castrum und zwar stets an der sichersten Stelle desselben aufgeführt wurde. Noch sonderbarer ist es, dass Chorherr Ott im Jahr 1724, als man bei den flüchtigen Ausgrabungen auf den Herd des Raumes K im südlichen Gebäude und auf daneben liegende Kohlen und Knochen verschiedener Thiere, worunter auch Geweihe von Hirschen waren, stiess, voreiliger Weise jene Stelle für einen Altar und Opferstätte, das ganze Gebäude aber für einen Tempel der Diana erklären konnte.

Gegen die vor kurzem geäusserte Idee, diese Gebäude könnten die Villa, praedium, eines reichen Römers gewesen sein, streiten abermals verschiedene Gründe.

Im ganzen östlichen Helvetien sind, wie jeder unbefangene Forscher gestehen wird, römische Ansiedelungen zwar nicht so selten, wie man bisher angenommen hat, doch immer unansehnlich, und es ist unsers Wissens bis jetzt noch kein Gebäude entdeckt worden, selbst nicht in der Nähe von Vindonissa, das den Namen von Villa verdiente. Anderseits bezeichnen die Legionszeichen, die

*) Auch wir sind der Ansicht, dass der Name Kloten, der auf jeden Fall nicht deutschen Ursprungs ist, aus dem römischen Claudia entstanden sei. Die Herleitung des Wortes hat grammatisch durchaus keine Schwierigkeit. Die Verwandlung des *au* in ein langes *o* scheint allein einer Rechtfertigung bedürftig. Dieser Uebergang zeigt sich aber sowohl im Deutschen als im Lateinischen und seinen Töchtersprachen sehr entschieden. Im Lateinischen findet sich dasselbe Wort bald mit *au* bald *ō* geschrieben, *caudex* und *codex*, *lautus* und *lotus*, *Claudius* und *Clodius*. Das *o* galt für unedel und es wäre daher wohl möglich, dass immer die Aussprache *Clodia* gegolten und nur die Schrift das edlere *au* festgehalten hätte. *d* geht häufig in *t* über. Dass *i* wegfällt und *a* zu *en* wird, darf nicht befremden, da jede natürliche sich selbst überlassene Sprache bemüht ist, fremde Wörter, die sie aufnimmt, durch Veränderung des Klangs gleichsam einzubürgern, Grimm Gramm. 3, 557. Vergl. Köln, *Colonia*, Quinten, *Quinta*, Quarten, *Quarta* etc. — Dass aber der Name Kloten, wenn er auch wahrscheinlicher Weise mit der Anwesenheit der *Legio XI Claudia* in hiesiger Gegend in Beziehung steht, auf ein Lager oder eine bedeutende Niederlassung hinweise, ist völlig unbegründet.

den meisten grössern Ziegeln eingedrückt sind, ein, wenn nicht ausschliesslich zu militärischem Gebrauche bestimmtes, doch auf jeden Fall öffentliches Gebäude.

Schon der berühmte Hagenbuch, der mit genauer Kenntniss römischer Antiquitäten einen sichern praktischen Blick verband, äusserte sich in einem schriftlichen Berichte, den er über die bei Buchs 1759 entdeckten Alterthümer im Auftrag der Regierung abfasste: »die an der Heerstrasse gelegenen »Häuser möchten mansiones oder Nachtquartiers gewesen sein.« — »Es ist bekannt«, sagt Schlett Römerstrassen pag. 44, »dass längs den Strassenlinien in gewissen, doch sehr ungleichen, entweder »durch das Terrain, durch Flüsse oder Berge bedingten Entfernungen Staatsgebäude zweierlei Art, »Mansiones und Mutationes genannt, angebracht waren. Erstere waren bestimmt zur Aufnahme »und Beherbergung reisender Magistrate, auch wohl der Imperatoren selbst, folglich Paläste nach »römischer Sitte meublirt mit Statuen, etrurischem Geschirr, griechischen Reliefs ausgeschmückt. »Bei einigen waren weitläufige Magazine für Getreide, Fourrage, Depots aufgerichtet, um vorbeizie»hende oder in der Nähe cantonnirende Truppen mit dem Nöthigen zu versehen. Auch müssen daselbst »Provinzial- und Centralkassen verwahrt worden sein, da die auf Staatskosten reisenden Magistrate »durchaus frei gehalten wurden, und keinen geringen Aufwand erforderten, da, wie bekannt, die »Begleitung eines in die Provinz abgehenden Proconsuls und der spätern kaiserlichen Statthalter höchst »zahlreich war. Es gehörten nämlich zu seinem Gefolge scribae, accensi, lictores, praecones, inter»pretes, haruspices, tabellarii, numerarii, commentarienses, cornicularii, adjutores, subadjuvae, excep»tores, — kurz ein ganzes Kanzlei- und Gerichtspersonal. Dazu kam noch das Privatgefolge seiner »Dienstsclaven und jenes seiner Hausfreunde, die immer eine solche Gelegenheit begierig benutzten. »Die Mutationen könnte man Poststallungen mit Remisen nennen, um Pferde und Wagen zu »wechseln, auch zugleich anderes Zugvieh, Maulthiere, Packwagen u. s. w. zu halten. Vierzig Pferde »wenigstens mit eben so vielen Knechten mussten auf jeder derselben immer in Bereitschaft sein, »und es waren für eine Tagereise acht, nie weniger als fünf solcher Relais vorhanden.«

Unter allen Hypothesen nun, die zur Deutung dieser Ruinen aufgestellt werden können, scheint uns diejenige, die eine Mansio aus ihnen macht, in jeder Hinsicht die befriedigendste. Es ist uns zwar nicht bekannt, ob diesseits der Alpen Anstalten von der erwähnten Art aufgefunden und als solche mit Gewissheit erkannt wurden, auch nicht wiefern dieselben in Absicht auf Anlage, Bau und Einrichtung mit den unsrigen übereinstimmen; doch dürfte wohl gegen die Annahme solcher Gebäude in dem einst von den Römern durch Jahrhunderte hindurch besessenen Helvetien nichts bedeutendes einzuwenden sein.

Eine zweite, noch bedeutendere Schwierigkeit liegt aber in dem Umstande, dass bis auf diesen Augenblick noch nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt ist, ob der Strassenzug von Vindonissa nach Vitodurum durch Kloten seine Richtung nahm. Auffallender Weise verliert sich nämlich westlich bei Windisch und östlich bei Ellikon, die Römerstrasse in dem Grade, dass bis jetzt auch nicht das geringste Bruchstück daran aufgefunden ward.

Es ist zwar eine allgemeine seit Alters her bestehende Annahme, zu der sich auch Hagenbuch in dem erwähnten Berichte bekennt, dass sie von Vindonissa in ziemlich gerader Linie über Baden, Wettingen, in's Otelfinger Thal und zwischen den beiden römischen Lagern Dällikon und Buchs hindurch in die Gegend von Kloten, dann über Basserstorf und die hinter diesem Orte liegenden Höhen

nach Winterthur geführt habe; und Breitinger an dem oben erwähnten Orte behauptet sogar, man habe früher an verschiedenen Stellen auf dieser Linie einzelne Strecken derselben unter der jetzt gebrauchten Heerstrasse bemerkt. Nach Haller hat man von ihr an der Steig zu Töss, ferner bei Nürnstorf und Basserstorf, auch zwischen Kloten und Buchs Spuren gefunden, und von Würenlos nach Wettingen und Baden sollen noch beträchtliche Ueberbleibsel sichtbar sein *). Wäre dies wirklich ausgemacht, so läge die Mansio bei Kloten sehr bequem für Reisende, ungefähr in der Mitte zwischen Vindonissa und ad Fines, und von beiden in einer Entfernung von 18 — 20 Miglien.

Vielleicht liegt eine Bestätigung dieser Hypothese in der Benennung des Ortes, wo die Ruinen stehen. Die Silbe Aal im Worte Aalbühel könnte nämlich ebenso, wie in Deutschland aus Aquileia Aalen entstanden ist, seinen Ursprung in aquila haben.

Wirklich folgt im antoninischen Reisebuch, Seite 9, auf eine Station ad septem fratres eine zweite unter dem Namen ad aquilam minorem, eine dritte ad aquilam majorem, wobei Wesseling die Bemerkung macht: »fortasse ab aquilae signo mansionibus his nomina nata sunt.« Die Station hiess also ad aquilam. Wo sich allmählig ein grösserer Ort um dieselbe bildete, entstand wohl der Namen Aquileia, den wir so häufig finden. Auf der hinter Kloten liegenden Anhöhe bei der Hochfuri, wo man ausser einigem Gemäuer vor etwa 20 Jahren bronzene Becken, Münzen, Messer etc. fand, hatte vielleicht an einem dazu ganz geeigneten Ort eine Mutatio gestanden.

Auf einem Seitenwege kam man von Kloten nach dem ziemlich bevölkerten Tössthale, und namentlich nach Neftenbach, wo im Jahr 1780 eine bedeutende höchst wahrscheinlich militärische Ansiedelung entdeckt wurde.

Wir geben alles dieses, wie bemerkt, als blosse Vermuthung, da spätere Nachforschungen den so wichtigen Punkt des Strassenzuges und damit vielleicht auch die Bestimmung unserer Gebäude erst in's Klare setzen können.

So viel scheint uns indessen ausgemacht, dass im östlichen Helvetien die meisten einzeln dastehenden Gebäude keine bürgerlichen, sondern öffentliche und militärische Niederlassungen waren, und hauptsächlich zur Bequemlichkeit reisender Magistrate oder vorrückender Legionen gedient haben.

---

*) Ein bemerkenswerther Umstand ist, dass die Strasse von Kloten nach Basserstorf jetzt noch den Namen Hochstrasse trägt und dass an und in der Nähe derselben eine Menge römischer Münzen gefunden worden. Vielleicht ist die jetzige Strasse ziemlich die alte, und die Bemühung sie anderswo zu entdecken, vergeblich.

Verzeichniss

der antiken Gegenstände, die bei der Ausgrabung von 1724 und 1837 gefunden wurden.

A. Münzen.

1. Antonius — Silber
   Leg. XV.
2. Kopf des Augustus u. Agrippa — Bronze
   Imp. Divi f.
   Col. Nem. (colonia Nemausus)
3. Galba — Bronze
   Vesta
4. Imp. M. Otho Caesar Aug. — Gold
   Pax orbis terrarum
5. Otho — Silber
   Securitas P. R.

   fallen in's Jahr 69 p. Chr.
6. Vitellius
   Concordia P. R.
   vom J. 69 p. Chr.
7. Imp. Caes. Nervae Traiano Aug. Germ. Dac. P. M. Tr. P. Cos. VI. P. P.
   S. P. Q. R. optimo principi
   Aqua Traiana
   S. C. vom J. 112 p. Chr. — Bronze
8. Traianus — Bronze
9. Imp. Caes. T. Ael. Hadr. Antoninus Aug. Pius P. P. — Bronze (1837).
   Tr. Pot. XV. Cos. IIII.
   Annona Aug.
   S. C. vom J. 152 p. Chr.
10. Antonius — Silber
    Leg. III.
    Antoninus et Verus rest.
11. M. Antoninus Aug. Tr. P. XXIII. — Bronze (1837).
    Saluti Aug. Cos. III.
    S. C. vom J. 169 p. Chr.
12. Antoninus Pius Aug. Germ. — Silber (1837).
    Marti propugnatori
    Diese Münze des Caracalla fällt in's J. 214 p. Chr.
13. Imp. Antoninus Pius Aug. — Silber
    P. M. Tr. P. IIII. Cos. III. P. P.
    Diese Münze des M. Aur. Antoninus Elagabalus fällt in's J. 221 p. C.
14. Julia Mamaea Aug. — Bronze (1837).
    Vesta
    S. C.
15. Imp. Sev. Alexand. Aug. — Silber (1837).
    P. M. Tr. P. VI. Cos. II. P. P.
    fällt in's J. 227 p. Chr.
16. Severus Alexander
    Iustitia Aug.
    S. C.
17. Imp. C. M. Q. Traianus Decius Aug. — Silber (1837).
    Victoria Aug.
    fällt in's J. 250 p. Chr.
18. Imp. C. Postumus P. F. Aug. — Silber (1837).
    Serapi Comiti Aug.
    fällt in's J. 260 p. Chr.
19. Gallienus Aug. — Silber (1837).
    Oriens Aug.
    fällt in's J. 262 p. Chr.
20. Gallienus Aug. — Silber (1837).
    . . . . .
21. Tetricus — Bronze
    fällt in's J. 267 p. Chr.
22. Claudius Gothicus — Bronze
    fällt in's J. 268 p. Chr.
23. Aurelianus — Bronze
    fällt in's J. 270 p. Chr.
24. Probus — Bronze
    fällt in's J. 276 p. Chr.
25. Maximianus Hercules — Bronze
    fällt in's J. 292 p. Chr.
26. Constantinus M. — Bronze
    fällt in's J. 306 p. Chr.
27. Licinius — Bronze
    fällt in's J. 313 p. Chr.
28. Crispus Caesar — Bronze
    fällt in's J. 317 p. Chr.

B. Gegenstände aus Bronze.

1. Bruchstück eines Silen (Taf. I. Fig. 1.) 3″ 7‴ hoch, wahrscheinlich nach einem griechischen Muster gearbeitet. Auf der Brust ist ein Theil der Nebris (Hirsch- oder Ziegenfell, gewöhnliche Bekleidung der Faune und Satire) sichtbar, und um den Kopf windet sich ein Kranz von Epheu. Der Bart ist in regelmässige Locken gelegt. Die gerade abgeschnittene Rückseite, an welcher sich noch eiserne Nieten und Spuren von Löthung befinden, scheint darauf hinzudeuten, dass das Bild an irgend einem Gegenstande, vielleicht einem Kohlengefässe oder einem ähnlichen Geräthe mit flachen Seitenwänden als Verzierung angelöthet war. Auf der Höhe des Kopfes ist ein kleines Loch, in welchem ehedem wahrscheinlich ein Ring oder Haken angebracht war. Ein ganz ähnliches Bild wurde 1817 bei Kanstatt gefunden. (Siehe Memmingers Jahrbücher vom Jahr 1818.)

2. Ein rundes Becken (Taf. I. Fig. 2.) 2″ hoch und 10″ weit. In der Form ist es einem attischen Säulenfusse nicht unähnlich. Der Gebrauch desselben konnte nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt werden.

3. Ein kleiner Löffel. (Taf. I. Fig. 3.)

4. Eine Haarnadel. (Taf. I. Fig. 4.)

5. Ein kleiner Ohrring mit einem silbernen Blättchen als Verzierung. (Taf. I. Fig. 5.)

6. Mehrere andere Ringe.

7. Eine 4″ hohe und hohle Spitze, die wahrscheinlich an irgend einem Gegenstande als Verzierung angebracht war.

8. Ein 8‴ hohes Fussgestell. Von den darauf gestandenen Bildchen sind noch die Füsse zu sehen.

9. Ein 6″ 9‴ langes und 3″ 9‴ breites Schlüsselblech. Die schmalen Seiten sind mit runden und dreieckigen Löchern verziert.

10. Eine Charniere.

Ausser den genannten, fanden sich noch andere unbedeutende Gegenstände, zum Theil von unbekannter Anwendung, vor. Alle, das Löffelchen N. 3 ausgenommen, welches 1724 gefunden war, kamen bei den letztjährigen Ausgrabungen zum Vorschein.

C. Gegenstände aus Eisen, sämmtlich von der 1837 vorgenommenen Ausgrabung herrührend.

1. Mehrere grosse und kleine Lanzenspitzen, die grösste davon ist Taf. I. Fig. 6. abgebildet.

2. Messer von verschiedener Form und Grösse, zum Schneiden und zum Hauen.

3. Ein 4″ langer und 9‴ breiter Keil.

4. Zwei Schlossriegel, ähnlich dem in Dorow's Alterthümern von Neuwied, Tab. XXI. Fig. 8. abgebildeten.

Der eine 1′ 6‴ lange, 1″ breite und 5‴ dicke ist mit seinen Einsätzen, worein der Bart des Schlüssels passte, vollkommen erhalten und gleicht hinsichtlich der Figur, welche die Einsätze beschreiben, dem von Dorow abgebildeten vollkommen. In dem andern fehlen die Einsätze. Entweder sind sie herausgebrochen, oder es waren von Anfang an keine da. Beide gehörten solchen Schlössern an, in welchen beim Oeffnen und Schliessen der Riegel, nicht durch Umdrehung des Schlüssels, sondern durch einen Druck mit demselben nach der Seite hin, verschoben wurde.

5. Schlüssel von verschiedener Form, die einen von der Form unserer gewöhnlichen deutschen

und französischen Schlüssel, und zum Umdrehen bestimmt; ein anderer Tab. I. Fig. 7. von uns abgebildeter, ist von der Art derer, welche zum Verschieben der oben beschriebenen Riegel diente.

6. Zwei 7″ 6‴ lange und 1″ 1‴ breite Thürbeschläge nebst den dazu gehörenden Angeln. Die Beschläge sind den von Dorow Tab. XX. Fig. 14. abgebildeten völlig gleich und umschlossen die Einrahmung der Thüre auf beiden Seiten.

7. Klammern zum Festhalten der Backsteine.

8. Eine bedeutende Anzahl von Nägeln von verschiedener Form und Grösse.

9. Eine Kette mit abwechselnden länglichen und runden Gliedern; die letztern in Form des Zahlzeichens 8. Sie ist der von Dorow Tab. XX. Fig. 2. abgebildeten vollkommen ähnlich.

10. Eine andere, ganz kurze, Kette aus dicken Ringen, ganz ähnlich denjenigen, welche noch heutzutage in den italienischen Küchen dazu dienen, die Kessel höher oder niedriger über das Feuer zu hängen.

11. Verschiedene Bruchstücke von Küchengeräthen.

12. Hufeisen für Pferde und Esel.

13. Mehrere Paare Spornen.

Ausserdem wurdem noch verschiedene, zum Theil ihrem Gebrauche nach, nicht zu erkennende Bruchstücke von Geräthschaften herausgegraben.

D. Gegenstände aus Blei.

Verschiedene grosse Massen sowohl in Tafeln als in verschiedene rundliche Formen gegossen, von denen einige etwa 50 Pfund wogen. Ihr Gebrauch war nicht auszumitteln.

E. Gegenstände aus Glas.

Eine grosse Menge von Bruchstücken zum Theil von kunstvoll gearbeiteten sowohl geblasenen als gegossenen Gefässen mit verschiedenen Verzierungen. So z. B. der Hals eines mit einer Handhabe versehenen 5″ hohen Fläschchens, das eine bedeutende Gewandtheit des Verfertigers beurkundet. Der angewandte Stoff war bald vollkommen weiss und durchsichtig bald grünlich und voller Blasen. Wenig Geschicklichkeit oder Fleiss bewiesen die Scherben der platten, wahrscheinlich zu Fensterscheiben angewandten, Glastafeln, die zwar aus weisser aber unreiner Materie gemacht und von ganz ungleichförmiger Dicke sind.

F. Gegenstände aus Knochen.

Mehrere knopfartige Formen 1″ im Durchmesser auf der einen Seite platt, auf der andern convex abgedreht, wahrscheinlich zu einem Spiele gehörig.

Einige knöcherne Nadeln.

Mehrere dünne Plättchen aus Knochen mit runden in gleichen Abständen eingebohrten Löchern.

G. Töpferwaaren.

In dem Raume K hauptsächlich, aber auch in mehreren andern Räumen des südlichen Gebäudes, fand man Bruchstücke vieler hundert irdenen Gefässe von sehr verschiedener Grösse und Form, von den platten tellerartigen mit wenig aufgebogenem Rande an in allen Uebergängen bis zum kannenförmigen Geschirr mit engem Halse. Alle zeichneten sich durch eine schöne Gestaltung aus, und verriethen eine in der Ausführung geschickte Hand.

Nicht minder verschieden als die Form war der Stoff, aus dem sie bestanden. Es fanden sich nämlich darunter Schalen aus Topfstein, die, wie der daranhängende Russ bewies, auf's freie Feuer gestellt wurden; ferner Becken aus grobem, schwärzlichem mit Kieselsteinchen durchmengtem Thon für denselben Gebrauch, dann die Zierde römischer Töpferarbeit oder Töpferkunst, wie wir sie heissen möchten, Tafelgeschirr, aus rother Erde, terra sigillata, von verschiedener Feinheit, Politur und Härte mit glänzendem und mattem Bruche, sowohl die bekannten ganz kleinen räthselhaften Schälchen als grosse einen Fuss im Durchmesser haltende Becken. Fast alle waren mit Basreliefs verziert; die kleinern mit den Blättern der Lotus-Pflanze, die grössern auf dem hohen senkrechten Rande mit verschiedenen Darstellungen, wie z. B. Kriegergruppen, Kämpfen, Jagden, Thierhetzen u. s. w. Sonderbarer Weise trug auch nicht ein einziges Stück im Boden den Namen des Töpfers. Alles mit einem Hals versehene Geschirr war aus schwarzer äusserst harter Masse verfertigt, sehr fein abgeglättet und polirt, von edler Form, bis zur möglichsten Dünne ausgedreht, mit mannigfaltigen Linienverzierungen und eingedrückten Punkten versehen. Die Gefässe aus gelber und bräunlicher fein geschlemmter Erde, von denen einige ursprünglich theilweise vergoldet gewesen, waren ebenfalls für die Tafel bestimmt. Für den Küchengebrauch dienten augenscheinlich alle diejenigen, welche theils nach Art der Abrauchschalen einen dicken Rand, um in Ringe gesetzt zu werden, theils einen platten Boden hatten und auf heisse Unterlagen gestellt werden konnten. Leider waren fast alle durch das Einstürzen der Mauern in viele Stücke zerschmettert worden.

Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, wie der Stoff, die Form und die Farbe sich gegenseitig verhielten. Weder hier noch bei andern Ausgrabungen haben wir z. B. rothes Geschirr, auf dem allein sich erhabene Verzierungen befinden, mit eingebogenem Rande angetroffen; tellerartige Gefässe waren nie aus schwarzem Stoffe verfertigt und tragen nur eingedrückte Ornamente u. s. w. Ob die Mode oder der Gebrauch diess so festsetzte, ist uns unbekannt.

Bei genauerer Untersuchung des sämmtlichen Geschirrs zeigte sich auch in solchem, die zuverlässig als Teller benutzt worden waren, nie eine Spur von Ritzen; ein hinlänglicher Beweis, dass man sich beim Essen keiner Messer zum Zerlegen bedient hatte.

Taf. I. Fig. 8, 9 und 10. geben die Abbildungen der am besten erhaltenen unter diesen Gefässen.

H. Zieglerarbeit.

1. Ziegel mit dem Stempel der eilften und der einundzwanzigsten Legion in folgenden Zeichen, die bald erhaben, bald vertieft sind.

a. L. XXI S. C. VI. (Taf. I. Fig. 11.)
b. L. XXI C.
c. L. XXI S.
d. LEG. XI C. P. F. (Taf. I. Fig. 12.)
e. L. XI C. P.

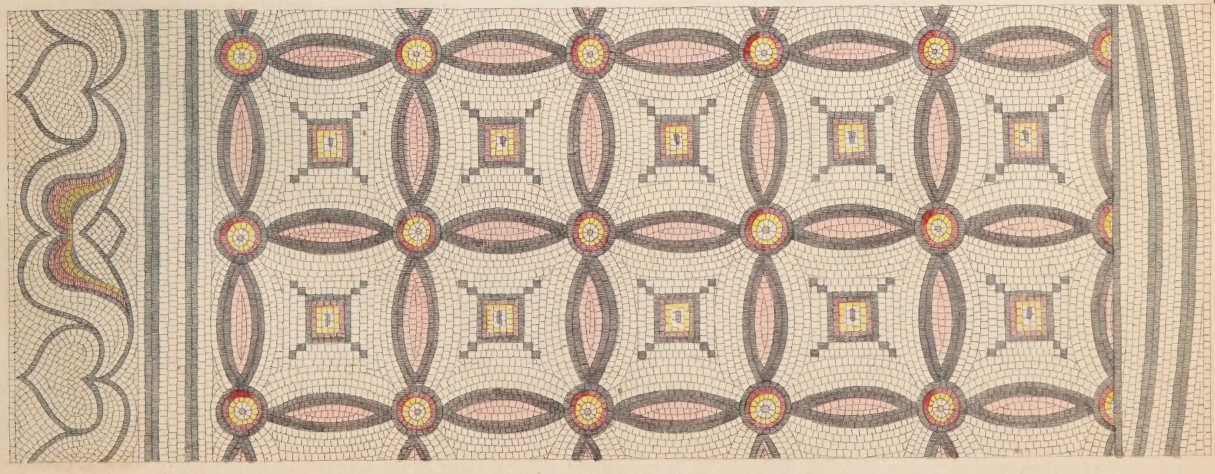
2. Heizröhren, tubuli (Taf. I. Fig. 13.); Hohlziegel von verschiedener Form, theils rund, theils in mehr oder weniger spitzen Winkeln gebogen; gewöhnliche Dachziegel; sehr breite und dicke Platten von gebrannter Erde mit schlangen- und rautenförmigen Einschnitten als Verzierung; Backsteine von den verschiedensten Dimensionen und eine Menge anderer Stücke, deren Anwendung nicht bekannt ist.

LEGXIC·PF
L·XXI·S·CVI

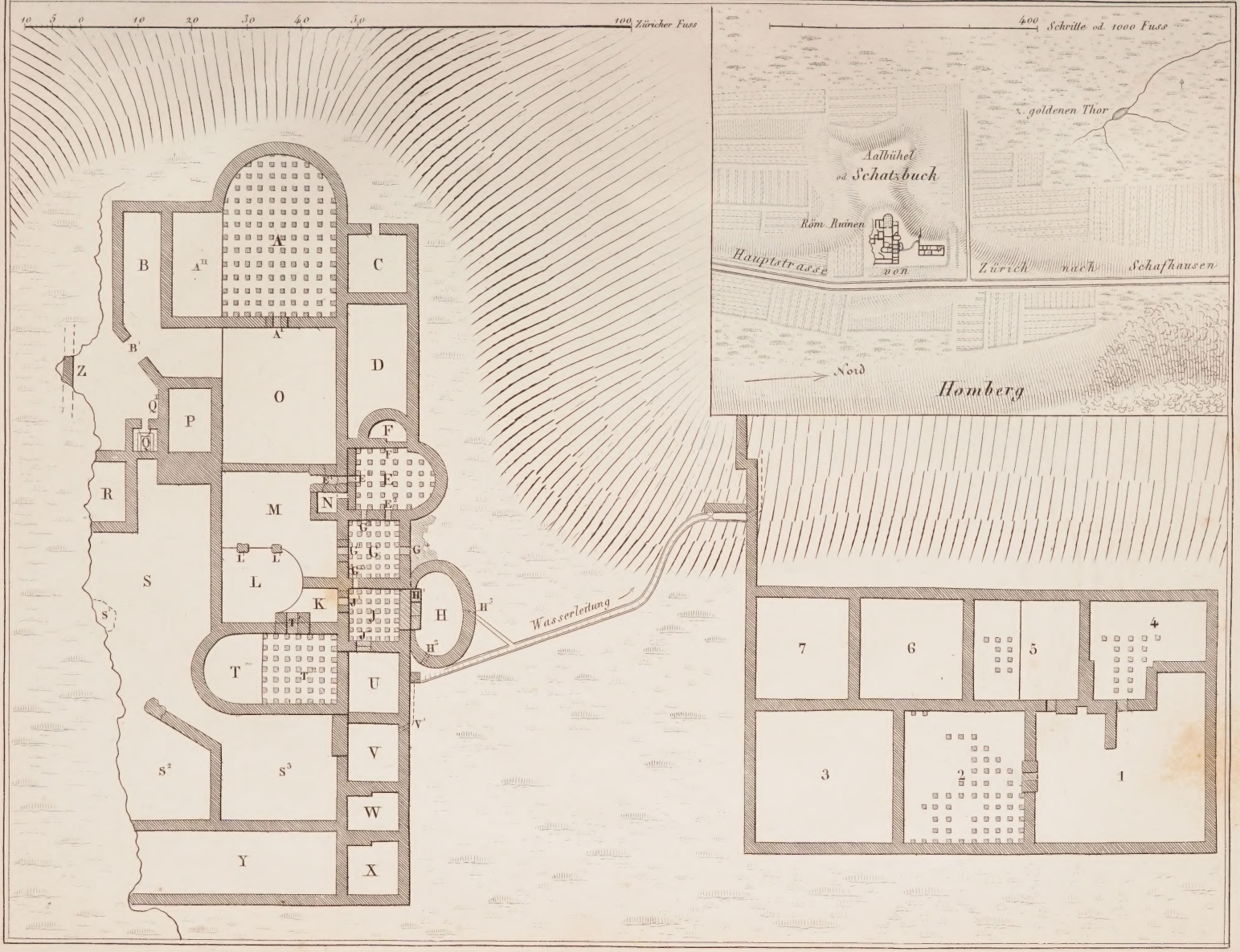
1.

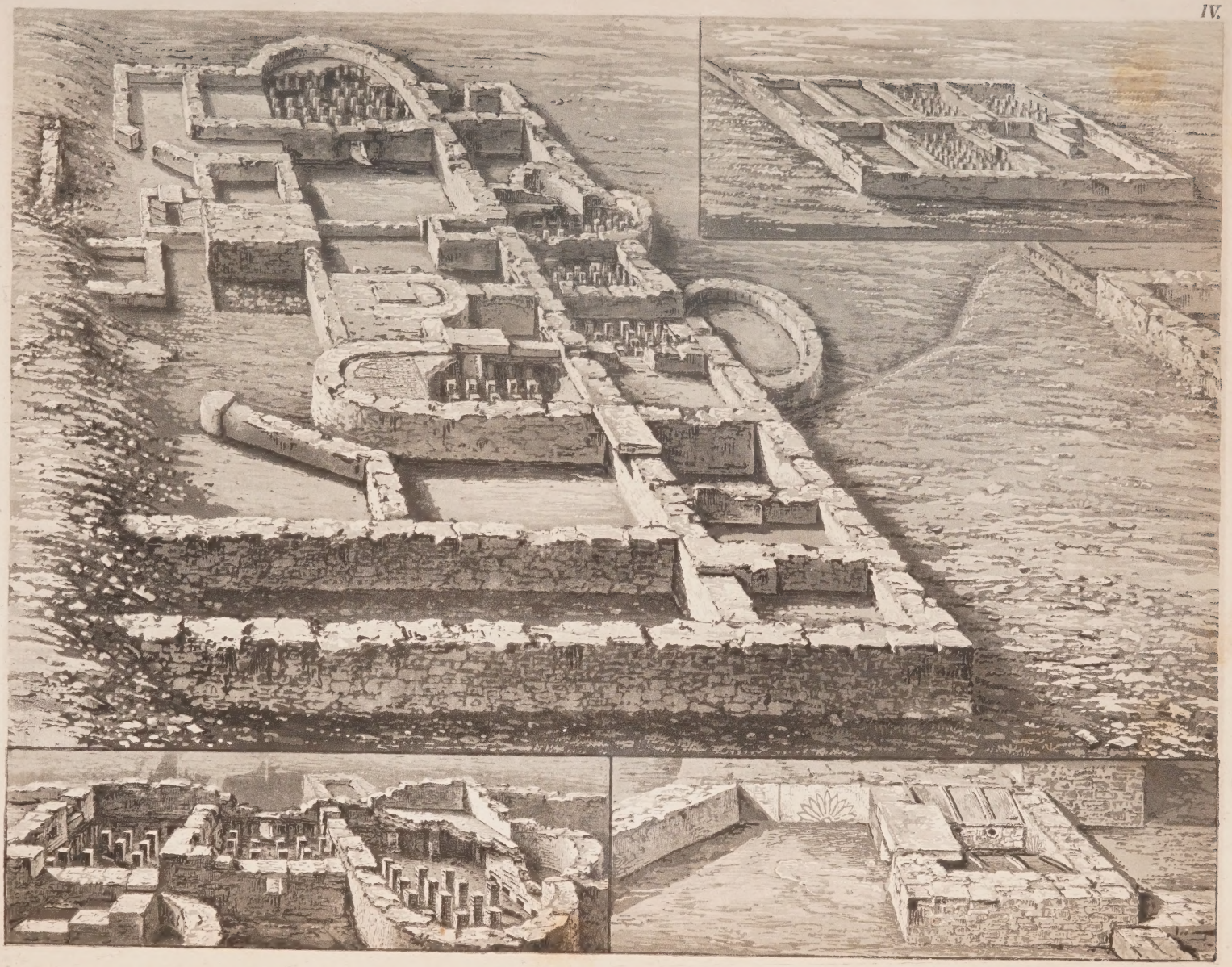
2.

3.



1/2. der wahren Größe.


10 5 0 10 20 30 40 50 100 Züricher Fuss
400 Schritte od. 1000 Fuss
z. goldenen Thor
Aalbühel
od. Schatzbuck
Röm. Ruinen
Hauptstrasse von Zürich nach Schafhausen
Nord
Homberg
Wasserleitung
A
A'
A''
B
B'
C
D
E
E'
E''
E'''
F
F'
G
G'
G''
G'''
G''''
H
H'
H''
H'''
J
J'
J''
K
L
L'
L''
M
N
O
P
Q
Q'
R
S
S'
S''
S'''
T
T'
U
V
V'
W
X
Y
Z
1
2
3
4
5
6
7



Ausgrabungen

auf

dem Uetliberg, auf dem Lindenhof in Zürich, auf dem Entibüchel beim Balgrist; Graböffnungen zu Russikon, beim Kloster Dänikon, bei Würenlos, Bonstetten, Altstetten, Nänikon, Thalweil und Birmenstorf. Die ältesten Waffen von Stein und Erz.

Von

Ferdinand Keller,

V. D. M.

HERRN Dr. HEINRICH SCHREIBER,

PROFESSOR ZU FREIBURG IM BREISGAU,

freundschaftlich zugeeignet

von der Gesellschaft.

Nachgrabungen auf dem Uetliberg.

Die Versicherung mehrerer Landleute, dass auf der Uetlibergkuppe, dem höchsten Theile des Albisgebirges, der Pflug auf ein Gewölbe der alten Burg stosse, bewog den Verein, einige Schürfe quer über das Plateau zu werfen, um sich über die Art des noch vorhandenen Gemäuers und die Ausdehnung desselben zu belehren. Nach dem Berichte des *Vitoduranus* hatte bis zum Jahr 1268 eine aus unbekannter Vorzeit herstammende Burg hier gestanden, welche zuletzt dem Freiherrn von Regensberg gehörte und mit den übrigen Burgen und Besitzungen dieses Hauses von den Zürichern unter Anführung Rudolfs von Habsburg, nachmaligen deutschen Königs, erobert wurde. — Die Nachgrabungen, für welche der löbliche Stadtrath von Zürich dem Vereine auf die freundlichste Weise einige Arbeiter überliess, begannen an der Stelle, wo auf einer alten, ohne Zweifel unzuverlässigen Zeichnung, die Burgkapelle erscheint und wo auch jenes Gewölbe sich befinden sollte. Nach Wegschaffung der etwa fussdicken Dammerde gelangte man auf den Schutt der ehemaligen Burg, welcher aus grossen, mit Mörtel bedeckten, Kieselsteinen, behauenen Tuffstücken, Dachziegeln u. s. w. bestund. Unterhalb dieser Masse fand sich in einer Tiefe von etwa 6 Fuss eine zweite Schichte Dammerde, welche unmittelbar auf der Nagelfluh lag und daher die ursprüngliche, vor der Zerstörung des Gebäudes sichtbare Bekleidung des Felsen gebildet haben muss. Als man diese Schichte durchsuchte, entdeckte man Knochen von Schweinen, Hirschen u. s. w., Kohlen und Scherben irdener Gefässe in solcher Menge, dass fast jeder Schaufelwurf einige dieser Gegenstände zu Tage förderte. Ihr hohes Alter ergab sich aus dem Umstande, dass man einige von ihnen in den Mörtel einer Grundmauer der Burg eingedrückt sah. In dieser Schichte, die bei fortgesetzter Untersuchung auf dem Plateau in verschiedener Tiefe überall mit Knochen vermischt angetroffen wurde, fanden sich römische Dachziegel, eine Münze des Gordianus, einige Spitzen von Bogenpfeilen, allerlei bronzenes und eisernes Geräthe, auch eine grosse Zahl cylindrische Töpfchen von 5″ Höhe und 2″ Durchmesser, über deren Gebrauch und Alter wir keine Vermuthung aufstellen können. Die Scherben rühren, mit Ausnahme weniger, die unzweifelhaft römische Arbeit sind, von sehr grossen, aus freier Hand verfertigten, und am offenen Feuer gebrannten Gefässen her, deren Stoff und Aussehn auf geringe Fortschritte in der

Töpferkunst hindeuten. Da wir in den Grabhügeln ganz ähnliche Scherben (s. S. 5. Mittheil. 1), in den römischen Ansiedlungen aber keine solchen gefunden haben, so sind wir geneigt, sie für Bruchstücke celtischer Geschirre zu halten. — Unsre Ansicht über die Bedeutung dieses Ortes in römischer Zeit ist demnach, dass die Kuppe des Uetliberges, so wie mehrere Gipfel und Höhen benachbarter Berge, als Warten (speculae) benutzt worden seien. Es stund hier ein Wachthaus mit römischer oder celtisch-römischer Besatzung, die in Kriegszeiten die Annäherung feindlicher Heere durch Feuerzeichen, wie diess auch noch im Mittelalter üblich war, verkündete.

Nachgrabungen auf dem Lindenhof.

Als im Jahr 1724 zum Behuf der Lustwandelnden der Hügel, der diesen Namen trägt, abgeebnet wurde, entdeckte man unter dem Schutte alten Gemäuers jenen merkwürdigen Grabstein, dessen Inschrift*) uns über den Namen und die Bedeutung Zürichs unter römischer Herrschaft belehrt. In der Absicht, weitere Aufschlüsse über die dortige Ansiedlung zu erhalten, grub man im Herbste 1837 zuerst auf der östlichen Seite nach. Hier zeigte sich unmittelbar unter dem Rasen sehr solid angelegtes römisches Gemäuer, das sich nach verschiedenen Seiten hin verzweigte und theils als Unterbau von Häusern, theils zur Befestigung des Ortes gedient haben muss, wie denn wirklich die jetzige Brustwehr gegen die Limmat einen Theil der Umfangsmauer des römischen Standlagers bildet. Gegen die Mitte des Platzes kamen Unterscheidungsmauern von Gemächern und Estriche zum Vorschein. Da aber die Wurzeln der alten Linden, mit denen die Stelle dicht besetzt ist, geschont werden mussten; so konnte von einer vollständigen Untersuchung der Gebäude nicht die Rede sein, und man verlegte, ohne irgend einen bemerkenswerthen Gegenstand entdeckt zu haben, die Ausgrabungen auf die westliche Seite des Hügels. Wenige Klafter vom Hause zum Kindli wurden zuerst einige Schürfe gezogen. Ehe man hier den römischen Boden, der in einer Tiefe von 5 Fuss lag, erreichte, traf man auf verschiedene mittelalterliche Gegenstände und dann auf eine Menge Gerippe, die über einen grossen Raum und fast ohne alle Ordnung neben und über einander lagen. Obwohl noch im vierzehnten Jahrhundert auf dem Lindenhofe eine Kapelle stund, hat man doch keine Kunde, dass dieser Ort als Begräbnissplatz benutzt worden sei; und die Meinung, dass die hier gefundenen Gerippe die eilig bestatteten Opfer der Pest seien, welche im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert Zürich mehrmals entvölkerte, verdient um so eher einigen Glauben, als zu jener Zeit die Bürger der Stadt ihre Todten nicht ausserhalb der Mauern zu beerdigen pflegten. Unter den Gerippen zeigte sich dann ein früher betretener Boden und zugleich die Grundmauer eines römischen Gebäudes, mit zahlreichen dahin gehörigen Gegenständen. Zu den merkwürdigeren gehören zerbrochene Heizröhren, von gleicher Arbeit und Grösse wie die zu Kloten ausgegrabenen; Bruchstücke einer Amphora; dickes grünes Fensterglas; Messer, Ringe und vielerlei eisernes und ehernes Geräthe;

*) Der damalige Professor Hagenbuch hat dieselbe in einer eigenen kleinen Schrift erläutert.

ferner eine grosse Menge Scherben von Koch- und Tafelgeschirr, letzteres theilweise aus verschiedenfarbigen durchsichtigen Stoffen verfertigt, die dem schönsten Porcellan gleich kommen, theilweise aus rother Erde geformt und mit vielerlei Figuren geziert; Bruchstücke von Glasgefässen; Waffen, wie Dolche und Pfeil- und Lanzenspitzen; Hirschgeweihe und eine Menge Knochen und Hauer von Schweinen; ferner ein Dachziegel mit dem Stempel der eilften Legion, und dem Zusatz C P. (Claudia Pia); ein Dutzend Münzen aus dem zweiten und dritten Jahrhundert, die letzte von Constantin dem Grossen († 337.); endlich einige Thongefässe, die aus freier Hand gearbeitet, schlecht gebrannt, aus demselben Stoffe wie die in den Grabhügeln entdeckten, sind, und daher von einer frühern celtischen Ansiedlung herrühren mögen. — Nachgrabungen, die man noch an einem dritten Ort, auf der nordwestlichen Seite, gegen die hintere Hofgasse hin, anstellte, brachten weiter nichts zu Tage, als eine Menge römischer Dachziegel, behauene Tuff- und Sandsteine, Estriche u. s. w.

Obgleich also im Allgemeinen die Ausbeute den Erwartungen nicht entsprach, so ging doch aus diesen Untersuchungen die Beschaffenheit der hiesigen Ansiedlung einiger Massen hervor. Der Lindenhof war nämlich wie alle römischen Standlager rings mit starken, 10 — 12 Fuss dicken, Mauern umgeben und hatte ungefähr dieselbe Grösse wie das Castrum zu Oberwinterthur oder Pfyn. Auf der Ostseite befanden sich mehrere Gebäude, die vielleicht von der Besatzung bewohnt wurden, auf der südwestlichen stund das Haus des Zollpräfecten, dem es oblag, von allen aus Italien kommenden Waaren, hier bei ihrem Eintritt in die belgische Provinz, den vierzigsten Theil ihres Werthes für den Fiscus zu beziehen. (Siehe Schweizerisches Museum Bd. II. Heft 1). Zürich war damals, wenn nicht eine Stadt, doch immerhin als Station einer Truppenschaar und durch seine Lage an der Heerstrasse vom Julier nach Vindonissa und Augusta Rauracorum kein ganz unwichtiger Ort. Das Haus des Zolleinnehmers bot auch, wie die Ueberreste beweisen, hinsichtlich seiner innern Einrichtung, alle Bequemlichkeiten dar, die man in römischen Gebäuden diesseits der Alpen antrifft.

Ausgrabungen auf dem Entibüchel beim Balgrist,

unweit Zürich.

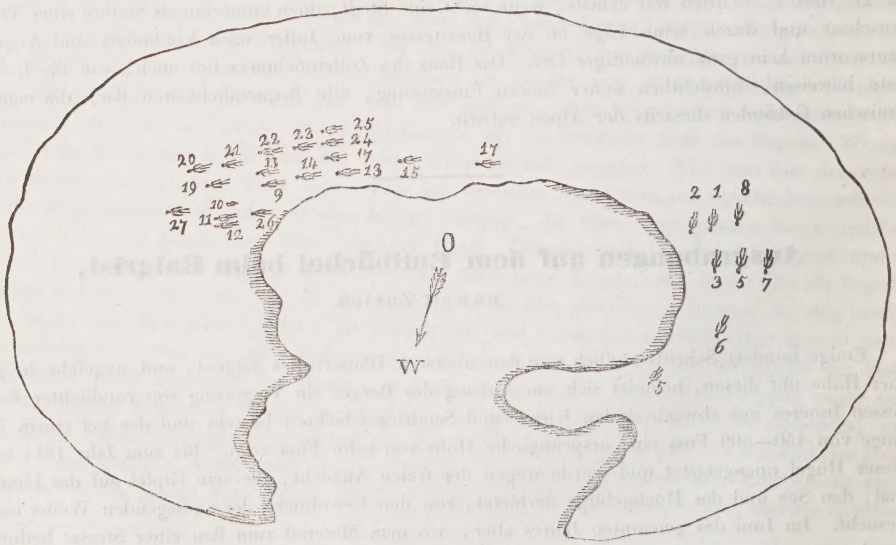
Einige hundert Schritte südlich von den obersten Häusern des Balgrist, und ungefähr in gleicher Höhe mit diesen, hefindet sich am Abhang des Berges ein Vorsprung von rundlichter Form, dessen Inneres aus abwechselnden Kies- und Sandsteinschichten besteht und der bei einem Umfange von 450—500 Fuss eine ursprüngliche Höhe von zehn Fuss zeigt. Bis zum Jahr 1814 blieb dieser Hügel nnangetastet und wurde wegen der freien Aussicht, die sein Gipfel auf das Limmatthal, den See und das Hochgebirge darbietet, von den Bewohnern der umliegenden Weiler häufig besucht. Im Juni des genannten Jahres aber, wo man Material zum Bau einer Strasse bedurfte, brach man ihn auf der Westseite an und trug die Erde bis zu einer Tiefe von 3—4 Fuss ab. Unerwarteter Weise stiessen die Arbeiter auf mehrere menschliche Gerippe, von denen eines ein

verrostetes Schwert neben sich liegen hatte. Da im Jahr 1799 in der Nähe zwischen Franzosen und Russen ein Gefecht statt gefunden hatte, so wurden die fast ganz verwesten Gerippe für Ueberreste russischer Soldaten gehalten und mit christlicher Scheu wieder unter den Boden gebracht.

Im Jahr 1825 wurden beim Kiesgraben auf der entgegengesetzten Seite des Hügels mehrere Gerippe entdeckt, auf deren Haupt uud zu deren Füssen grosse Steine aufgeschichtet lagen. Im selben Jahr entdeckte ein Arbeiter drei Gerippe auf der Südseite.

Im Jahr 1826 grub man sechs in einer Reihe liegende Gerippe aus, bei denen man Geräthe von Eisen, Erz und mehrere kleine Gegenstände von Glas, wahrscheinlich Korallen fand, die sämmtlich als unbrauchbare Dinge weggeworfen wurden. Im Jahr 1835 kamen beim Sandwerfen einige Körper zum Vorschein, bei denen Schwerter und einiges mit Grünspan bedecktes Geräthe lag.

Im Jahr 1836 wurde ein Gerippe auf dem Rücken des Hügels gefunden. Im Sommer 1837 stand nur noch der Rand des Hügels, der von Gebüsch und Bäumen längst entblösst war und so einem kleinen Krater ähnlich sah. Dess ungeachtet beschloss der Verein, der leider viel zu spät von der Auffindung von Gerippen an diesem Orte Kenntniss erhielt, die noch nicht durchwühlten Theile dieses Begräbnissplatzes genau zu untersuchen. Die Nachgrabungen, welche vom 10 — 19 Juni dauerten, hatten wider Erwarten ein günstiges Ergebniss. Es wurden nämlich 27 Gerippe, darunter mehrere mit Beigaben von Waffen und Schmuck, in nachfolgender Ordnung aufgedeckt:



Die Körper 1 und 2 waren nur theilweise vorhanden. Sie lagen, wie die meisten andern, auf dem ursprünglichen, etwas geebneten Boden unter einer 1 — 2 Fuss tiefen Schichte Kies, den man, wie der Augenschein lehrte, an der östlichen Seite des Hügels genommen hatte.

3. bezeichnet drei Gerippe, von denen zwei fast unmittelbar über einander ruhten, während ein drittes etwa einen halben Fuss zur rechten Seite des untern sich befand. Das Haupt des obersten lag unter grossen 30 — 40 Pfund schweren Steinen, die ursprünglich ein Gehäuse zum Schutze desselben gebildet haben mochten, zerdrückt. Die beiden andern Gerippe waren fast ganz verwest.

4. Der Kopf dieses Gerippes lag auf einem grossen Stein, welcher durch untergeschobene Erde in schiefe Stellung gebracht war. Neben dem rechten Arm fand man ein Messer Taf. 1 fig. 19. eine eiserne Schnalle (9) und eine grosse thönerne Koralle (15).

5 hielt in der rechten Hand zwei Messer und ein Kupferblättchen (8).

6 schien ein weibliches Gerippe zu sein, der Kopf auf einem Stein ruhend, am Halse Korallen, in der Brustgegend eine Meermuschel, *Cyprea tigris*, aus dem indischen Ocean, die an zwei Stellen durchbohrt war, und wahrscheinlich als Schmuck gedient hatte (5); ferner in einer bronzenen Schale liegend ein Stück Elfenbein, dessen Gebrauch uns räthselhaft ist (3). Endlich ein rundes, ehernes Scheibchen, 3 Zoll im Durchmesser haltend und vielfach durchbrochen (1). Es ist den vielen, die man in den Gräbern Süddeutschlands und der Schweiz gefunden hat, ganz ähnlich und scheint als Gürtelschnalle gedient zu haben. Unter den Löchern am Rande dieser Scheibchen ist jederzeit eines grösser als die übrigen entsprechenden (fig. 1. a), nämlich dasjenige, durch welches der am Gürtelbande befestigte, messingene Pfriem gezogen ward, der sich häufig neben dieser Zierat findet, und den Gebrauch derselben ausser Zweifel setzt.

7 war mit einer Menge kleiner gelber und blauer Korallen versehen (11).

8 lag tiefer als die vorigen, und etwas in den Boden eingesenkt; unter dem rechten Oberschenkel fanden sich ein halbes Dutzend eiserne Ringe (10), wovon einer die Form einer 8 hatte (4); der Kopf war durch untergeschobene Erde erhöht. Zu beiden Seiten des Gerippes und auf dem Haupt desselben grosse Steine.

9. Lag ebenfalls unter der Ebene, worin die übrigen Gerippe zum Vorschein kamen.

10. Mit Korallen geschmückt (11), das Haupt durch Erde erhöht.

11. Fast ganz vermodert.

12. Einen halben Fuss unter dem vorigen, als weibliches Gerippe erkannt, Kopf aufgerichtet.

13. Männliches Gerippe, von Steinen umgeben, in der rechten Hand ein Messer haltend.

14. Mit aufgerichtetem Kopf; an der rechten Hüfte eine Schnalle (17).

15. Kopf auf einem Stein ruhend.

16. Kopf erhöht; am Halse viele Korallen (11); in der linken Hand mehrere, durch Rost zerstörte, unkennbare Gegenstände von Eisen und ein messingener Pfriem (7); die Beine über den Abhang des Hügels gesenkt.

17. Skelett eines jungen Weibes, neben welchem ein Kamm (2) lag.

18. Drei Fuss tiefer als alle übrigen in einem Grab, das in den Kies eingehauen war; das Haupt von gewaltigen Steinen, die sich früher über dasselbe wölbten, zerdrückt; zur Rechten eine Pfeilspitze (13), ein Messer, ein Schlüssel (12) und das unter 18 abgebildete Instrument; am linken Knie eisernes Geräthe.

19 und 20. Fast ganz verwest.

21. Kopf aufgerichtet; der ganze Körper mit schweren Steinen umstellt; Messer, und den eisernen Ring einer Schnalle (6) neben der rechten Hüfte.

22. In einem eingehauenen Grabe: Eherne Schnalle, Taf. I Fig. 14 der ersten Mittheilung ähnlich, bei der rechten Hüfte. Eisernes Messer in der rechten Hand.

23. Kopf erhöht.

24. Eiserner Ring neben dem linken Arm.

25. Sehr wohl erhalten mit zwei Wurfspiess- oder Bogenpfeilspitzen (14 und 16) und einem eisernen Stift.

26. Fast ganz mit grossen Steinen bedeckt.

27. Kopf unter grossen Steinen.

Alle an dieser Stelle bestatteten Todten hatten die Arme an den Leib angeschlossen und lagen wagrecht ausgestreckt, das Haupt nach N. W. oder S. W., folglich den Blick nach der aufgehenden Sonne gerichtet. Dem Körperbau nach waren sie verschieden, doch meistens gross und kräftig. Die Bildung des Schädels verräth eine schöne kaukasische Race. Kinder waren keine unter den Begrabenen, dagegen mehrere Greise, wie sich aus den Kinnladen ergab, an denen die Zähne ausgefallen, die Lücken aber wieder verwachsen waren.

Der Name dieser Begräbnissstätte «Entibüchel" ist für den Sprachforscher nicht ohne Interesse. Der zweite Theil dieses Wortes ist eins mit Bühl, Buck und die alamanische Bezeichnung einer kleinern oder grössern Erderhöhung. Dagegen steht uns über den Ursprung und Sinn des Wortes Enti keine sichere Erklärung zu Gebote. Man hat nämlich Ent auf Ent, Riese, zurückführen wollen (Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1836), ohne zu bedenken, dass das norddeutsche Ent oberdeutsch Enz lauten müsste, wie die Namen, Enzemann, Enzewip, Enzeberg (Inselsberg in Thüringen*), Enzenwiese (Mon. Boic. IV. p. 268) Enzenbach, Enzbrunne zu Bretten, Enzberg bei Berghaufen, Enzbüchel bei Durlach beweisen, wofern nämlich in denselben wirklich das Enz steckt, das *Riese* bedeutet. Nur in norddeutschen Namen darf Ent als Riese gedeutet werden.

Enti kann auch mit Verstellung der Endbuchstaben aus ennet, dem alamanischen, bei uns einzig gebräuchlichen Ausdruck für jenseits, entstanden und mit der Benennung Ennetbühl (im Kanton Glarus und im Toggenburg) einerlei sein. Bei dieser Erklärungsart drängen sich unwillkürlich die Fragen auf, 1) welcher Gegenstand als die Scheidungslinie zwischen dem Diess- und Jenseits zu betrachten und wo der Standpunkt desjenigen anzunehmen sei, der den Hügel den jenseitigen hiess, 2) wo der dem Ennetbüchel entsprechende diesseitige liege. Mit Rücksicht auf den ersten Theil der Frage lehrt eine genaue Betrachtung des Terrains, dass wohl nur die nahe mit Wald bedeckte Burghölzlihöhe als die gesuchte Trennungslinie gelten und der Standpunkt des Namengebers in die Gegend von Zürich zu setzen sei. Mithin könnten unter den diesseitigen Hügeln, die in unserer ersten Mittheilung beschriebenen am Nordabhange des Burghölzliberges liegenden Grabhügel verstanden sein. Diese und die vielen mit Ennet zusammengesetzten Ortsnamen scheinen genauere Berücksichtigung zu verdienen, da sie vielleicht über die Richtung, in

*) Wartburger Krieg, Nr. 113. Lohengrin, Nr. 17. Ruert ich den Enzeberg in diesem Zorne, er müsste zu ürfeln werden gar.

welcher die germanische Einwanderung geschah und in welcher die neuere Kultur des Landes sich verbreitete, einigen Aufschluss zu geben geeignet sind. Doch dürfen wir nicht verschweigen, dass uns sonst kein Ortsname bekannt ist, worin die oben angenommene Versetzung von Ennet in Enti vorkäme. Nimmt man das Enti als Ende (ahd. enti), finis, so erhält man eine dritte Erklärung des Namens Entibüchel. Er bezeichnet sodann den Ausläufer eines Gebirges oder Höhenzugs und der Standpunkt des Namengebers wäre etwa auf den Anhöhen zu denken, die hier die Wasserscheide zwischen dem Zürichsee und dem Glattgebiet machen.

Freilich hat die hiesige Mundart, die d und t genau scheidet, nicht Enti, sondern Endi. Eine vierte Erklärung rührt nicht von einem Philologen, sondern von einem Jäger her, der uns versichert, dass sich auf dem genannten Hügel früher häufig wilde Enten, die auf ihm selbst und in dessen Nähe des Nachts ihre Nahrung in gefallenen Eicheln suchten, aufgehalten hätten und dass Entibüchel mit Entenbüchel gleichbedeutend sei. Man sollte dann freilich die Aussprache Entäbühel erwarten, die einem schriftgemässen Entenbühl entspräche.

Schliesslich hält es die Gesellschaft für ihre Pflicht, Herrn Zeller, Vater, im Balgrist, für die Bereitwilligkeit, womit er den Verein bei dieser Nachgrabung mit Rath und That unterstützte, hier ihren wärmsten Dank abzustatten.

Grab zu Russikon, Kanton Zürich.

Im Jahr 1837 kam etwa fünf Minuten oberhalb der Gemeinde Russikon, einige Stunden östlich von Zürich, auf dem sogenannten Eggbühel, einem natürlichen Erdwalle, in dessen Nähe schon einigemale eherne Ringe und andere Geräthschaften waren gefunden worden, beim Ausreuten eines Baumes ein Gerippe zum Vorschein, das mit Steinen bedeckt und umgeben, und mit vielem Geschmeide versehen war. Dasselbe lag wagrecht ausgestreckt, das Gesicht nach West gerichtet. Wie die Gegenstände, deren Beschreibung gegeben werden soll, von dem Bestatteten getragen oder ihm beigegeben waren, konnte nicht mehr in Erfahrung gebracht werden. Denn kaum erschienen damals unter dem Karst eines Arbeiters einige eherne Ringe, die sich wahrscheinlich an den Knöcheln befanden, so fielen alle Anwesenden über die Stelle her. Skelett und Geräthe wurden im Nu zu Tage gefördert und was von Metall war, ganz oder in Bruchstücken, wurde vertheilt.

Der Verein erhielt erst einige Monate später Nachricht von diesem Funde, als schon einige Gegenstände sich in ungeweihte Hände verirrt hatten. Die noch vorhandenen sind:

1) Fünf einander ähnliche Ringe aus Erz gegossen, 3″ 10‴ im Durchmesser haltend, und je auf einer Seite fast bis auf die Hälfte ihrer Dicke abgeschliffen.

2) Zwei eherne Ringe von 2″ 9‴ Durchmesser, mit Erhöhungen und Einschnitten und vier pettschaftähnlichen Fassungen. Letztere, so wie die Einschnitte, waren mit einer pechartigen Substanz ausgestrichen und mit Stückchen röthlichen Marmors besetzt. Fig. 2 Taf. 2.

3) Zwei Ringe, von 2″ 1‴ im Durchmesser und mit Einschnitten, die gleichfalls mit einer weissen Substanz eingelegt waren. Fig. 3 Taf. 2.

4) Drei eherne, sauber gearbeitete Haftnadeln, wovon eine etwa um die Hälfte grösser als die unter Fig. 4 Taf. 2 abgebildete.

5) Mehrere eherne Stecknadeln. Fig. 5 Taf. 2.

6) Ein mit mannigfaltigen Eindrücken und Erhöhungen geziertes Messingblech von 7″ Breite und 17″ Länge, das, wie die Höhe der daran befindlichen Niete beweist, an einem Rande auf einen 3‴ dicken Gegenstand, vielleicht einem Streifen Leder oder Holz, befestigt war.

Man hat in Süddeutschland ganz ähnliche Bleche gefunden. So kamen z. B. im Jahr 1832 in der Gegend von Sigmaringen (Vid. Wochenblatt von Sigmaringen Nro. 52, Jahrgang 1832) bei Eröffnung von Grabhügeln zwei solche Platten von Kupfer zum Vorschein, die vier Schichten verschiedenartiger Gegenstände, nämlich Leinwandgewebe, Gewirke von Metallstreifen, eine dünne Schichte Eichenholz und ein Stück Leder zur Unterlage hatten.

Die Arbeit an dem unsrigen verräth eine sehr geschickte Hand, die Zeichnung der Verzierungen ist angenehm und leicht. Wozu diese Platten dienten, ist noch nicht ausgemittelt.

7) Ein Kessel von 9½″ Höhe, an der Mündung 7½″, am Boden 4″ 8‴ weit, aus Erzblech von ⅓‴ Dicke. Sein Rand ist um einen dicken Eisendraht gebogen, sein Boden vermittelst Löthung an das Rohr festgemacht. Acht Löcher, die sich paarweise unter dem obern Rande des Gefässes befinden, zeigen, dass er ursprünglich mit einem Henkel versehen war. Die sorgfältige Vernietung auf der Seite deutet auf seinen Gebrauch als Behältniss von Flüssigkeiten hin. In welcher Beziehung der Kessel und das Blech zu dem Bestatteten stehen, ist uns nicht klar.

Grab beim Gotteshaus Dänikon, Kanton Thurgau.

(Bericht von Herrn Baron Sulzer von Wart.)

In einer Kiesgrube, die sich unweit der Strasse von Elgg nach Adorf befindet und dem Kloster Dänikon gehört, fand man ein fast ganz verwestes Gerippe mit vier ehernen Ringen, wovon zwei, leicht gearbeitet und hohl, an den Handgelenken, und zwei massive Fig. 1 Taf. 2 an den Fussgelenken getragen worden waren.

Begräbnissstätte bei Würenlos im Aargau.

(Bericht von Herrn Pfarrer Germann in Otelfingen.)

In den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts wurde in der Nähe des Weilers Kempfhof ein Stück Land, Aggenbühl genannt, urbar gemacht. Bei dieser Arbeit entdeckte man, 3½ Fuss tief, im Grienboden, in drei Reihen geordnet, die Gerippe von 24 erwachsenen Menschen und das eines Kindes. Zerstreut zwischen denselben fanden sich eiserne mit Silber ausgelegte Gürtelschnallen, grössere und kleinere Messer und zweischneidige Schwerter, welche Dinge sämmtlich bald wieder verloren gingen. Nur eines der Schwerter, dessen Griff mit Silber beschlagen war, wurde längere Zeit aufbewahrt.

Gräber zu Bonstetten.

Im Jahr 1835 entdeckte Exerciermeister Glättli auf seinem Felde gleich ausserhalb Bonstetten, links von der Landstrasse nach Hedingen, ein Grab mit einem ziemlich gut erhaltenen Gerippe, dessen Haupt nach Westen lag. Der Deckel und die Seitenwände der Grabkammer bestanden aus roh zugehauenen Tuffsteinplatten, der Boden war mit Stücken desselben Materials belegt. Von Geräthe oder Waffen war nichts im Grabe zu finden, auch zeigte sich über demselben keine Erderhöhung.

Im Jahr 1836 fand der Hufschmied von Bonstetten dicht neben seiner Wohnung ein Grab, das auf dieselbe Weise construirt war.

Gräber zu Altstetten bei Zürich.

Im Karstenbühel (Kastrumbühel?), einer kleinen Anhöhe, über die der Weg von Zürich nach Baden führt, kamen bei der Tieferlegung der Strasse im Jahr 1836 vier Gräber zum Vorschein, die neben einander lagen, aus Tuffsteinen erbaut und mit Schieferplatten bedeckt waren. Die darin Bestatteten lagen mit dem Haupt nach Westen, und waren weder mit Waffen noch irgend einem Geräthe versehen. Früher wurden am nämlichen Orte ebenfalls sechs Tuffsteingräber eröffnet. An der Südseite dieser Anhöhe sah man noch 1836 römisches Gemäuer, das seither abgetragen worden ist.

Gräber zu Nänikon bei Greifensee.

Seit etwa zwanzig Jahren wurden wiederholt an zwei Stellen in dieser Gemeinde, nämlich auf der Höhe bei der Linde, in der Nähe des Schützenhauses und im Weinberg beim Haldenacker ganze Reihen Gerippe, wovon die einen in Grüften aus rohzugehauenen Sandsteinstücken, die andern in freier Erde bestattet waren, entdeckt. Die Körper, bei denen man weder Geräthe noch Waffen fand, lagen sämmtlich mit dem Haupt nach Westen. Ueber den Gräbern war kein Erdaufwurf zu bemerken.

Gräber zu Thalwyl am Zürichsee.

(Bericht von Herrn Pfarrer Sprüngli.)

Vor einigen Jahren wurden auf der Anhöhe beim Kirchhofe, zwei aus Tuffstein errichtete und mit grossen Schieferplatten bedeckte Grabkammern eröffnet. Sie enthielten menschliche Gerippe, deren Häupter nach Westen lagen, aber keine Waffen oder Geräthe. Die Gräber waren durch keine Erderhöhung bemerkbar gemacht.

Grabhügel zu Birmensdorf im Aargau.

Der weithin sichtbare Hügel im Ortlisperg, welcher 300′ im Umfange und etwa 50′ Höhe hat, ist im Jahr 1835 durch Herrn Bezirksrichter Zehnder untersucht worden. Um gleich in das Innere des Kegels zu gelangen, führte man von der Abendseite einen Stollen hinein und fand im Centrum seiner Basis auf dem ursprünglichen Boden eine Grabkammer von 2½′ Höhe im Lichten, deren Deckel, Seiten und Boden aus scharf zugehauenen Stücken Tufstein bestunden. Das Grab war mit Ziegelsteinschieferchen und Mörtel(?) inwendig ausgeebnet, und 2″ hoch mit schwarzer Asche angefüllt. Das Skelett, das hier gefunden wurde, lag mit dem Kopf nach Westen und war mit seiner Lanze begraben worden.

Indem man hierauf von der Spitze in den Hügel abwärts grub, fand man in einer Tiefe von 3′, in einem aus Kieselsteinen schlecht erbauten, gemauerten Grab ein Gerippe, mit dem Kopf ebenfalls nach Westen, ohne Geräthe oder Waffen.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die Reihe von Gräbern, die in dieser Mittheilung beschrieben sind, so nehmen wir, was den Bau und Inhalt derselben betrifft, eine bedeutende Verschiedenheit wahr. Die zu Dänikon, Russikon und auf dem Entibüchel entdeckten Gräber gehören, wie auch die zu Holderbank, Vilnachern, Felwen und andere, von denen künftig die Rede sein wird, offenbar zu einer Klasse; die Bestattungsweise und die Zugaben sind ganz dieselben. Von den Gräbern im Burghölzli unterscheiden sie sich dadurch, dass ihnen die Brandstätten mangeln, dass kein Erdaufwurf die Gräber bezeichnet, und dass die Todten nicht kreuz und quer, wie in jenen, aufeinander geschichtet, sondern ziemlich regelmässig, fast wie bei der christlichen Beerdigung reihenweise liegen. Indessen herrscht, was die Form der Waffen, des Geräthes und der Schmucksachen betrifft, zwischen dem Inhalt dieser Gräber eine auffallende Aehnlichkeit, und es ist wahrscheinlich, dass sie zwei verschiedenen Zeiträumen desselben Volkes angehören.

Eine zweite Art von Bestattung ist die, welche in den Gräbern von Nänikon, Thalwyl, Altstetten, Bonstetten erscheint. Hier ist der Grundsatz der sorgfaltigen Aufbewahrung des Leichnams in einer Steinkammer deutlich ausgesprochen, und ein Aneinanderreihen der Todten überall beobachtet. Die Grüfte sind zwar sehr roh erbaut, und beweisen, dass die Bestattenden in der Bearbeitung nicht viel Erfahrung hatten. So viel wir dieser Gräber noch im Limmatthale entdeckten, fanden wir die Seitenwände der Grabkammer aus Tuffstein errichtet, und den Deckel entweder aus demselben Material oder aus rothem Glarner-Schieferstein (Sernftconglomerat), der als Fündling in grosser Menge, und oft in der erforderlichen Gestalt auf den Feldern vorkommt. Im Glatthale sind Sandsteinplatten, im Reussthale die vom Gotthard hergeflutheten Gneistafeln, am Jura der Kalkstein zu diesem Zwecke benutzt. Ein solches Grab enthält gewöhnlich einen der Länge nach häufig mit dem Antlitz nach Morgen schauenden Körper ohne alle Beigaben. Ausser dem aber charackterisirt diese Art Gräber besonders ihr Vorkommen in alten Dörfern oder in der Nähe derselben. Welcher Bestattungsweise das Grab zu Birmensdorf angehöre, wollen wir jetzt nicht entscheiden, überhaupt haben wir uns vorgenommen, in einer der nächsten Mittheilungen unsere Ansicht über den Ursprung und die Verbreitung ausführlicher zu entwickeln.

Aelteste Waffen.

Fig. 8 Taf. II. stellt ein meissel- oder keilartiges Werkzeug aus Serpentinstein dar, das 1835 zu Urdorf, Kanton Zürich, gefunden wurde. Ein anderes in unserer Sammlung befindliches hat, wiewohl es um die Hälfte kleiner ist, ziemlich dieselbe Form, und besteht aus Kieselschiefer. Diese Steinmeissel, oder, wie man sie auch heisst, Steinhämmer, die fast in allen Theilen von Frankreich, England und Deutschland gefunden werden, sind in Absicht auf ihren Gebrauch und ihren Ursprung, so viel auch darüber geschrieben worden ist, bis jetzt ein Räthsel geblieben.

Die meisten Alterthumskenner sind darüber einverstanden, dass der Steinmeissel eine Schlagwaffe gewesen und wie ein Hammer geführt worden sei. Diese Ansicht findet theils in der Beschaffenheit der dazu benutzten Steinarten etwelche Bestätigung (denn diese sind meistentheils Feuerstein, Basalt, Serpentin, Kieselschiefer, überhaupt das härteste und zäheste Material, das zu Gebote stund); anderseits in der Auffindung einiger Exemplare, die mit einem Loche zum Einlassen eines Stiels versehen waren. Man nimmt daher an, dass auch die undurchbohrten an das Ende eines Stockes befestigt, und auf die angeführte Weise gebraucht worden seien. Obgleich wir die Bedeutung dieser Steine als Waffe nicht in Zweifel ziehen, können wir doch mit Rücksicht auf die in Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich aufgefundenen undurchbohrten Stücke, uns nicht an die Meinung anschliessen, dass sie als Hämmer gedient haben, da die meisten viel zu klein und leicht, oft kaum ein Paar Loth schwer, und überdiess ihrer Form nach zu der angegebenen Bestimmung unpassend sind. Wir sind vielmehr überzeugt, dass diese Werkzeuge, sowohl die kleinern als die grössern, mit der stumpfen Seite in einen Holzknittel (Fig. a. S. unten), bald einzeln, bald zu mehreren Stücken, wie bei den Steinkeulen verschiedener wilder Völker oder den Morgensternen des fünfzehnten Jahrhunderts eingesetzt worden sein. Der Umstand, dass sich der hintere Theil etwas verjüngt, und dass an mehreren Exemplaren, die wir gesehen, das stumpfe Ende nicht abgeschliffen ist, sondern sich noch die ursprünglichen Unebenheiten des Bruches zeigen, spricht ebenfalls für unsere Ansicht.

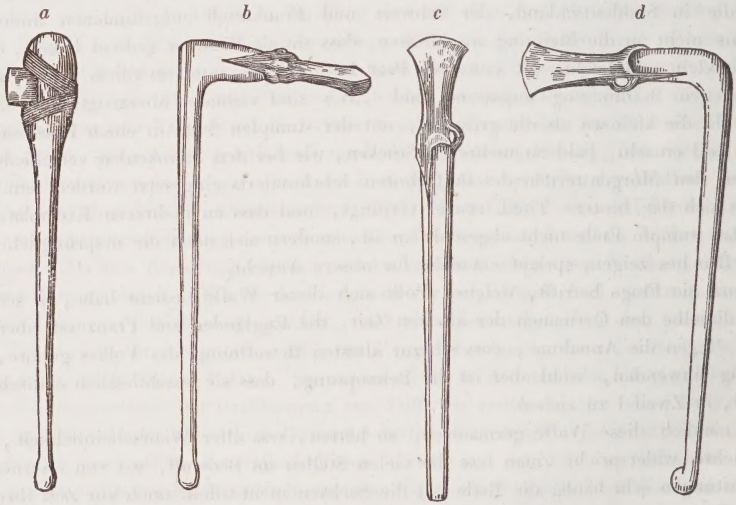
Was nun die Frage betrifft, welches Volk sich dieser Waffe bedient habe, so schreiben die Deutschen dieselbe den Germanen der ältesten Zeit, die Engländer und Franzosen aber den alten Celten zu. Gegen die Annahme, dass sie zur ältesten Bewaffnung des Volkes gehöre, lässt sich gewiss wenig einwenden, wohl aber ist die Behauptung, dass sie ausschliesslich celtisch oder germanisch sei, in Zweifel zu ziehen.

Wäre nämlich diese Waffe germanisch, so hätten, was aller Wahrscheinlichkeit, und auch der Geschichte widerspricht (man lese die vielen Stellen im Beowulf, wo von eisernen Waffen, ja sogar Rüstungen sehr häufig die Rede ist) die Sachsen nicht allein noch zur Zeit ihrer Einwanderung in England, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, Steinwaffen geführt, sondern sogar, da diese Waffe in dem eisenreichen England aus den einheimischen Steinarten verfertigt ist, fortgefahren, sich Steinwaffen auszuarbeiten. Ferner müssten die germanische Stämme, die im Anfang des fünften Jahrhunderts in Helvetien und Frankreich einfielen, mit dieser Waffe gegen die römischen Legionen gezogen sein und auch nachher in den eroberten Ländern aus dem dort sich vorfindenden Material Steinwaffen gemacht haben. Wie sind aber endlich die Steinmeissel nach Irland und Schottland, wo man sie in grosser Menge findet, durch Germanen gekommen?

Noch leichter ist die Widerlegung der Behauptung, die Waffe sei celtischen Ursprungs, da sie sich in allen Theilen Deutschlands häufig findet, es sei denn, dass man die Hypothese von einer Zurücktreibung der celtischen Stämme aus dem Osten Europa's durch einwandernde Germanen für nicht zu gewagt halte. Wer sich zu dieser Meinung nicht entschliessen kann, muss annehmen, die ganze Bevölkerung Europa's habe in der frühesten Zeit solche Waffen gehabt.

Waffen aus Bronze.

Den Steinwaffen nicht unähnliche Werkzeuge sind die unter 9, 10, 12, 13 abgebildeten. Sie werden ebenfalls als Angriffswaffen betrachtet und in grosser Mannigfaltigkeit der Form fast überall in Mitteleuropa gefunden. Die französischen Antiquare nennen sie *hache gauloise*, die englischen geben ihnen seit einem Jahrhundert den Namen *Celt*, in Deutschland werden sie, wiewohl ganz unrichtig, zuweilen *framea* geheissen.



Der muthmassliche Gebrauch dieser Waffe ist in einer Abhandlung der Archaeologia britannica erörtert, wo gezeigt wird, dass sie auf drei verschiedene Weisen in das gespaltene Ende eines krummen oder geraden Stockes eingespannt, und in der Mitte, wo sie am dünnsten ist, mit Schnüren befestigt worden sei.

Bei Fig. *c.* ist sie als Wurfwaffe, bei *d.* als Schlagwaffe oder Beil, bei *b.* als Werkzeug zum Bearbeiten des Holzes, vorzüglich zur Verfertigung der in der frühesten Zeit gebräuchlichen, aus einem einzigen hohlen Baumstamm bestehenden Canoes, dargestellt. Das Rückweichen des Instrumentes wurde vermittelst eines durch den Stock getriebenen und in die Kerbe am hintern Ende des Beils treffenden Nagels verhütet.

Wenn das Instrument wirklich auf die angegebene Weise entweder als Kampfbeil, wozu es übrigens seine Länge sehr ungeschickt macht, oder Wurfbeil und Stosswaffe gebraucht wurde, so ist auffallend, dass es im ersten Fall nicht mit einem Loch zum Einlassen eines Stiels, im zweiten nicht mit einer Hülse versehen wurde, was beim Giessen (keine sind geschmiedet) nicht die geringste Schwierigkeit verursacht hätte.

In England häufig, auf dem Festland selten, findet man diese Waffe mit einem Oehr an der Seite, an welchem, wie behauptet wird, ein Strick oder lederner Riemen zum Zurückziehen des geschleuderten Instrumentes hieng. Denkt man sich diese Meissel an einem Schaft befestigt, so ist es fast unbegreiflich, dass der Lederriemen nicht an diesem und zwar ganz am Ende angebracht war, da der Kämpfer beim schnellen Zurückziehen der Waffe Gefahr lief, sich jedesmal selbst zu verwunden, ist sie aber ohne Handhabe gewesen, so kann man sich kaum von einer Art Krieg zu führen eine Vorstellung machen, wo die Kämpfenden vor einander hintraten, um solche Meissel, die sie nachher wieder zurückzogen, gegen einander zu werfen.

Ist es auch, betreffend den Ursprung dieser Waffe, nicht möglich zu entscheiden, ob sie bei den Celten oder Germanen gebräuchlich war, so lässt sich doch so viel mit Bestimmtheit sagen, dass wenn das Steinbeil und überhaupt Steinwaffen zur frühesten Bewaffnung fast der ganzen europäischen Bevölkerung gehörten, diese ehernen Werkzeuge sich doch ungleich häufiger in den einst celtischen Ländern finden, und dass man in diesen zuweilen Giessstätten für solche Gegenstände entdeckt hat, wie z. B. 1822 bei Wülflingen, vier Stunden von Zürich.

Eine auffallende Erscheinung ist es endlich, dass diese Werkzeuge selten einzeln vorkommen, sondern meist zu mehreren Stücken, die oft in eine gewisse Ordnung gelegt und der Form nach verschieden sind. So wurde Nr. 10, zu Bünzen, bei Muri, im Kanton Aargau, nebst sieben andern in einen Kreis gelegten Stücken unter einem Steine entdeckt.

Fig. 11. Eine eherne Wurfspiessspitze, die in den Schaft eingesenkt und durch Vernietung befestigt war. Sie wurde 1837 am Katzensee, zwei Stunden von Zürich, neben einem Gerippe liegend, von Torfgräbern gefunden. Vielleicht verunglückte ein Jäger in diesem trügerischen Moorgrund.

Fig. 12, 13 und 14 wurden 1835 auf der Halbinsel Au, im Zürichsee, ausgegraben.

Da die genannten Stücke neben einander lagen, so liefert dieser Fund den deutlichsten Beweis, dass neben den sogenannten Celts auch schwertartige Lanzenspitzen, oder Dolche in Gebrauch waren.

Fig. 15. Ein ehernes, von Feuer beschädigtes Schwert, das neben einem (Fig. 9 ähnlichen) Celt 1834 zu Adlischwyl, am Albis, entdeckt wurde.

1. ½
a.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
11.
12
13
14
15.
16.
17.
18.
19.
20.
F. Hegi fec.

5.
4.
6.
7. 1/3.
1/2. 3.
1/2. 1.
1/3. 8.
1/2. 2.
10.
1/3.
11.
9.
1/3.
1/3.
12.
1/3.
13.
14. 1/3.
1/3.
15. 1/3.
F. Hegi sc.

Der

Grossmünster in Zürich.

I. Geschichte.

Von

S. Vögelin,

Dr. Theol. u. Kirchenrath.

Wir gedenken in unsern jährlichen Mittheilungen, welche bisher römische und celtische Antiquitäten zum Gegenstande hatten, für einige Zeit zu den christlichen Alterthümern überzugehen.

Das älteste christliche Denkmal in unserer Vaterstadt ist die Stiftskirche zu St. Felix und Regula, nachher — im Gegensatze zum Frauenmünster — das Grosse Münster genannt, deren bedeutendste Bildwerke wir in diesem und einigen andern Blättern beschreiben wollen.

Der historische Anfangspunkt, von welchem das christliche Gemeinwesen Zürichs ausgeht, ist die Sage von dem Märtyrertode, welchen die Geschwister St. Felix und Regula in Zürich zu Anfang des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung sollen erlitten haben[1]), und die daher als die Schutzheiligen der Stadt Zürich (Patroni Turicenses oder «Unsere Herren») in das Stadtsiegel aufgenommen und bis zur Reformation hoch verehrt wurden. Es beruht diese Sage, beim Abgange gleichzeitiger Schriftsteller, hauptsächlich auf Martyrologien. Unter solchen Martyrologien ist das älteste, worin diese Sage sich vorfindet, ein auf hiesiger Stadtbibliothek (Mscr. A. 5.) aufbewahrter, wenig bekannter, uralter, aus dem zehnten oder gar neunten Jahrhundert herrührender pergamentener Codex in gross Regal-Folio, welcher einst zu kirchlichem Gebrauch vermuthlich gehandhabt worden. Er erzählt die *„Vita et Passio Sanctorum"* in einigen neunzig Abschnitten oder Lectionen, deren die meisten mit einem grossen künstlich gezeichneten rothen Anfangsbuchstaben verziert sind, und wobei der Text hin und wieder von einer zweiten Hand emendirt ist. Er enthält gegenwärtig nur noch 274 Pergamentblätter, indem vorn, in der Mitte und am Ende mehrere Blätter fehlen. Schade besonders, dass das letzte Blatt nicht mehr vorhanden ist, da sich auf demselben vielleicht der Schreiber genannt hatte. Unter den Legenden der ältesten Heiligen — die Menge der spätern kennt dieser Codex noch nicht — beschreibt er (Nr. XVII.) nun auch die *Passio Sanctorum Felicis et Regulae*, die wir hier zum erstenmal vollständig mit nebenstehender Uebersetzung abdrucken lassen.

Hier hebt an das Leiden der Heiligen Felix und Regula; das fällt den 11. September.

Zu jener Zeit ist der seligste Felix und seine Schwester Regula und ihre Gefährten nach dem Rath des seligen Mauritius, des Feldherrn, dem Herren dienend, zum Reisen aufgebrochen, und gelangten durch die wüsten Orte der Einöde, die Glarona heisst, zum Anfang des Sees und dem Fluss Lindomat

Incipit passio Sanctorum Felicis et Regulae, quod est III Idus Septembris.

Tempore illo beatissimus Felix et germana sua Regula et socii eorum cum consilio beati Mauricii ducis, domino servientes ad peregrinandum profecti per vasta loca heremi, quae Clarona dicitur, ad caput laci et fluvium Lindomaci, qui juxta castrum Durici est, pervenerunt, ubi tabernacula figen-

1) Die alte Sprengersche Chronik auf der Stadtbibliothek sagt, es sei diess geschehen „do man zalt von Gottes Gepurt IIIC und XII (312) jar, und von dem Zit das Rom gebuwen wart, M jar und LXIII (1063) jar."

(Lindomac), der bei der Burg Duricum ist. Daselbst schlugen sie Hütten auf, und mit Fasten, Wachen, Beten und Gottes Wort Tag und Nacht eifrig hingen sie dem Herrn getreulich und andächtig an. Darum sandte der gottloseste Maximinianus, sie zu verfolgen, grausame Diener. Die kamen an die schon genannten Orte uud trafen sie um Mittag nach dem Gebete bei Erquickung. Aber die Gnade Gottes umgab die Heiligen, und geblendet sahen die gottlosen Diener sie gar nicht und gingen an ihnen vorüber. Der heilige Felix sprach zu seiner Schwester: Meine theuerste Schwester, siehe nun ist die angenehme Zeit, nun ist der Tag des Heils. Kommet, lasset uns ihnen uns zeigen und empfangen das Märtyrerthum, und wir werden Genossen der Erwählten im Himmel sein. Und sie breiteten ihre Hände zum Himmel aus und beteten zum Herrn, dass er befreie ihre Seelen von der Hand der Feinde und sie hinübergehen könnten zur ewigen Seligkeit. Da sprach Decius der Verfolger vom unreinen Geiste erfüllet: Ihr seid Christen, Gefährten des Mauritius, Exuperius, Candidus, Victor, oder nicht? Der heilige Felix mit seinen Gefährten antworteten: Christen sind wir, und Christum den Herrn, der uns gemacht hat, beten wir an, und sind Gefährten derer, von denen du uns gefraget hast, und mit ihnen hoffen wir durch die Barmherzigkeit Gottes das himmlische Reich zu erlangen. Decius sprach: Opfert den Göttern! Die Heiligen antworteten: Wir opfern nicht den Göttern und beten nicht an deine Götter, mit denen du in die Hölle wirst hinabgestossen werden. Decius sprach: Bei den grossen Göttern schwöre ich: Wenn ihr nicht wollet den Göttern opfern, so habe ich euch grosse und mannigfache Martern anzuthun. Die Heiligen antworteten: Unsern Leib hast du in der Gewalt, unsre Seelen aber hast du nicht in der Gewalt, sondern allein Gott, der uns gebildet hat. Decius der Tyrann sprach: Noch bin ich geduldig gegen euch; denn bei den grossen Göttern und bei der Gnade des Kaisers Maximinianus schwöre ich, wenn ihr nicht wollet unsre Götter anbeten, Mercurius und Joves, so lasse ich euch in glühende Tiegel setzen. Die Heiligen antes jejuniis, vigiliis orationibusque et verbo dei die noctuque instantes domino fideliter et devote adhaerebant. Igitur impiissimus Maximinianus ad eos persequendos crudeles ministros direxit, qui pervenientes ad jam dicta loca meridie post orationem reficientes supervenerunt, sed gratia dei sanctos circumdatos excaecati impii ministri minime eos viderunt. Et praetereuntes eos sanctus Felix ad germanam suam dixit: Carissima soror mea, ecce nunc tempus acceptabile, ecce nunc dies salutis! Venite, ostendamus nobis ad eos et accipiamus martyrium, et erimus consortes electorum in coelo. Et extensis manibus ad coelum orantes ad dominum, ut liberaret animas eorum de manu inimicorum et transire possent ad aeternam beatitudinem. Tunc Decius persecutor spiritu immundo repletus ait: Christiani estis, socii Mauricii, Exuperii, Candidi, Victoris annon? — Sanctus Felix cum sociis suis responderunt: Christiani sumus et Christum dominum, qui nos fecit, adoramus, et socii eorum, de quibus nos interrogasti, cum quibus nos per misericordiam dei regnum coeleste speramus participare. Decius dixit: Sacrificate diis. Sancti responderunt: Non sacrificamus diis, neque adoramus deos tuos, cum quibus tu in infernum eris demersurus. Decius dixit: Per magnos deos juro: si nolueritis sacrificare diis, magnis et variis suppliciis vos habeo imponere. Sancti responderunt: Corpus nostrum habes in potestate, animas vero nostras non habes in potestate, sed solus deus, qui nos plasmavit. Decius tyrannus dixit: Adhuc patiens sum in vobis; nam per magnos deos et per clementiam imperatoris maximam juro: quia si nolueritis deos nostros adorare, Mercurium et Jovem, in sartagines candentes vos facio imponere. Sancti responderunt: Dominus adjutor est noster, non timemus quid nobis faciat homo. Impiissimus judex dixit: Quare non sacrificatis diis? Sancti responderunt: Notum sit tibi, deos tuos non adoramus et imagines tuas non colimus, quia fantasmata diabolica sunt. Tunc jussit eos adprehendere et in ferreas rotas ponere et dixit: Sacrificate et adorate deos meos. Sancti responderunt: Inimice

worteten: Der Herr ist unser Helfer: wir fürchten nicht, was ein Mensch uns thue. Der gottloseste Richter sprach: Warum opfert ihr nicht den Göttern? Die Heiligen antworteten: Dir sei kund, deine Götter beten wir nicht an und deine Bilder verehren wir nicht, weil sie Vorspiegelungen des Teufels sind. Da hiess er sie ergreifen und auf glühende eiserne Räder legen, und sprach: Opfert und betet meine Götter an. Die Heiligen antworteten: Bösester Feind, welches sind deine Götter? Decius sprach: Mercurius und Joves. Die heilige Regula antwortete: Beelzebub ist dein Gott. Der Richter sprach: Ich habe dich zu werfen in's heisseste Pech, und warf sie, und hiess bringen heissestes Blei und gab ihr zu trinken und sprach: Diese und ärgere Qualen habe ich dir anzuthun, wenn du nicht meine Götter anbetest. Die heilige Regula antwortete: Deine Qualen sind mir süsser über Honig und Waben. Der Tyrann sprach: Bei der Gnade des Kaisers, ich lasse euch legen in Kerker, wo äusserste Finsterniss sein wird. Die Heiligen antworteten: In der äussersten Finsterniss, da ist dein Haus und Wohnung für immerdar. Der gottlose Decius hiess ihnen verschiedene Martern anthun. Die Heiligen aber mit Einer Stimme und Einer Seele priesen und lobeten Gott und sprachen: Wir danken dir Herr, Gott, Jesus Christus, dass wir um deines Namens willen so vieles gelitten haben. Der Richter sprach: Deinen Gott betest du an und rufest zu ihm: wo ist dein Gott? Der heilige Felix antwortete: Der Teufel will zur Hölle ziehen nnd du bist sein Nachahmer. Decius sprach: Du thust besser, bete meine Götter an, denn ich rede mit ihnen und was sie mir vorschreiben, thue ich. Die Heiligen antworteten: Du Feind, warum bedenkest du nicht, wo du stehest auf Erden? Schau an den Himmel, Sonne und Mond, die hat der allmächtige Gott gemacht, und er hat Gewalt zu erretten unsere Seelen. Denn deine Götter sind böse Geister. Sie und du mit deinem Kaiser werden in beständigem Feuer brennen. Decius sprach: Noch bin ich geduldig gegen euch. Die Heiligen antworteten: Unser Gott, dem wir dienen, er ist geduldig und sehr barmherzig, und seiner

pessime, quales sunt dii tui? Decius dixit: Mercucurius et Joves. Sancta Regula respondit: Beelzebub est deus tuus. Judex dixit: ego te habeo mittere in picem calentissimam et misit eam et jussit afferre plumbum calentissimum, et dabat ei bibere et dixit: haec et pejora tormenta habeo tibi facere, si non adoraveris deos meos. Sancta Regula respondit: tormenta tua dulciora sunt mihi super mel et favum. Tyrannus dixit: per clementiam imperatoris! ego vos facio poni in carceres, ubi erunt exteriores tenebrae. Sancti responderunt: In tenebris exterioribus ibi est domus et habitatio tua in perpetuo. Impius Decius jussit eos diversis suppliciis inponi. Sancti vero una voce et uno animo glorificabant et benedicebant deum, dicentes: gratias tibi agimus, domine deus Jesu Christe, quia propter nomen tuum tanta sumus passi. Judex dixit: deum tuum adoras et ad eum clamas? Ubi est deus tuus? Sanctus Felix respondit: diabolus ad infernum vult trahere, et tu imitator ejus existis. Decius dixit: Melius facis, adora deos meos, quia cum ipsis loquor, et quod mihi ipsi proponunt, facio. Sancti responderunt: Inimice, quare non recogitas, ubi stas super terram, vide in coelum, solem et lunam, quae deus omnipotens fecit, et ipse habet potestatem salvare animas nostras, nam dii tui demonia sunt. Ipsi et tu cum imperatore tuo in igne perpetuo arsuri estis. Decius dixit: adhuc patiens sum in vobis. Sancti responderunt: Deus noster, cui nos servimus, patiens ipse est, et multum misericors, et misericordiae ejus non est finis. Decius jussit eos diversis suppliciis et magnis tormentis imponere. Sancti benedicebant et glorificabant Deum, qui fecit coelum et terram, cujus verbo cuncta creata sunt. Constantes petebant adjutorium de coelis et gratiam spiritus sancti, ut viderent salutare Dei, et magnificaretur nomen sanctae trinitatis in gentibus. Et statim facta est nubes lucida super eos et vox dicens: Ne timeatis, quia ego vobiscum sum. Viriliter agite, et confortetur cor vestrum, quia jam venit vocatio vestra, et corona preparata est vobis, eritisque accepturi inter sanctos meos magnam gloriam. Cum-

Barmherzigkeit ist kein Ende. Decius hiess ihnen verschiedene Martern und grosse Qualen anthun. Die Heiligen lobten und priesen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, durch dessen Wort Alles geschaffen worden: standhaft begehrten sie Hülfe vom Himmel und die Gnade des heiligen Geistes, dass sie sähen das Heil Gottes und verherrlichet würde der Name der heiligen Dreieinigkeit unter den Heiden. Und alsbald kam eine helle Wolke über sie und eine Stimme, die sprach: Fürchtet euch nicht, denn ich bin mit euch: haltet euch mannhaft, und es stärke sich euer Herz; denn nun ist gekommen eure Berufung, und die Krone ist euch bereitet, und ihr werdet empfangen unter meinen Heiligen grossen Ruhm. Und da die Heiligen, wie sie die Stimme Gottes gehört, die Augen gen Himmel erhoben, hörten sie eine Stimme, die sprach: Kommet ihr Gesegneten meines Vaters, empfanget das Reich, das Gott euch bereitet vom Ursprung der Welt. Die Heiligen aber, da sie das hörten, riefen noch mehr, und lobeten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in den Höhen, und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen. Herr Jesu Christe, wir loben dich, wir preisen dich in alle Ewigkeit, Amen! Decius der grausamste Tyrann hiess sie den Nacken beugen und ihnen das Haupt abschlagen. Und da die heiligen Märtyrer das gehört, lobsangen sie dem Herrn und sprachen: Deine Wege, Herr, zeige uns und deine Pfade lehre uns: leite uns in deiner Wahrheit und lehre uns; denn du bist Gott, unser Retter. Und da die Heiligen mit Einer Stimme einmüthig den Herrn Jesum angeflehet, breiteten sie die Hände zum Himmel aus und bogen ihren Nacken und indem der (die) Henker ihre Häupter abschlug(en), endeten sie mit glorreichem Tode für den Herrn. Und siehe eine Stimme lobsingender Engel und Heiliger ward gehört, die sprachen: In's Paradies sollen euch die Engel einführen und mit Ruhm aufnehmen euch die Märtyrer. Und sie nahmen deren seligsten Leiber und ihre Häupter in ihren Händen vom Ufer des Flusses Lindomac, wo sie das Märtyrerthum empfangen, und trugen sie gegen jenen Berg vierzig Ellen (?). Es ist aber der Ort, wo

que sancti voce Dei audita oculos ad caelos levassent, audierunt vocem dicentem: Venite, benedicti patris mei, percipite regnum, quod paravit vobis deus ab origine mundi. Sancti autem haec audientes amplius clamantes benedicebant Deum dicentes: Gloria in excelsis deo, et in terra pax, hominibus bonae voluntatis. Domine, Jesu Christe, laudamus te, benedicimus te in secula seculorum Amen. Decius crudelissimus tyrannus jussit eos cervices flectere et capita amputare. Cumque sancti martyres hoc audissent, psallebant domino dicentes: Vias tuas domine demonstra nobis et semitas tuas doce nos, dirige nos in veritate tua et doce nos, quia tu es deus salvator noster. Cumque sancti una voce unanimiter dominum Jesum exorassent, expansis palmis ad coelum cervices deflectentes percussore amputante capita eorum gloriosa pro domino morte finierunt. Et ecce vox psallentium angelorum et sanctorum audita est dicentium: In paradysum angeli deducant vos et cum gloria suscipiunt vos martyres. Et acceperunt beatissima corpora eorum, suaque capita in manibus eorum, de ripa fluminis Lindimaci, ubi martyrium acceperunt, portantes ea, contra montem illum dextris quadraginta. Est autem locus ille, ubi sancti cum magno decore requiescunt, a castro durico dextras ducenti, ubi ab antiquitate multi caeci et claudi ad gloriam dei et sanctorum martyrum reverentiam sanati sunt, et nunc si fides petentium per Dei gratiam exigatur, petitiones pro diversis necessitatibus obtinent effectum. Explicit sanctorum passio, quae in sancto agone sancto Florentio monacho per spiritum sanctum est revelata. Celebrantur autem festa eorum III. Idus Septembris.

die Heiligen mit grosser Ehre ruhen, von der Burg Duricum zweihundert Ellen (?), wo von altersher viele Blinde und Lahme zum Preise Gottes und der heiligen Märtyrer Verehrung geheilet worden. Und jetzt noch, wenn der Glaube der Bittenden durch Gottes Gnade vollkommen wird, so erlangen ihre Bitten für die verschiedenen Nothdurften Gewährung. Hier endet das Leiden der Heiligen, die im heiligen Sterben dem heiligen Florentius, dem Mönche, durch den heiligen Geist geoffenbart worden ist. Es wird aber gefeiert ihr Fest den 11. September.

Der Schreiber dieser Legende beruft sich auf den heiligen Mönch Florentius, dem dieselbe sei geoffenbart worden, den er jedoch, als einen damals vermuthlich allgemein bekannten Mann, nicht näher bezeichnet. Es ist aber dieser Mönch gänzlich unbekannt sowohl seiner Herkunft nach, als betreffend das Zeitalter, in welchem er lebte. Gewiss ist übrigens, dass die Abfassung dieser Legende bis ins höchste Alterthum hinaufreicht. Denn hier wird Zürich noch *Castrum* (Burg) genannt, die älteste Bezeichnung der Stadt nach ihren ersten und engsten Grenzen; im Gegensatze von *vicus* oder *villa*, als Benennung von Vorstadt, Dorf, die ausserhalb derselben lag[2]). Ja noch mehr; der Platz, wo die Märtyrer begraben liegen, also das Grosse Münster, wird noch als ausserhalb des Castrum befindlich bezeichnet. (Wie denn in ältester Zeit die Pfarr- oder Leutkirchen ausser den Städten sich befanden, selbst diejenigen, welche wir heut zu Tage mitten in dem jetzigen Umkreise einer Stadt erblicken; so z. B. der Dom zu Constanz[3]). Die Entfernung der Kirche vom Castrum ist auch genau angegeben, nämlich zweihundert Armslängen (dextros ducenti) oder Ellen, wie denn die spätern Bearbeiter dieser Legende das ungewöhnliche «dextri» mit «cubitus» vertauschen. — Wenn man nun mit allem Grunde annehmen kann, dass das alte Castrum südöstlich mit der jetzigen Schoffel- (Schafflins-) Gasse begonnen habe, so mag eine von da bis zum Münster oder vielmehr bis zu den Gräbern der Märtyrer zu ziehende Linie gerade diese 400 Fuss betragen. Jedenfalls weiset diese Angabe darauf hin, dass der Verfasser dieser Legende eine genaue Kenntniss der Localität gehabt haben muss, und das Ganze daher schon dieses Umstandes wegen nicht als ein Werk reiner Erdichtung angesehen werden kann.

Aus dieser ersten Quelle schöpften dann auch alle spätern Bearbeiter unserer Legende (von welchen wir nur die zwei ältesten und wichtigsten anführen wollen), indem sie dieselbe nicht nur ihrer Arbeit zum Grunde legen, sondern zum Theil sie wörtlich wiederholen. Die älteste Ueberarbeitung dieser Legende findet sich in einem Codex MScr. auf der Bibliothek in Basel, welcher den Titel führt: Legenda S. Margarethae etc. und neben andern Legenden auch die Geschichte des Marterthums der heiligen Märtyrer

---

2) Auch die Benennung Castrum *duricum*, *thuricum* oder *turicinum* scheint älter als „*Thuregum*", welches doch schon in den Urkunden des IX. Jahrhunderts vorkommt.

3) Siehe Vita St. Galli in Pertz Monum. Germaniae hist. Tom. II. pag. 13 und 14.

Felix und Regula enthält. Am Schlusse derselben heisst es sodann: «Diese Geschichte, von einer alten «Hand geschrieben, war dem heiligen Florentinus[4]), einem Mönch, geoffenbaret worden, jetzt aber ist sie «von uns ein wenig anmuthiger dargestellt worden (paulo lepidius est exarata).» Diese «anmuthigere Ausarbeitung», welche in des ältern Hottingers lateinischer Kirchengeschichte[5]) abgedruckt ist, besteht aber in nichts anderm, als in einer schwülstigen, stylistichen Erweiterung, in willkührlicher Einschiebung ganz erdichteter Zusätze und in Ausmalung einzelner Züge ins Miraculöse und Uebertreibung ins Abenteuerliche, wodurch die weit kürzere und einfachere Erzählung widrig entstellt wird. So weiss sie z. B. viel von jener sogenannten Thebaischen Legion zu erzählen unter Mauritius, zu welcher St. Felix gehört habe, auch wohin sich die namentlich angeführten Führer derselben alle zerstreut haben, wovon die älteste Erzählung nichts weiss. Zum Beweise führen wir eine Stelle aus dieser Legende an, wie sie diese zweite Recension gibt. Nach jener aus der ersten Schrift wörtlich genommenen Stelle: «Und siehe eine Stimme «der Engel und Heiligen ward gehört, welche mit heller Stimme sangen: Ins Paradies sollen die Engel «euch einführen, und die Märtyrer mit Ruhm euch aufnehmen», fährt sie nun folgender Massen fort: «Zum Beweise aber, welch hohen Werth im Himmel die haben, welche Gott der Herr so durch die Gottlosen ihr Ende finden liess auf Erden, ergab sich zur Stunde ihrer Enthauptung ein grosses noch nie erhörtes Wunder. Es überfiel nämlich die Umstehenden ein gewaltiger Schrecken, und ein unaussprechliches Licht umglänzte Alle. Und während die Gottlosen so von Furcht betäubt wurden, erhoben sich die Leiber der Heiligen, standen aufrecht auf ihre Füsse, nahmen ihre zur Seite liegenden Häupter, trugen sie, da gläublich Engel ihre Schritte leiteten, mit gesenkten herabhängenden Armen weg, und legten sie, vom Gestade des Limmatflusses, wo sie den Schwertstreich empfingen, sechszig[6]) Ellen gegen den Berg hin nieder. Es war nämlich der göttlichen Majestät gemäss, ihre Heiligen, im Himmel hochgeachtet, so bei den Menschen auf Erden zu verherrlichen, dass einerseits die Gläubigen desto stärker zum Glauben erweckt würden, anderseits die Ungläubigen sich entweder bekehren und glauben, oder sich verhärten und abfallen. Gewiss ein neues und bisher unerhörtes Wunderzeichen, dass leblose Glieder wie lebende einherwandeln, und todte Menschen geraden Schrittes fortgehen! Durch die erstaunenswürdige Macht dessen, ja dessen fürwahr ist dieses Wunder unstreitig geschehen, der, als wir noch nicht waren, uns aus Koth der Erde bildete, und zu einer lebendigen Substanz beseelte, und der, nachdem wir in den Staub der Erde sind aufgelöst worden, uns zu seiner heiligen Ehre bei der allgemeinen Auferstehung wieder lebendig machen wird.»

Von gleichem, wo nicht höherem Alter ist noch eine andere etwas kürzere und einfachere Darstellung oder Bearbeitung dieser Legende, welche, (ebenfalls bei Hottinger aus unbekannter Quelle[7]) abgedruckt)

---

4) Statt Florentius, wie in der Ur-Legende steht.

5) J. H. Hottingeri Hist. Ecclesiastica. T. VIII. p. 1040 ff., jedoch nicht aus dem Basler Codex selbst, sondern aus einem papiernen Codex, der sich auf der ehemaligen Stiftsbibliothek befand.

6) abweichend von der Ur-Legende, welche vierzig dextros angibt.

7) Hist. Eccles. T. VIII. p. 1055—61. Hottinger sagt nur: „secundus (quem audiemus) sit author legendae triumphalis

in sechs Morgenlectionen kurz zusammengefasst, am Festtage der Heiligen in der Kirche Zürich soll vorgelesen worden sein. Dass sie aus sehr alter Zeit herrührt, ergibt sich aus folgendem Umstande: Der St. Gallische Mönch Notker, welcher in der zweiten Hälfte des IX. und bis ins X. Jahrhundert hineinlebte († 912), schrieb ein Martyrologium [8]), worin er auch die Legende von St. Felix und Regula zwar nur ganz summarisch anführt («weil es ihm nicht nöthig scheine, den bisherigen Schriften noch eine neue hinzuzufügen, da die Beschreibung ihrer Martern für ziemlich bekannt gehalten werde») und wobei er sich gerade solcher Ausdrücke und Sätze bedient, welche hier ebenfalls wörtlich vorkommen; was also entweder auf scine Bekanntschaft mit diesem Text, oder auf eine gemeinsame sehr alte Quelle schliessen lässt. Uebrigens nennt auch diese Erzählung Zürich schon *Thuregum* [9]), wie der Baseler Codex [10]), während Notker an einer andern Stelle seines Martyrologiums die ältere (älteste?) Benennung «castrum Turicum» hat.

Diese beiden Recensionen, und nach ihnen auch alle spätern Bearbeiter dieser Legende [11]) heben den abenteuerlichen Umstand mit grossem Nachdruck hervor, dass diese Heiligen sogleich nach ihrer Enthauptung sich wieder auf die Füsse gestellt, die abgeschlagenen Häupter in ihre Hände genommen, und sie vom Richtplatze vierzig Ellen den Hügel hinan bis an den Ort getragen hätten, wo sie nun dem Leibe nach (corporaliter) ruhen. — Diess, und die Anknüpfung dieser Legende an die von allem Zeugnisse gleichzeitiger und bewährter Schriftsteller entblösste und in den hier erzählten Einzelnheiten mit der ächten Geschichte im Widerspruche befindliche Thebäische Legion veranlassten spätere Kritiker, diese ganze Sage sofort für eine Fabel und St. Felix und Regula für rein erdichtete Personen zu erklären [12]). Es steht dieselbe aber mit jener Thebäischen Legion, von welcher die spätern Legendenschreiber in Ermangelung anderer sicherer Angaben die meisten ihrer Heiligen in der Schweiz, am Rhein u. s. w. herleiten, in keinem so engen und untrennbaren Zusammenhange, dass sie mit ihr stehen oder fallen sollte. Auch erwähnt die Ur-Legende ihrer nicht namentlich, sondern sagt nur, die beiden Geschwister haben mit dem Rath des Mauritius, ihres Anführers, die Pilgerfahrt unternommen. Es haben sich auch bis jetzt noch im Lande Glarus Spuren

---

agonis beatorum Martyrum Fel. et Regulae de Thebaea legione Thuregi quiescentium, quorum dies natalitius celebratur d. XI. Sept. et in ecclesia Thuricensi sic legitur".

8) herausgegeben von Canisius in seinen: Lectiones antiquae s. collectio monumentorum nunquam editorum. Tom. VI. 4. Ingolstad. 1604. p. 759—932.

9) „Antiquissimum castrum, quod Thuregum vocatur."

10) „Vicus Thuregius", "castrum Thuregum".

11) So auch der berühmte Henricus Glareanus, der dieselbe im Jahr 1519 mit Beihülfe einiger Codices (aliquot codicibus adjuti, wie er in einem Briefe an Zwingli v. 15. Mai desselben Jahres schrieb) bearbeitete, und mit einer Zuschrift an den damaligen Probst Felix Frey zum Grossen Münster übersandte, unter dem Titel: „Divorum Felicis, Regulae et Exuperantii Agon." Abgedruckt ebenfalls in Hott. Hist. Eccles. T. VIII. p. 1063 ff.

12) So suchte der berühmte Canonicus J. J. Breitinger aus jenen beiden Gründen, in einer Kirchweih-Oration 1755, darzuthun, dass die Geschichte von St. Felix und Regula eine Fabel und eine baare Mönchserfindung sei; bei welcher Gelegenheit er die Regierung aufforderte, diese fabelhaften Heiligen einmal aus ihrem Staatssiegel hinweg zu thun.

der Sage erhalten, dass sie durch diese Gegenden gewandert seien, z. B. die St. Felix- und Regula-Capelle auf der sogenannten Burg bei Glarus. — Und was jenes abenteuerliche Wunder betrifft, so könnte es vielleicht noch zweifelkaft scheinen, ob die Urlegende wirklich ein solches erzähle, indem man die Worte: «Und sie nahmen deren seligste Leiber etc.» (acceperunt beatissima corpora eorum suaque capita in manibus eorum) auf die Engel im nächstvorhergehenden Satze beziehen und die Stelle so verstehen könnte, als hätten die Engel die Leiber der Heiligen genommen, die Häupter ihnen in die Hände gelegt, und sie da den Hügel hinan zu ihrer Ruhestätte getragen [13]). Gewiss ist wenigstens, dass sie — mehr als in diesem Umstand — darin die Verherrlichung der Märtyrer sucht, dass bei ihrem Grabe Blinde und Lahme geheilt und die Bitten der Gläubigen erhört wurden. Mag aber auch jene Stelle wahrscheinlich von den Märtyrern zu verstehen sein, welche ihre Häupter selbst wundervoll fortgetragen hätten, so lässt sich gleichwohl der Ursprung und die Ausbildung dieser anscheinend höchst ungereimten und abenteuerlichen Sage hinreichend erklären, ohne dass man ihretwegen genöthigt ist, die ganze Thatsache der Existenz dieser beiden Geschwister und ihrer Hinrichtung in Zürich in das Gebiet mönchischer Erdichtungen zu verweisen. St. Felix und Regula sind nicht die einzigen Märtyrer, welche ihren abgehauenen Kopf in der Hand tragend abgebildet werden. So z. B. St. Albanus, St. Dionysius, St. Ursicinus und noch viele Andere. Es ist diess zunächst das Symbol ihres Märtyrertodes, nämlich ihrer Enthauptung, da sonst das Schwert, das vielen Heiligen als Attribut beigegeben ist, meist nur ihren nicht näher bestimmten oder unbekannten Märtyrertod im Allgemeinen bezeichnet. Es hat dieses Symbol jedoch zugleich noch eine tiefere Bedeutung. Da sie als Märtyrer ihr Leben für die Sache Gottes geopfert, so werden sie so dargestellt, als brächten sie Gott ihr Haupt als letztes und höchstes Opfer dar. Diess bestätigt uns namentlich folgende Stelle bei Chrysostomus in einer seiner Homilien auf die Märtyrer [14]): «Gerade wie dem Krieger seine in der Schlacht «erhaltenen Wunden den Muth geben, von seinem Fürsten, in dessen Dienst er steht, jegliche Belohnung «zuversichtlich zu erwarten, eben so ist nichts, was die Märtyrer nicht von der Gnade Gottes erlangen «könnten, so oft sie ihm ihre abgeschlagenen Häupter in ihren Händen entgegen bringen [15]).» Aus dieser symbolischen Fassung machte dann in späterer Zeit der Unverstand des Volkes ein Factum, und so kam die Sage in Umlauf, es seien diese oder jene Märtyrer noch nach ihrer Hinrichtung mit dem Kopf in der Hand, namentlich nach ihrer Ruhestätte hingewandert [16]).

Bis in's IX. Jahrhundert schweigen die Urkunden von unsern Heiligen ganz [17]). Die erste, die ihrer

13) Man könnte auch so ergänzen: Acceperunt sc. fideles, die Gläubigen nahmen die entseelten Leiber und trugen sie an jenen Ort.

14) Von Breitinger in seiner, Note 12 angeführten, Oration citirt, jedoch ohne nähere Angabe der betreffenden Homilie.

15) Ganz so werden auch unsere Heiligen Christo entgegentretend abgebildet, der sie anredet: Kommet her, ihr Gesegnete meines Vaters! Man sehe das alte Gemälde auf der Stadtbibliothek.

16) Dasselbe wird z. B. auch vom St. Dionysius in Paris erzählt.

17) Die Urkunde von Wighardus, worin er anzeigt, dass sein Bruder, Herzog Rupertus, dem König Ludwig seine Güter übergeben habe zur Erbauung einer Kirche in Castro Thuricino juxta fluvium Lindimaci, wie er selbst zu

erwähnt, ist das sogenannte Donationsinstrument Carl's des Grossen für das Chorherrenstift (congregatio Canonicorum) zu St. Felix und Regula. Hier wird der Zürcherischen Kirche (ecclesiae Turicinae) und des Grabes gedacht, « wo die heil. Märtyrer Gottes ihre durch das Schwert des wilden Decius abgeschlagenen Häupter, sie vom Ufer des Limmatflusses vierzig Ellen gegen den Hügel hin in den Händen tragend, niederlegten, wo nach der gnädigen Vorherbestimmung Christi ihre Leiber für immerdar ruhen sollten. » Das Original fehlt indess, und das Stift besitzt nur eine zwar alte Copie, deren offenbar unrichtiges Datum (810), so wie ihr von dem der eigenen Urkunden Carl's des Grossen ganz abweichender Eingang mit vieler Wahrscheinlichkeit auf ein späteres Machwerk des Clerus schliessen lässt. Dagegen bezeichnet auch die Original-Stiftungsurkunde des Frauenmünsters, durch König Ludwig, Ludwig des Frommen Sohn und Carl's des Grossen Enkel, vom Jahr 853 Zürich als den Ort, « wo der heilige Felix und die heilige Regula, die Märtyrer Christi, dem Leibe nach ruhen. » Zu Ehren dieser beiden Heiligen ward dann auch im Jahr 879 (11. Sept.) die Abteikirche durch Bischof Gebhard von Constanz mit grossem Gepränge geweiht, welcher dabei in feierlicher Procession in das Münster zog, wo St. Felix und Regula ruhten, dort ihre Gräber öffnen liess, und einen Theil ihrer Gebeine in das neue Münster herüber nahm als Heiligthum für dasselbe, wie der St. Gallische Mönch Radpertus Turegiensis als Augenzeuge seinem Mitconventual Notker in einem lateinischen Gedichte erzählt [18]), worin er ebenfalls die Sage von dem Fortwandeln der enthaupteten Heiligen aufführt.

Diese Gräber befanden sich höchst wahrscheinlich eben da, wo sie bis zur Reformation gezeigt wurden, nämlich in der Seitencapelle der jetzigen Kirche neben dem Chor, welche Capelle die Fortsetzung des südwestlichen Seitenschiffes, gegen die Leutpriesterei hin, ausmacht und nach ältester Bauart kreisförmig sich schliesst [19]). Hier mag wohl gerade der Chor der frühern zur Zeit Carl's des Grossen vor-

---

Lucern eine solche zu errrichten gedenke, erwähnt der Märtyrer Zürich's nicht. Wenn diese Urkunde ächt sein sollte (das Datum der hier befindlichen Copien — das Original ist nirgends vorhanden — Anno Domini 503, ist offenbar falsch), so dürfte sie eher auf das Frauenmünster bezogen werden.

18) Goldast Rer. Allaman. T. II. p. 186. Diess wird auch durch das bestätigt, was Bullinger in seiner Chronik Lib. IV. c. 13. erzählt, er sagt nämlich, der köstliche Sarg, worin diese Reliquien waren, sei zur Zeit der Reformation in den ältern Thurm geflüchtet und erst 1535 entdeckt worden. Bei seiner Eröffnung sei er selbst gegenwärtig gewesen, und in demselben ein Bleitäfelchen gefunden worden, auf welchem bezeugt war, dass Bischof Gebhard die Kirche geweiht, und das Heiligthum der Märtyrer hineingelegt habe; dieses habe aber nur noch in einem Schädelstück, einem Schienbein und einigen andern kleinen Beinchen bestanden.

19) „Da sie (die Märtyrer) auch begraben wurden zu ruhen, an dem Chor und neben der Gruft in der Abseiten am End und Eck des Chores und zwischen dem Eck der Thür und Stegen aus dem Chor herab in die gedachte Abseite, die gegen der Leutpriesterei gelegen." Bullinger's Chr. Lib. II. c. 5. Die hier befindliche Gruft der Märtyrer blieb noch fortwährend eine der Verehrung gewidmete Stätte, als längst schon — wann, ist unbekannt — die Gebeine waren herausgenommen, in reich verzierte Särge gelegt und hinter dem Hochaltar aufbewahrt worden. Diese Erhebung und Versetzung der Reliquien ward auch als ein besonderes Fest unter dem Namen: Revelatio Sanctorum Felicis et Regulae den 3. November begangen.

handenen kleinern Kirche gestanden haben, von welcher der Kaiser in einer zweiten, zwar auch nur in Copie vorhandenen, doch wahrscheinlich ächten Urkunde vom Jahr 820 sagt, dass sein damals schon verstorbener (piae memoriae) Bischof Theodorus sie geweiht habe. Als aber an ihrer Stelle die jetzige Kirche in grösserem Styl und weiterm Umfange erbaut ward, und daher mehr gegen Osten hinauf gesetzt werden musste, kam die Gruft der Märtyrer neben das neue hohe Chor, doch so, dass die neue Kirche sie gleichwohl durch eine Nebencapelle in sich schloss.

Die Zeit der Erbauung des jetzigen Kirchengebäudes — das Ganze ist allerdings ein Werk sehr verschiedener Zeiten und Baustyle — ist ganz unbekannt, und kann nur aus der Bauart des ältesten Theiles desselben, so wie vielleicht auch aus einem der beiden von uns abgebildeten Basreliefs erschlossen werden, zu deren näherer Beschreibung wir nun übergehen. Das erste derselben (Nr. 1) befindet sich oben an dem dritten der Pfeiler, welche das südwestliche Nebenschiff vom Hauptschiffe trennen, und zwar auf der nördlichen Seite, so dass, wer durch den südwestlichen Eingang in die Kirche tritt, es am ersten Pfeiler zur Rechten hat. Der Gegenstand desselben ist kriegerisch. Zwei mit Helm und Schild bewaffnete Männer sind im Kampfe mit einander begriffen; einer wird von dem andern mit einem Dolche durchbohrt. Zur Rechten der Kämpfenden stehen zwei Männer, und eben so viele zur Linken, alle vier ganz unbewaffnet. Einer von ihnen, ein bärtiger Mann mit gelocktem Haupthaare, hält die mit dem Schwerte bewaffnete Rechte des einen Kämpfers zurück, und verschafft dadurch seinem Gegner Gelegenheit, diesen zu erdolchen; der Andere scheint ein Schwert zur Hülfe herbeibringen zu wollen. Die beiden Figuren auf der andern Seite scheinen, nach ihren heftigen Bewegungen zu urtheilen, mit einander im Wortwechsel, wenigstens in lebhafter Unterhaltung, begriffen zu sein und der Eine, die Linke in die Seite gestützt, mit dem ausgestreckten Zeigefinger der Rechten zur Erde weisend, dem Andern etwas zu verdeuten. Kleidung, Bewaffnung und die Unvollkommenheit der Ausführung lassen auf das Ende des X. oder die Mitte des XI. Jahrhunderts schliessen. Indessen verrathen die wohlverstandene symmetrische Anordnung der Figuren und die gelungene Stellung des unterliegenden Kämpfers keine ganz ungeschickte Hand. Die etwas breiten Gesichter haben alle einen gewissen Ausdruck von Heiterkeit, welche weder zur dargestellten Handlung, noch zu ihren zum Theil heftigen Bewegungen passt. Diess wird jedoch nicht befremden, wenn man weiss, dass dieser Mangel an Ausdruck in den Gesichtern in den Malereien und Sculpturen nicht nur jener Epoche, sondern auch einer viel spätern Zeit ziemlich allgemein angetroffen wird. Die Augen sind, gerade wie auf den ältern griechischen Münzen, auch an den das Profil zuwendenden Köpfen ganz von vorn gezeichnet. Die Haare der einen Figuren sind glatt, die der andern gescheitelt und hinter die Ohren zurückgelegt, die einen sind bärtig, während die andern keinen Bart haben. Die Kleidung ist bei allen wesentlich dieselbe: eine Tunica, d. h. ein von oben bis an die Hüften eng anliegender Rock, der sich nach unten in ziemlich reiche Falten ausweitet und bis an das Knie reicht. Die ziemlich engen, viel zu langen Aermel, welche daher zurückgeschoben werden mussten, bilden über dem Unterarm bis zum Ellenbogen viele kleine Fältchen, welche bei dem einen Kämpfer und bei einer der andern Figuren, wahrscheinlich als Verzierung des Kleides, künstlich gelegt erscheinen. Der Erdolchte ist mit einem Gurt umgeben, an dem wahrscheinlich sein Schwert hing; an den Kleidern der Uebrigen ist kein

solcher bemerkbar. Die Fussbekleidung ist bei Allen dieselbe: ein bis über die Knöchel hinaufreichender, vorn in eine nach aussen gewendete Spitze endigender und oben ein wenig aufgeschlitzter Schuh. — Die Schutzwaffen der Kämpfenden bestehen aus einem leichten blattförmigen, unten spitz auslaufenden Schilde, und einem oben zugespitzten Helme, an welchem vorn, zum Schutze des Gesichtes, eine starke Schiene, das sogenannte Nasenband, festgenietet ist. Der untere Rand ist mit einem metallenen Reife, der sogenannten Leiste, umgeben (v. die Eneidt v. Heinrich v. Veldeck v. 9024 — 9026, wo ein solcher Helm beschrieben wird). Aus der Art, wie die Kämpfer den Schild tragen, ersieht man, dass er nicht quer über den Arm gelegt, sondern, die Spitze nach unten gekehrt, an einem in der Mitte befindlichen Griffe gefasst wurde.

Ueber die dargestellte Scene gibt der Umstand einigen Aufschluss, dass auf dem Schwerte des unterliegenden Kämpfers der Name GVIDO eingegraben ist. Nicht unpassend möchte nämlich darunter jener Guido verstanden werden, der ein Sohn Berengar's II., des 950 erwählten Königs von Italien war, und Bruder Adalbert's, Mitregenten des Vaters, dem der deutsche Kaiser Otto I. die italienische Krone entriss. Da Berengar später das verlorne Reich von Italien wieder an sich riss, so sandte Otto den Herzog Burkhard mit einem Heere nach Italien; diesem gelang es, die beiden Brüder Adalbert und Guido am Po zu überfallen und zu schlagen, wo Guido den Herzog Burkhard meuchelmörderisch angriff, aber selbst darüber das Leben verlor [20]). Dieser Vermuthung zufolge würde also hier die Erdolchung Guido's vorgestellt durch einen Krieger aus dem Heere Burkhard's; denn kein Schriftsteller berichtet, dass er von Herzog Burkhard's eigener Hand gefallen sei. Ob nun aber der Guido des Basreliefs wirklich jener Guido Berengar's Sohn sei, welcher den 25. Juni 965 [21]) am Po gegen Herzog Burkhard sein Leben einbüsste, und ob überhaupt jenes Ereigniss hier dargestellt werde, ist wohl kaum je zu ermitteln. Doch gewinnt es einige Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, dass Burkhard II. als Herzog von Allemannien auch über Zürich gebot und sich oft daselbst aufhielt, und dass Kaiser Otto erst durch die siegreiche Schlacht am Po, durch die Flucht Adalbert's und den Tod Guido's die Ruhe in Italien wieder herzustellen und sich die Herrschaft über dasselbe zu sichern im Stande war, also wohl geneigt sein konnte, diesen ihm so wichtigen Sieg bei dem vielleicht eben damals begonnenen neuen und grossen Bau der St. Felix- und Regulakirche in Zürich, durch welches er eben damals aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, mittelst eines in dieser Kirche anzubringenden, eine Scene aus diesem Kriege darstellenden Basreliefs zu verewigen.

Dadurch dürfte dann zugleich einiges Licht fallen auf das zweite Basrelief, welches an dem gerade gegenüberstehenden Pfeiler des nordöstlichen Seitenschiffes, aber auf der Südseite angebracht ist. Hier erscheint ein Mann auf einem im Laufe begriffenen Pferde, durch seine Insignien offenbar als Kaiser ausgezeichnet. Er trägt eine antike, den alten italienischen Kronen gleichende Mauerkrone auf dem Haupte, in der Linken das Scepter, einen sehr langen Stab. Das lange Haar wallt über den Nacken herunter, der

---

20) Continuator Reginonis in Pertz Monum. germ. histor. Tom. I. a. Annalista Saxo ad ann. 965 bei Eccard. corp. hist. I. p. 308.

21) Necrolog. Merseburg. bei Höfer Zeitschr. I. 116. zum 25. Jun. „Wido filius Berengarii regis obiit".

Bart ist stark, mit scharf getrenntem Knebelbarte; die rechte Hand, welche den Zügel hält, ist mit einem Handschuh bekleidet, nicht aber die linke. Der Fuss ist mit einem Sporn versehen und tritt in einen Steigbügel, woraus zu schliessen, dass die Steigbügel zur Zeit, da dies Bild verfertigt wurde, schon im Gebrauche waren. Hinter dem Kaiser sitzt oben auf einem Zweige ein Vogel mit rückwärts gebogenem Kopfe; ob ein Adler oder ein Falke, ist nicht leicht zu entscheiden. Vor dem Kaiser sind — rechts dem Beschauer — zwei Figuren, eine männliche und eine weibliche, beide mit einem Nimbus um das Haupt und einem Palmzweige in der Linken, das Zeichen der Heiligen und vollendeten Märtyrer als Sieger über den Tod; die weibliche hat ausser dem Mantel noch um das Haupt einen Schleier oder Weiler, einst die gewohnte Kleidung der Frauen, jetzt nur noch Nonnentracht; die männliche trägt ein offenes Buch in der Rechten. Sie befinden sich in einer nicht aufrechten, sondern kauernden (oder vielleicht schwebenden?) und gegen einander sich neigenden Stellung. Die Ausführung auch dieses Bildwerkes ist eben so unvollkommen, wie die des andern, daher auch seine Entstehung in die gleiche Zeit zu setzen sein wird. Eine besondere Merkwürdigkeit daran ist, dass der Augenstern mit Blei ausgefüllt ist, vielleicht um demselben einen Glanz zu geben. Ein ähnliches Verfahren wurde schon von den Griechen beobachtet, welche in Marmorbildern statt der Augen bisweilen Edelsteine einsetzten.

Es liegt nun sehr nahe, anzunehmen, dass diese beiden Figuren die Geschwister St. Felix und Regula, die Heiligen dieser Kirche vorstellen sollen, und jener kaiserliche Reiter den aus Italien heimkehrenden Otto I., dem sie bei ihrer Grabstätte erscheinen, mit der Aufforderung, ihnen ein neues und herrlicheres Münster zu erbauen. Freilich erscheinen sie hier nicht den Kopf in der Hand tragend, wie sie sonst constant abgebildet werden, was aber weder nöthig, noch auch für den Zweck passend war. Eher könnte von daher ein Zweifel gegen diese Deutung erhoben werden, dass sie mehr im Gespräche unter einander selbst als gegen den Kaiser gewendet und mit ihm in Handlung begriffen erscheinen; es mag dieses aber nur Folge der unvollkommenen Darstellung des Bildners sein, wozu das Basrelief ihn gleichsam nöthigte. Zu völliger Gewissheit über die Bedeutung dieses und jenes andern Bildwerkes wird man wohl nie gelangen; so viel indessen darf mit Grund angenommen werden, dass der Bau unsers jetzigen Münsters unter Otto dem Grossen (also nach der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts) seinen Anfang nahm, und dass dieser Kaiser ein Freund und Gutthäter beider Stifte in Zürich war.

Die architektonische Beschreibung der Grossmünsterkirche und ihrer weitern Bildwerke liefern wir im nächsten Blatte.

G. Hegi fec.

3' F.M.

F. Hegi fec.

Der

Grossmünster in Zürich.

II. Architectur.

Von

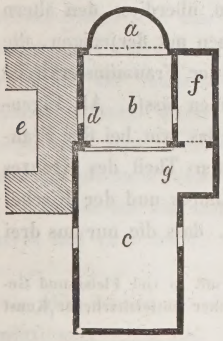
Ferdinand Keller,

V. D. M.

Ehe wir zur Betrachtung des Baustyles des Grossmünsters übergehen, müssen wir uns ein Bild derjenigen Kirchengebäude entwerfen, welche in frühern Jahrhunderten seine Stelle einnahmen. Es wird sich nämlich zeigen, dass auf die jetzige Gestalt des Münsters die Anlage jener ältesten Märtyrerkapelle und der nachher an ihre Seite erbauten Stiftskirche einen bedeutenden Einfluss hatte.

Die ersten Gebäude, die in unseren Gegenden dem christlichen Gottesdienste geweiht waren, hatten, wie einige noch in ursprünglicher Einfachheit vorhandenen Kapellen des siebenten und achten Jahrhunderts erkennen lassen, die Form eines länglichten Vierecks, an welchem eine der schmälern Seiten sich in eine halbkreisförmige, den Altar in sich fassende Vorlage ausbog. Sehr wahrscheinlich gab es zur Zeit, als der heilige Gallus und Columban unsere Gegenden durchwanderten (614), um den Heiden, die sie im nahen Tuggen fanden, das Evangelium zu verkünden, im Castellum Turreginense (wie sie Zürich nannten) kaum noch ein anderes Kirchengebäude als die erwähnte Felix- und Regulakapelle. Der Ort, wo sie erbaut wurde, ist eine natürliche Terrasse, die aus dem langen Hügelzuge, dem östlichen Zaun der Thalebene, um etwa vierzig Klafter heraustritt. Unmittelbar am Fusse dieses Vorsprungs, da wo die Limmat das Seebecken verlässt, liegt jenes Inselchen, auf welchem der Sage nach die Märterer den Tod erlitten.

Als nun in der Folge die Bevölkerung des Landes sich mehrte und der von den germanischen Einwanderern wieder hergestellte heidnische Cultus verdrängt war, musste für die Christengemeinde ein geräumigeres Versammlungshaus errichtet werden. Die Grabkapelle konnte und durfte ihrer Kleinheit und Heiligkeit wegen nicht als Chor der neuen Kirche benutzt werden. Sie sollte für sich bestehen; das neue Gebäude aber unmittelbar an ihrer Seite sich erheben. Die nebenstehende Figur



mag eine ziemlich richtige Vorstellung der Form dieser Ende des achten Jahrhunderts (siehe Seite 10) erbauten Kirche geben. Das Chor derselben besteht aus zwei Theilen, nämlich dem Chor *a*, das, wie bei der Märtererkapelle, in halbkreisförmiger Erweiterung heraustritt und dem zwischen ihm und der Kirche befindlichen viereckigen Raume *b*, der das Vorchor bildet. Dieses ältere Chor hatte ohne allen Zweifel schon die Ausdehnung des gegenwärtigen. Die Kirche selbst *c* aus einem Schiff ohne Abseiten bestehend, und theilweise aus Holz erbaut, scheint ungefähr die Breite des Chores und die Länge der jetzigen Kirche gehabt zu haben. Das Chor stand jedoch durch eine Thür *d* in Verbindung mit der auf der entgegengesetzten Seite angebauten Wohnung der Chorbrüder *e* und mochte um einige Stufen höher als der

Kirchenraum und um Eine niedriger als die Umgebungen des Hochaltars gelegen haben. Für die Gemeinde, die ihre Andacht vor den Gräbern der Heiligen verrichtete, befand sich in der Kirche ein Durchgang in eine zur Capelle *f* gehörigen Vorhalle *g*, wo der Taufstein stand, und durch eine vergitterte Oeffnung die wunderthätigen Reliquien betrachtet werden konnten*).

Der Bau des gegenwärtigen Münsters begann, nach der gewöhnlichen Annahme, ums Jahr 966. Ob den Kaiser Otto ein Gelübde, das er auf seiner Reise nach Italien den Heiligen gethan hatte, oder Dankbarkeit für den erfochtenen Sieg zur Ausführung dieses Werkes bestimmte, ist nach den vorhandenen Quellen nicht zu ermitteln; so viel aber scheint gewiss, dass der Bau mit grosser Eile betrieben wurde.

Die jetzige Kirche zeigt mit Ausnahme einiger Zusätze, von denen später die Rede sein wird, in allen ihren Theilen, Schiff, Abseiten, Thürmen, durchaus den nämlichen Charakter und ist in dem sogenannten ältern byzantinischen Baustyl ausgeführt. Ihre Gestalt weist gleich derjenigen der frühern Kirche auf ein griechisches Gebäude, die Basilika hin. „Die Grundform und Einrichtung dieses Gebäudes ist" nach Moller, „ein länglichtes Viereck mit Nebengängen, ein stark angedeutetes Querschiff, die Arme des Kreuzes vorstellend, auf dessen Mitte sich häufig eine Kuppel erhebt und ein im Halbkreis geformtes Chor; das Ganze mit dicken Mauern, mit verhältnissmässig kleinen Oeffnungen und ohne Strebepfeiler. Im Aufriss finden wir in Allem, Fenstern, Thüren und Bogengängen den reinen Halbkreis. Das Schiff ist hoch, die Decke besteht häufig aus Kreuzgewölben, aber kuppelartig gehoben; oft finden sich auch flache Holzdecken. Im Aeussern zeigt sich der Giebel meistens flach und in dem obern Theile des Gebäudes sind kleine in der Mauerdicke angebrachte Säulengänge. Im Allgemeinen herrscht am ganzen Aeussern noch die Horizontallinie vor, im Gegensatz der Bauart des XIII. Jahrhunderts, wo alle Theile des Gebäudes in die Höhe strebende Verhältnisse erhalten. Die Profile der Glieder und die Verzierungen sind fast ohne Ausnahme attischen Ursprungs und manche, wie z. B. der immer vorkommende attische Säulenfuss, sind vollkommen richtig gebildet."

Alle diese Kennzeichen trägt der Münster von Zürich in einem auffallenden Grade an sich.

Gedrückte Formen, Kahlheit in der Aussenseite, Schwerfälligkeit im Innern, besonders in den allzu massiven Pfeilern, tiefgesunkene Plastik in den Verzierungen bezeichnen überdiess den ältern byzantinischen Styl. Es ist indessen bemerkenswerth, wie diese Bauart verglichen mit derjenigen, die an dem ältesten, nachweisbar aus der Carolinger Zeit herstammenden, Theile der Fraumünsterkirche wahrzunehmen ist, schon einen Fortschritt zu etwas leichtern Formen erkennen lässt. Als Eigenthümlichkeit erscheint aber bei unserem Münster theils die Gestalt des Chores, das wie bei der Fraumünsterkirche ein Viereck bildet, theils die Abwesenheit jenes den wagerechten Theil des Kreuzes vorstellenden Querbaues und das dadurch entstehende Aneinanderstossen des Chores und der Kirche. Diesem Umstande und der bedeutenden Höhe des Gebäudes ist es zuzuschreiben, dass die nur aus drei

*) Für diese und viele andere in diesem Hefte enthaltenen Angaben, so wie für die mit so viel Fleiss und Genauigkeit verfertigten Bilder stattet der Verein Hrn. Hauptmann Hegi, einem gründlichen Kenner mittelalterlicher Kunst und Lebensweise, hiemit seinen Dank ab.

Kreuzgewölben bestehende Kirche, von denen das erste von den Thürmen besetzt ist, sich, von der Münsterbrücke aus betrachtet, um ein Beträchtliches zu kurz darstellt. Die Gründe, die indessen den Baumeister zur Weglassung eines Querbaues und vierten Kreuzgewölbes bewegen mussten, sind bei näherer Besichtigung der Lokalität nicht schwer zu entdecken. Es war beschlossen die heilige Grabkapelle nicht von ihrer Stelle zu verrücken und einstweilen noch das alte Chor beizubehalten. So wie die Märtyrerkapelle der ersten Kirche ihren Platz bezeichnet hatte, wies jetzt das Chor der letztern dem neuen Bau seine Stelle an und trat der Entwickelung desselben hemmend entgegen. Die einzig mögliche Erweiterung, welche die damaligen Verhältnisse zu verlangen schienen, hätte demnach in einer Verlängerung der Kirche bestehen müssen. In dieser Richtung aber verbot die Abschüssigkeit des Bodens jede Ausdehnung, da alsdann die Thürme ganz an den Rand des Abhanges, den die Limmat bespült, zu stehen gekommen wären. Man begnügte sich also mit einer geringern Länge der Kirche und dachte zu einigem Ersatz nun darauf, den Raum innerhalb derselben aufs beste zu benutzen. Ihrer Grundform nach sollte sie ein länglichtes Viereck sein, welches im Aeussern keinen Ausbau durch Thürme oder Querbau und auch im Innern streng diese Form zeigt, so dass, was vielleicht bei keiner andern Kirche zu finden ist, auch hier sich keine Thürme vermuthen lassen. In wie fern das Chor derselben genau nach Ost gerichtet sei, schien den Erbauer wenig zu kümmern.

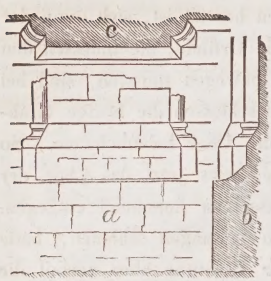
Das Auffallende in der Anlage des gegenwärtigen Münsters tritt am deutlichsten hervor, wenn man seine räumlichen Verhältnisse mit denjenigen anderer byzantinischen Kirchen aus jener Zeit vergleicht. Der Dom zu Worms, 996—1016 erbaut und in seiner Construction unserm Münster ziemlich ähnlich, hat inwendig gemessen bei einer Länge von 176′ eine Breite von 79′. Der Grossmünster misst in die Länge 98, in die Breite 69′ frz. Die Mauern des erstern sind fast 5′, die unsrigen 4′ dick; dort sind 5 Kreuzgewölbe, hier nur 3 angebracht. Ein eben so grosses Missverhältniss findet zwischen Länge und Höhe Statt.

Das Material, aus welchem der Münster besteht, ist ein feinkörniger der Verwitterung ziemlich unterworfener Molassesandstein, der bei Bollingen am obern Zürichsee gebrochen wird. Aus demselben Steine sind alle ältern Gebäude Zürichs aufgeführt. Einen Beweiss, dass diese Steinbrüche schon unter römischer Herrschaft eröffnet waren, liefert der aus eben diesem Material verfertigte Denkstein mit der Aufschrift Statio turicensis, der im vorigen Jahrhundert auf dem Lindenhof zu Zürich entdeckt wurde. Bei einer im Jahr 1838 vorgenommenen Untersuchung der Grundmauern ergab sich, dass dieselben auf der Seite des Flusses bis auf die Höhe des Wasserspiegels hinabreichen und auf einem Fundamente von an einander gereihten Fündlingen ruhen.

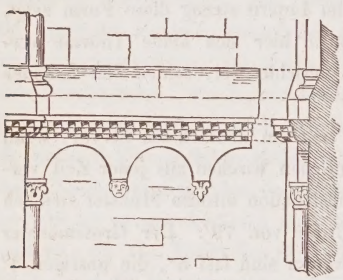
Indem wir zur nähern Beschreibung des Gebäudes übergehen, betrachten wir zuerst sein Aeusseres und zwar seine

Südwestliche Seite.

Wir denken uns dieselbe, wie sie vor den Verstümmelungen, die sie im verflossenen Jahrhundert erlitt, ausgesehen hat.



Der Sockel, welcher in ununterbrochener Linie vom Ende der Märtyrerkapelle bis an die Ecke des sogenannten Karlsthurms fortläuft, und etwa $2\frac{1}{2}-3$ Fuss über den Boden sich erhebt, bildet eine gerade Fläche ohne Vorsprünge und endigt oben in eine Hohlkehle. Ueber demselben treten aus der Mauer die Wandstreifen oder Mauerbänder hervor, die sich im spätern Spitzbogenstyl in Strebepfeiler verwandelten; der Winkel ist mit einem Viertelrundstab ausgefüllt. Unmittelbar an den Sockel schliesst sich das einfache Fussgesims der Mauern an, das aus einer nach oben sich schief abdachenden Platte besteht. In dieser Ausladung folgt es den Vorsprüngen der Wandpfeiler und verwandelt sich unter dem Viertelrundstab in einen attischen Säulenfuss. In der nebenstehenden Figur bezeichnet *a* den Aufriss, *b* die Seitenansicht, *c* den Grundriss. Wir zählen zehn Mauerbänder, wovon sieben der Abseite, drei der Märtererkapelle gehören. In der Höhe von 34 Fuss begegnen die Mauerbänder dem ersten um das ganze Gebäude herumlaufenden Gurtgesims, welches aus einem eingekerbten Rundstabe besteht. Unter diesem ist in den Zwischenräumen eine Reihe kleiner Bogen angebracht, die ursprünglich Träger waren, aber schon zu dieser Zeit bloss als Verzierung da stehen. Ihre Enden gehen von den Capitälern der Viertelrundstäbe aus; ihre Anfänger sind mit fratzenartigen Gesichtern, Rosetten u. s. w. untersetzt. Ueber dem Gurtgesimse, das von aussen den Boden der Gallerie bezeichnet, die über beide Abseiten und von Thurm zu Thurm im Innern der Kirche sich hinzieht, erhebt sich das zweite niedrigere Stockwerk des Gebäudes mit Fussgesims, Mauerbändern, Bogenreihen u. s. w., die denjenigen des ersten Stockwerkes ganz ähnlich sind. Die Kapelle unterscheidet sich von der Abseite dadurch, dass ihr nur Ein Stockwerk oder Eine Reihe von Mauerfeldern zukommt und dass ihr Dach unmittelbar auf dem eben erwähnten Gesimse ruht. Die zwölf, der Abseite angehörigen Mauerfelder haben alle eine kleine rundbogige Fensteröffnung. Ueber dem Dach der Abseite strebt das Schiff in die Höhe, welches in Uebereinstimmung mit seinen grössern Gewölben im Innern auf seiner Aussenseite nur drei Wandstreifen und daher grössere Mauerfelder mit hohen Doppelfenstern zeigt. Das Gesims des Schiffes ist demjenigen der Abseiten ganz ähnlich. Im dritten Mauerfeld des untern Stockwerkes ist eine Thür angebracht, die dem Haupteingang auf der entgegengesetzten Seite entspricht. Sie erweitert sich nach Aussen durch die Mauerdicke, ist rundbogig und mit Wandsäulen versehen, auf deren Capitäl sich ein Rundstab des Bogens stützt. Unter dem Anfang des Bogens befindet sich ein Sturz, welcher, gleich dem Bogenfeld, mit erhobenem Bildwerk geziert war.



Die beiden Thürme bilden mit der Kirche ein unzertrennliches Ganzes und sind als eine blosse Fortsetzung der Mauern zu betrachten. Der südliche oder Carlsthurm war ursprünglich nicht viel höher als das Schiff und vermuthlich mit einem Spitzdach bedeckt. Oben im dritten Stockwerk war

ein Bild Carls des Grossen zu sehen, das mit dem Bild des Reiters am Glockenthurm correspondirte und demjenigen auf dem ältesten Stiftssiegel wahrscheinlich ähnlich war. Das jetzige bepanzerte Carlsbild ist, wie das Costüm deutlich beweist, nicht älter als die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und ohne Zweifel bei der unter Bürgermeister Waldmann vorgenommenen Thurmerhöhung aufgestellt worden.

Nordwestseite.

Auf dieser Seite steigt der Boden etwa um 6 bis 8 Fuss, und der Sockel des Gebäudes der sich zwischen den Thürmen in die Erde verläuft, ist an der Nordostseite um einige Fuss höher gesetzt. Dieser Umstand beweist, dass das Terrain sich hier seit der Gründung nicht um das geringste verändert hat. Zwischen beiden Thürmen befindet sich an der Stelle, wo sonst gewöhnlich die Fensterrose angebracht ist, ein grosses Rundbogenfenster, dessen viereckigter Theil sowohl als der Bogen auf eine selten vorkommende Weise durch ein Gitterwerk von Stein in kleinere auf der Spitze stehende Quadrate abgetheilt ist. Auf beiden Seiten desselben erblickt man Bilder, rechts ein Pferd, das aus der Mauer heraustretend vorgestellt ist, links einen im Steigen begriffenen Mann, der mit einer Keule bewaffnet ist, und in der Linken ein Jagdhorn an den Mund hält. In Absicht auf Costüm ist an der letztern Figur bemerkenswerth, dass sie ein offenes, mit einem Gürtel zusammengebundenes Gewand und einen runden Hut trägt. Dieses Bild, das vielleicht eine historische Bedeutung hat, ist demjenigen in der S. O. Ecke des Kreuzganges ganz ähnlich und findet sich auch sammt dem Pferde an einem Pfeiler des Baslermünsters auf der Seite der Pfalz.

Merkwürdig und sehr bezeichnend für die Rohheit des ältern byzantinischen Styles ist die Verschiedenheit der Bogen, die unter den Gesimsen als Verzierung angebracht sind. Einige von ihnen sind nämlich spitz zulaufend, andere halbkreisförmig; einige enge und zusammengedrückt, andere sehr weit und elliptisch. Ueberhaupt scheint es, als wären sie nicht nach einer Zeichnung, sondern nur aufs Gerathewohl ausgehauen worden.

An der Nordwestecke steht der Glockenthurm, der ursprünglich nur um Ein Stockwerk sich über das Dach erhob. Die Schallfenster, die hier angebracht waren, bestanden aus Bogenstellungen von kleinen Pfeilern unterstützt, und glichen denjenigen des Kreuzgangs. Der ganze Thurm mit seinem nicht sehr hohen Dache hatte eine grosse Ähnlichkeit mit vielen jetzt noch in Italien vorhandenen byzantinischen Kirchthürmen.

Nordostseite.

Auf dieser Seite, die im Allgemeinen der entgegengesetzten völlig entspricht, ziehen vorzüglich zwei Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der erste ist das in Basrelief erscheinende Bild eines Reiters im dritten Stockwerk des Thurmes. Die antike Kleidung dieser Figur (tunica und chlamys) beurkunden das hohe Alter des Gebäudes. Nach der gewöhnlichen Sage ist Rupert ein

alamannischer Heerführer; nach einer andern Ansicht Burkhard, ein Herzog von Schwaben, hier vorgestellt *).

Vor allem aber zieht das einen grossen Reichthum byzantinischer Verzierung entfaltende Hauptportal den Blick auf sich. Es nimmt, wenn wir uns die später über demselben angebrachte hölzerne Treppe auf die Gallerien, welche diese Seite des Gebäudes auf eine schmachvolle Weise entstellt, wegdenken, fast drei Mauerfelder ein und tritt in seiner ganzen Breite, eine geräumige Vorhalle bildend, mehrere Fuss weit aus der Kirchenmauer hervor. Die Thüröffnung selbst, die sich an der innern Fläche der Kirchenmauer befindet, ist im Halbkreise überwölbt. Von der Thür aus erweitert sich der Eingang durch die Mauerdicke hindurch in mehreren rechtwinklichten Absätzen und ihnen entsprechenden weitern Bogen. In einem bedeutenden Abstande von diesem Eingang treten auf jeder Seite zwei mit Halbsäulen bekleidete Mauerpfeiler noch weiter hervor und tragen einen flachen das Vordach bildenden Rundbogen, welcher mit seinem höchsten Theile beinahe die Halbkreisbogen des Eingangs berührt. Alle Theile dieses Portals sind mit Bildhauerarbeit reich verziert.

Das Ganze steht auf einem Postament, dessen obere Platte schief abgeschnitten und ciselirt ist. Der Sockel der äussern Theile ist unvollendet geblieben; an den Säulen aber und der hinter ihr durchgehenden Mauerwand ist der attische Fuss angewendet bei jenen mit einer aus dem Wulst hervortretenden Plattenbedeckung. An dem Schaft der Säulen befindet sich anstatt des Anlaufs vom Sockel ein in Blätter ausgehender Fortsatz. Die Mauerfelder hinter dem vordersten Säulenpaar sind auf jeder Seite mit drei menschlichen Figuren geziert. Die oberste links mit Bart und Knebelbart ist derjenigen des Märtirers Felix im Innern der Kirche in Absicht auf Kleidung ganz ähnlich. Er hält mit beiden Händen dem Beschauer eine offene Schriftrolle entgegen. Das Haupt ist mit einem Heiligenschein umgeben, die nackten Füsse weisen auf seinen Aufenthalt im Himmel hin. Die zweite Figur stellt einen bartlosen Mann vor, der in einen bis auf die Füsse reichenden Leibrock gekleidet ist. Die Aermel sind wie bei einigen Streitern in dem Seite 10 beschriebenen Basrelief in viele enge Falten zusammengestossen. Nach Art eines Predigers oder Lehrers hält er die rechte Hand in die Höhe. Die dritte Figur stellt einen Engel mit grossen Flügeln vor, der ein Kind auf den Händen trägt. Die Kleidung ist gleich derjenigen der zuerst angeführten Figur; jedoch fehlt der Mantel. Die oberste Figur auf der rechten Seite bezeichnet wieder eine himmlische Person mit Heiligenschein und entblössten Füssen. In der rechten Hand hält sie eine Tafel, mit der linken weist sie auf dieselbe. Die Kleidung besteht in zwei langen Röcken, von denen der obere aufgeschürzt ist. Die mittlere Figur, ein Herold, gekleidet wie Guido (siehe oben), hält in der linken Hand einen Speer, in der rechten ein Horn, das er an den Mund setzt. Am Aermel des linken Armes befindet sich als Abzeichen des Amtes ein grosser herabhangender Ueberschlag, der wahrscheinlich die nämliche Be-

*) Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, dass dieses Bild, an welches bei der Kirchenreparatur im Jahr 1779 bereits der Schrotmeissel gesetzt war, der eifrigen Fürbitte eines Knaben, des nachmaligen Herrn Staatsrath von Meyer von Knonau, seine Erhaltung verdankt.

deutung hatte, wie das in spätern Zeiten mit einer Devise oder einem Wappen gezierte und an die Trompete befestigte Fähnchen. Die unterste Figur trägt einen Unterrock und darüber einen glockenförmigen ganz geschlossenen Mantel ohne Aermel. Sie hält die linke Hand gegen das Gesicht, in der rechten trägt sie einen kugelartigen Körper. — Die Deutung dieser Figuren ist uns noch nicht gelungen.

Hinter dem mittleren Säulenpaar ist die Mauer mit Guirlanden geziert; hinter dem innersten sind auf der einen Mauerfläche in einander geflochtene Stränge, und Blumen, welche die leeren Felder ausfüllen, in vertiefter Arbeit vorgestellt; auf der andern hingegen Blumengewinde, mit Vögeln und vierfüssigen Thieren. An den Thürpfosten selbst erblickt man wiederum Geflechte von Strängen und in den Zwischenräumen sowohl wirkliche als imaginäre Thiergestalten.

Der grösste Reichthum von Verzierungen ist auf die Capitäler der Halbsäulen, Säulen und Pfeiler verwendet. Von den erstern stellt das südliche einen König dar, der auf einem Throne sitzt, dessen Seitenlehnen, wie am Throne des Königs Salomon (1. Buch der Könige Cap. X.) Löwen vorstellen. Er spielt auf einer Geige, die auf seinem Schoss ruht. Am nördlichen erblickt man ein Paar Löwen, die auf den Hinterbeinen stehen und sich in die Schwänze beissen. Auf der Mauer treten in der Höhe der Capitäler wilde und zahme Thiere in erhobener Arbeit heraus, von denen die einen im Laufe begriffen sind. Das vorderste Säulenpaar trägt ein Capitäl, an dem ruhende Harpyen erscheinen; die innern Säulenpaare haben reiche griechische Capitäler. Auf den Säulen und Pfeilern liegt ein aus mehreren Stäben zusammengesetztes Gesims, das mit Bändergeflechten verziert ist. Ueber dem Thüreingang erhebt sich, gebildet aus Stäben und Rundstäben, die den Säulen entsprechen, der mit einzelnen Blumen gezierte Bogen, in dessen innerem Felde einst Sculpturen zu sehen waren.

Eine auffallende Aehnlichkeit hat dieses Portal mit demjenigen des Schottenklosters zu Regensburg.

Das Chor.

Das Aussehn des Chors, an das auf der N. O. Seite der Kreuzgang stösst, lässt wie im Mauerwerk (es besteht nicht aus gehauenen Steinen, sondern ist, mit Ausnahme der Mauerbänder, gemauert) — so in seiner architectonischen Ausschmückung verschiedene Erbauungszeiten und einen spätern Baustyl erkennen. Mit Ausnahme des spitzbogigen grossen Fensters am Vorchor ist indessen noch der byzantinische Styl vorherrschend. Noch sind dasselbe Gesims und dieselben kleinen Rundbogen über und unter den hohen Fenstern bemerkbar, nur dass bei den letztern die Fratzengesichter weggelassen sind. Jedoch zeigt sich die Verschiedenheit, dass das Mauerfeld, in welchem die Fenster liegen, um einige Zoll vertieft ist, wesswegen der Sockel, das Gurtgesims mit Ausnahme des Halbrundstabes, die Mauerbänder an den Ecken des Gebäudes und die Rundstäbe an denselben nicht über die Mauerfläche hervortreten. An der Giebelseite erheben sich aus dem schönen attischen Sockel, welcher früher unmittelbar unter den Fensteröffnungen der Gruft von einem Mauerband zum andern lief, zwei Rundstäbe, die das ganze Feld in drei gleiche Theile theilen und das Gesims tragen, welches mitten durch die Abseiten fortgeht. Diese Seite des Chors, die sich mit ihren drei hohen Fenstern thurm-

artig erhebt, ist offenbar in einem leichtern und freiern Styl als die Kirche und mit mehr Fleiss ausgeführt; wirklich macht auch dieselbe durch die Symmetrie ihrer Theile einen sehr schönen Eindruck.

Das Innere der Kirche.

Beim Eintritt in das Innere der Kirche, die sich von aussen durch ihre bedeutende Höhe als ein ansehnliches Gebäude ankündigt, sieht man sich mit Verwunderung in einen engen Raum versetzt, von dem überdiess noch ein beträchtlicher Theil durch die massiven Pfeiler der Abseiten dem Auge entzogen wird. Das Schiff misst vom Boden bis zu den Schlusssteinen des Gewölbes 72′, in seiner Länge 98′ Par.; es steht daher die Länge, die nicht einmal die doppelte Höhe beträgt, mit der letztern Ausdehnung in keinem Verhältnisse.

Die Decke des Schiffes besteht, wie schon bemerkt, aus drei Kreuzgewölben, die durch zwei halbkreisförmige Scheidbogen von einander getrennt sind. Die starken Diagonalgurten durchkreuzen sich in einem grossen runden durchbrochenen Schlussstein. Fünf sehr massive unter sich durch Bogen verbundene Pfeiler, von denen je zwei zu einem Kreuzgewölbe des Schiffes gehören, trennen das Schiff von den ebenfalls mit Gewölben überdeckten Abseiten. Ueber den Bogen läuft ein mit einem gewürfelten Rundstab versehenes Gesims hin, von welchem aus sich die Gallerie oder die Emporkirche in einer zweiten Reihe von Bogen erhebt. Die Gallerie, welche auch unter den Thürmen weggeht und auf beiden Seiten ans Chor stösst, ist am erstern Orte durch eine freistehende Säule, die mit den Pfeilern zwei Kreuzgewölbe trägt, gestützt. Sowohl die untern als die obern Pfeiler haben an den Kanten rechtwinklige Einschnitte, die auch an den Gewölben fortlaufen, so dass dieselben doppelte Umrisse erhalten. Ueberdiess treten als Verzierung viereckige oder runde Stäbe aus der Vorderseite derjenigen Pfeilerpaare hervor, welche die über das Schiff hinlaufenden Querbogen unterstützen. Die Pfeiler, welche die Thürme tragen, haben wegen der auf ihnen ruhenden Last und weil Schneckentreppen, die auf die Gallerie führen, in ihnen angebracht sind, einen bedeutend grössern Umfang. An dem Pfeiler des Glockenthurms bemerkt man ein reich verziertes Gesims, während der gegenüberstehende vernachlässigt ist. Alle Pfeiler haben einen attischen Säulenfuss. Bei den Halbsäulen springt aus dem Wulste ein die Ecken der Platten bedeckender Ansatz hervor. Die reichen Capitäler der freistehenden Säule und der Pfeiler, aus welchen Halbsäulen hervortreten, stammen mit ihren geschweiften und mit Blumen gezierten Platten und mit der aus Blätterwerk hervortretenden Schnecke offenbar vom verdorbenen römischen Baustyl her. Die vordern Pfeiler sind an der dem Schiff zugewandten Seite, anstatt mit einem Capitäl, mit Verstäbungen versehen, deren Rundstab vielleicht nach dem Plane des Baumeisters Verzierungen, als verschlungene Bänder, Blätterwerk, Rosetten u. s. w. erhalten sollte. In ihrer jetzigen Gestalt vermehren sie das plumpe Aussehen der Pfeiler. Ueberhaupt ist auffallend, dass den Nebengängen der Kirche mehr Aufmerksamkeit in Absicht auf Auszierung gewidmet wurde, und dass die Sculpturarbeiten von dem Ende der Kirche nach dem Chor zu immer seltner werden. Eben so merkwürdig ist es, dass nicht das Mindeste unter dem vielen Bilder-

werk die geringste Beziehung auf Legenden, biblische oder überhaupt religiöse Gegenstände hat, sondern im Gegentheil an heidnische Vorstellungen erinnert. Mit Ausnahme der beiden auf Seite 10 beschriebenen Basreliefs erblickt man keine andern Figuren als Chimären, Drachen, Hippogriphen, Sirenen, Greifen, dann auch Löwen, welche Menschen verschlingen und, sonderbar genug, einige Hasen, die an den Hinterbeinen aufgehängt sind. Alle diese Gebilde aus der lebendigen und leblosen Welt, sowohl einzeln genommen als in ihrer Zusammenstellung, besonders aber in ihren bizarren Metamorphosen, tragen einen auffallend orientalischen Charakter an sich. Schade indess, dass ein mehrfacher Anstrich die Umrisse des sämmtlichen Bildwerkes verhüllt.

Noch bleiben, ehe wir den Gallerien eine flüchtige Betrachtung widmen, zwei Fragen zu erörtern, nämlich erstens warum der Haupteingang nicht der Sitte gemäss dem Chor gegenüber zwischen beiden Thürmen, sondern unter einer Abseite angebracht wurde, und zweitens, ob nicht früher aus den in den Pfeilern befindlichen Wendeltreppen andere Zugänge auf die Gallerien vorhanden gewesen seien. Was den ersten betrifft, so mag zu dieser Abweichung von der Regel ein doppelter Grund den Baumeister bewogen haben. Erstlich war es wegen der grossen Zahl der die Gräber der Märtyrer besuchenden Pilger nothwendig eine Gallerie zwischen beiden Thürmen anzulegen, welche durchaus eine Stützung durch Säule oder Pfeiler erhalten musste. Ferner lag der nordöstlichen Abseite gegenüber das Castrum oder Städtchen und ein Hauptthor desselben. Endlich mochte es unzweckmässig scheinen, den Haupteingang unmittelbar am Rande des Abhanges anzubringen, wo dem Terrain durch eine starke Maueruntersützung Festigkeit gegeben werden musste, und ein freier Zugang nicht leicht ausführbar war.

Noch unbeantwortet ist die zweite Frage, ob es nicht ausser den ganz engen und dunkeln Treppen in den Pfeilern der Thürme noch einen andern Zugang zu den Gallerien, auf welchen vier Altäre standen und Messe gelesen wurde, gegeben habe. Die abscheulichen Treppen über dem Hauptportal, die durch eine Fenstererweiterung in die Gallerie führen, sind nach der Reformation erbaut und ein sprechender Beweis, wie wenig man zu jener Zeit die künstlerische Bedeutung unsers Bauwerkes erkannte.

Beim Eintritt in die Gallerie machen die niedrigen mit ihren schweren Capitälern zwerghaft aussehenden Pfeiler, die im Uebrigen denjenigen im untern Theile der Kirche ähnlich sind, einen nicht sehr angenehmen Eindruck. Mit ihrem Fusse ruhen sie nach innen auf dem Boden der Gallerie; da aber dieser Boden sich von der Mauer nach dem Würfelgesims in drei Stufen senkt, so kommt der Sockel desselben auf eine starke Mauermasse zu stehen, während die entsprechenden Wandpfeiler auf einer höher liegenden steinernen Bank aufgesetzt sind. Es entsteht dadurch eine anscheinende Verschiebung des niedrigen Gewölbes, und der Gedanke drängt sich dem Beschauer auf, dass man in der Gegend der Brüstung vom ursprünglichen Bauplan abgegangen sei. Die Verzierungen der Capitäler bestehen in Laubwerk; an mehreren Stellen sind sie indessen in der Eilfertigkeit des Baues unvollendet geblieben. Die Gurten der starken Kreuzgewölbe durchschneiden sich in seltsam gestalteten Schlusssteinen.

Das ganze Gebäude mit seinen starken Mauern und kuppelartigen Gewölben erscheint durchweg in reiner Steinconstruction.

Das Chor.

Bei Erbauung der Kirche blieb, wie früher bemerkt worden ist, das alte Chor noch eine geraume Zeit stehen. Der an der innern Seite des Chorbogens vortretende Saum gibt genau die Höhe des ältern Chors an und beweist, dass es um ein Bedeutendes niedriger als das jetzige war. Das jetzige Chor nämlich, dessen Baustyl von demjenigen der Kirche merklich verschieden ist, wurde in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts erbaut, und scheint schon im Anfange des zwölften (siehe Vögelins Altes Zürich) zum Gottesdienst benutzt worden zu sein. Nach dem damaligen Brauche wurde das Chor, um demselben mehr Würde zu geben, bedeutend (um 11 — 12 Stufen) über das Niveau der Kirche erhöht und unter demselben zur Erinnerung an die Verfolgungen der ersten Christen, die in unterirdischen Räumen ihre Versammlungen halten mussten, eine Krypta oder Gruft angelegt, welche ausserdem die Bestimmung hatte die Leichen vornehmer Leute aufzunehmen, denen es sehr erwünscht war, in der Nähe heiliger Oerter eine Ruhstätte zu finden. Eine Vorstellung, wie die eben angeführte, woraus der Kirche reiche Geschenke und Vergabungen zuflossen, verstand die Geistlichkeit wohl zu unterhalten. Die Erhöhung des Chorbodens zog die Erhöhung der Chordecke nach sich, welche gegenwärtig aus einem Kreuzgewölbe besteht, das sowohl an Höhe als Ausdehnung einem Kreuzgewölbe der Kirche gleich kommt. Vorchor und Schiff sind auf eine seltsame Weise durch einen Scheidbogen getrennt, der dem flüchtigen Beschauer als ein räthselhaftes und überflüssiges Stück Mauerwerk erscheint, dessen Dasein sich aber durch die frühere Gestalt des Chors rechtfertigt. Deutlich bemerkt man nämlich an diesem Bogen den Anbau des neuen Chors in der Abschrotung der runden Eckpfeiler über dem Gesims desselben. Auf der einen Seite des Vorchors führt eine Treppe in die Kapelle hinab, auf der andern befindet sich eine Thür, durch die man in den Kreuzgang tritt. Sonst bietet dieser Vorchor, dessen Seitenwände wahrscheinlich einst mit Malereien geschmückt waren, und in welchem 24 Chorherren und 32 Kaplane ihre Stühle hatten, nichts Merkwürdiges dar.

Mit mehr Eleganz ist der um zwei Stufen höher liegende eigentliche Chor aufgeführt. In den vier Ecken desselben steigen Halbrundsäulen zum Gewölbe hinan. Unterhalb der drei grossen Fenster, deren mittleres und zugleich höchstes mit einer zierlichen Verstäbung eingefasst ist, zieht sich ein Gesims mit einer von Säulen getragenen Bogenstellung hin, die auch an den beiden andern Seiten des Raumes fortläuft. Unter den Fenstern sind die Knäufe der Säulen verziert, auf den Seiten einfach würfelförmig und über dem Schafte zugerundet. Diese Form von Capitäl kommt in der Kirche nirgends, im Kreuzgang aber durchgehends vor und bildet einen Beweis für die spätere Erbauungszeit des Chors. Alle Säulen haben einen attischen Sockel, der unmittelbar auf dem Boden steht. Der Scheidbogen zwischen Chor und Vorchor so wie die Gewölbe sind spitzbogig und erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vollendet worden.

Die Gruft.

Die Gruft, zu der man auf Treppen zu beiden Seiten des Vorchors hinabsteigt, besteht aus zwei Abtheilungen, die dem über ihr liegenden Chor und Vorchor entsprechen. Die erste, die den Raum des Vorchores einnimmt, ist von neun Kreuzgewölben bedeckt, die von Säulen und Halbsäulen getragen werden. Diese Vorhalle wird durch drei ungleich grosse Bogen von der zweiten um zwei Stufen höher liegenden Abtheilung der Gruft getrennt. Auf den breiten Stufen stehen vier Säulen, von denen je zwei einen Architrav tragen, auf die drei Bogen von ungleicher Grösse sich stützen. In den Mauermassen, auf welchen die Enden dieser Bogen ruhen, sind Nischen angebracht. Ueber den Architraven ist durch die Bogenwölbung zu jeder Seite eine kleine Oeffnung ausgehauen, deren Bedeutung unbekannt ist. Die zweite Abtheilung, welche dem Vorchor entspricht, nimmt, so wie dieses, eine etwas nach Ost abgehende Richtung. Die Gewölbe dieser Abtheilung sind denjenigen der ersten ähnlich; sie werden ebenfalls von vier Säulen getragen. So wie die ganze Kirche mit Inschriften und Bildern bunt bemalt war, bemerkt man hier jetzt noch an der Decke die Wappen derjenigen Geschlechter, die sich durch Stiftungen um die Kirche verdient machten. (Siehe Vögelins Altes Zürich.)

Kapelle.

Sie hat durchaus dieselbe Construction wie die übrige Kirche und ist mit dem Chore, welches später erbaut wurde, nicht durch Verzahnung verbunden. Ueber die verschiedenen Bestimmungen derselben verweisen wir auf Vögelins Altes Zürich.

Veränderungen, die in den letzten vier Jahrhunderten am Münster vorgenommen worden sind.

Thürme.

Die Thürme waren ganz entsprechend dem ursprünglichen Plane und im Geiste des ältern byzantinischen Styles ausgebaut worden. Da sich zu jener Zeit der Begriff eines Thurmes als selbstständigen Gliedes einer Kirche noch nicht so ausgebildet hatte, wie es einige Jahrhunderte hernach der Fall war, so sollten sie nur erhöhte Theile des Gebäudes sein und, mit Ausnahme des Campaniles oder Glockenthurms, nicht viel über dasselbe sich erheben. Der Unterbau desselben war auch so angelegt, dass er keine bedeutende Last tragen konnte. Dess ungeachtet erhielten am Ende des 15ten Jahrhunderts beide Thürme Aufsätze, die im spätern sehr ausgearteten gothischen Styl ausgeführt sind und ihrer Form nach mit der Bauart der übrigen Theile der Kirche in unangenehmem Contraste stehen. Im Jahr 1480 erkannte nämlich (siehe Vögelins Altes Zürich), nach dem Willen des Pracht liebenden Bürgermeisters Waldmann, dem das Münster in seiner damaligen Gestalt verglichen mit den reichen gothischen Bauwerken zu Bern, Freiburg u. s. w. zu niedrig und unbedeutend erschien, der Rath zu Zürich „die beiden Thürme auf- und auszubauen (!), doch dass man zum ersten den Helm auf den gemachten Thurm (Glockenthurm) zurüsten und bauen wolle, den andern aber ruhen lassen

bis nächst künftigen Herbst.“ Um die Kosten dieses Baues zu erschwingen, legte Waldmann der ganzen Priesterschaft, wer von Fremden und Einheimischen Zehnten und Zinsgülten in unserm Gebiet hatte, vom Bischof an bis auf den niedersten Caplan, eine Steuer auf; also dass Probst und Capitel der Stift allein dreizehnhundert Gulden beitragen mussten und die Stiftscaplane dreihundert. Waldmann, der von seinem eigenen Gut dreihundert Gulden schenkte, erlebte die Vollendung des Werkes nicht. Im Jahr 1489 wurden erst die Ecken am Glockenthurm ausgemauert und im folgenden Jahr ein mit Blei bedeckter und bemalter Spitzhelm aufgesetzt. Alsdann erst ward auch der Karlsthurm aufgebaut und dem andern gleichförmig gemacht.

Im Jahr 1510 ward das Blei wegen seines allzugrossen Gewichtes wieder weggenommen, und die Helme mit Schindeln von Lerchenholz gedeckt.

Als im Jahr 1575 der Helm des Glockenthurmes abbrannte, wurde der neue mit Kupfer beschlagen, im Jahr 1715 aber wieder mit Schindeln bedeckt.

Im August 1763 entzündete ein Blitzstrahl den Thurm, so dass er bis zum Glockenstuhl niederbrannte.

Im Jahr 1770 ward auch der Helm des Karlsthurms abgetragen und wie auf den Glockenthurm eine steinerne Gallerie mit Pyramiden in den vier Ecken aufgesetzt; endlich 1779 auch diese Gallerie abgebrochen, das oberste Stockwerk beider Thürme neu aufgeführt, und auf dasselbe eine gothische, achteckige, hölzerne, mit Kupfer beschlagene Haube aufgesetzt.

Kirche.

Schon vor der Reformation (einer freilich nicht sehr begründeten Sage nach gleich nach der Mordnacht i. J. 1350) wurde der Zugang zu einer der Wendeltreppen, die durch das Innere der Thurmpfeiler auf die Gallerien führen, zugemauert.

Im fünfzehnten Jahrhundert wurde die Märterercapelle durch ein in der Mitte ihrer Höhe angelegtes Gewölbe getheilt und der obere Raum in eine Sakristei verwandelt.

Die Vergrösserung der Gallerie zwischen den Thürmen, wodurch oben ziemlich viel Raum gewonnen, unten aber der hintere Theil des Schiffes und besonders die reiche Sculptur an den Thurmpfeilern verdunkelt wird, fand zur Zeit der Reformation Statt.

Im Jahr 1580 (siehe Niklaus Wasers Chronik) wurde über dem Haupteingang die grosse hölzerne Treppe erbaut, und dadurch die ganze Ostseite des Münsters auf eine schnöde Weise verunstaltet.

Das Jahr 1766 macht sich in den Annalen unsers Münsters auf eine schreckliche Weise bemerkbar. Als nämlich im Jahr 1763 der Glockenthurm abgebrannt war, blieb man lange Zeit unschlüssig, ob man zwei neue Thürme oder eine ganz neue Kirche mit einem einzigen Thurm erbauen wolle. Der bekannte Litterator Professor Breitinger war, wie es scheint, der einzige Mann von Ansehen, der den Werth dieses Bauwerkes erkannte, und sich einem so unsinnigen Plane widersetzte. (Siehe die kleine Schrift: Idee eines Doms etc. in den Schriften der helvetischen Gesellschaft). Nichts desto

weniger wurden bald nachher Veränderungen*) vorgenommen, welche uns von dem gänzlichen Verfall des Geschmackes und dem Mangel an Kunstsinn in jener Periode einen deutlichen Beweis liefern. Der Zahn der Zeit und die Bilderstürmerei des sechzehnten Jahrhunderts hatten den Münster so weit verschont, dass kein wesentlicher Theil desselben vernichtet war. Nun aber legte der Vandalismus des achtzehnten Jahrhunderts seine frevelnde Hand an das herrliche Kunstwerk. Erstlich wurde vom damaligen Staatsbaumeister meinen gnädigen Herrn und Obern weiss gemacht, dass die aus schönem Tufstein erbauten Gewölbe der Kirche Einsturz drohen. Alsobald wurde, zum grossen Aerger aller Bauverständigen, die Tufsteindecke fortgeschafft, durch eine hölzerne ersetzt und bei dieser Gelegenheit der erste und zweite Hauptbogen im Gewölbe des Schiffes so übel zugerichtet, dass sie gegenwärtig anstatt halbkreisförmig plattgedrückt erscheinen. — Hierauf ging man an die Vergrösserung der Kirchenfenster, indem man zugleich die mit Bogenreihen versehenen Gurtgesimse über und unter denselben wegschrotete. Die mit Bildern reich verzierten Bogenfelder der Thüren wurden zerstört, und Glasfenster an ihrer Statt eingesetzt. Endlich wurde der untere Theil der Märterercapelle in einen Zugang umgewandelt, da wo ursprünglich der Altar der Stadtheiligen stand, eine Treppe angebracht, der runde Ausbau durchbrochen und verändert, auf der Aussenseite das Dachgesims weggemeisselt und zu gleicher Zeit auch der Südostseite des Chores die Ehre einer Abglättung und Befreiung von Sockel und Gesimsen angethan. Um eben diese Zeit wurde auch das Innere der Kirche dadurch verunstaltet, dass anstatt des frühern steinernen**) Kanzelbodens, dessen Gestalt mit der Architectur des Gebäudes einigermassen übereinstimmte, ein Gerüste von Bretern errichtet wurde.

*) Die Verstümmelungen kosteten 40,000 Gulden.

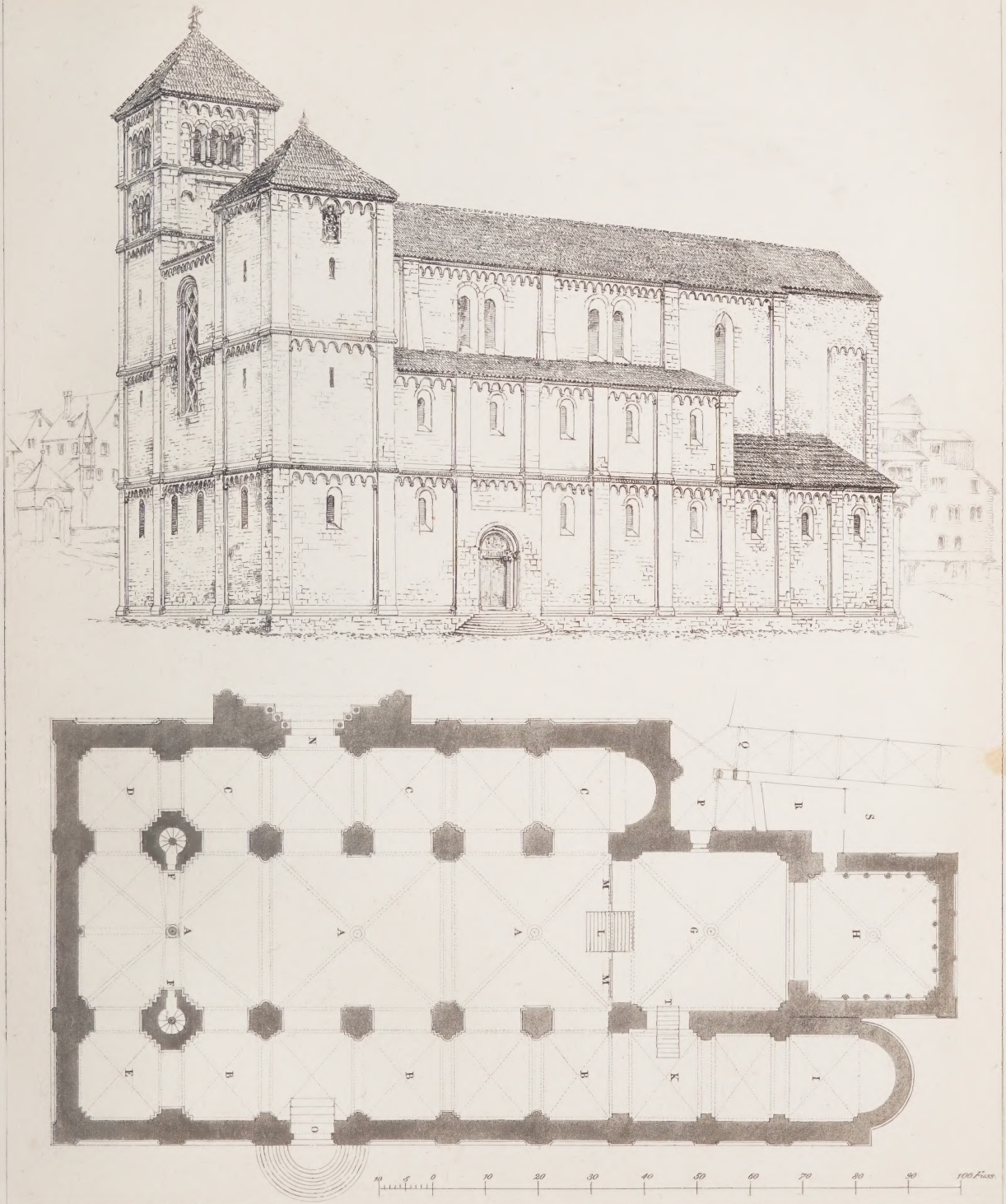
**) 1525 aus den schönen Fronaltären der hiesigen Kirchen erbaut.

Erklärung des Grundrisses.

A A A Schiff.
B B B Südwestliche Abseite.
C C C Nordwestliche Abseite.
D Glockenthurm.
E Carlsthurm.
F F Eingang zu den Wendeltreppen in den Thurmpfeilern.
G Vorchor.
H Chor.
I Die Kapelle der Märterer S. Felix und S. Regula.
K Vorhalle zur Märtererkapelle.
L Chortreppe.
M M Treppen auf denen man in die Gruft hinabsteigt, welche genau die Grösse des Chors und des Vorchors hat.
N Haupteingang.
O Südwestliche Thür
P Halle vor dem Eingang in das Chor.
Q Kreuzgang.
R Gemach für den Kirchenwärter.
S Sacristei.
T Wahrscheinlicher Zugang vom Vorchor zur Märtererkapelle.

F. Hegi fec.

Mitthail. d. antiq. Gesellschaft in Zürich



F. Hegi fec.

Mitthed. d. antiq. Gesellschaft in Zürich

Der

Kreuzgang beim Grossmünster

in Zürich.

Von

S. Vögelin,

Dr. Theol. u. Kirchenrath.

Der Kreuzgang beim Grossmünster.

Das älteste, höchst schätzbare Denkmal mittelalterlicher Baukunst in Zürich ist, mit Ausnahme vielleicht eines Theils vom Fraumünster, die Grossmünsterkirche mit ihrem noch vollständig erhaltenen Kreuzgange. Dieser Kreuzgang, ein byzantinisches Kunstwerk, in seiner Construction Leichtigkeit und Kühnheit mit Solidität auf eine bewundernswürdige Weise verbindend, ist so harmonisch in seinen einzelnen Theilen, so reich an Verzierungen, so malerisch in seiner ganzen Anordnung, dass wohl nur wenige Bauwerke dieses Styls in Deutschland oder Italien ihm an die Seite gesetzt werden können. Die Antiquarische Gesellschaft in Zürich kann daher wohl mit Recht auf den Dank aller Freunde mittelalterlicher Kunst Anspruch machen durch Herausgabe gegenwärtiger Blätter, welche auf XVI Tafeln eine vollständige Abbildung dieses Bauwerkes mit allen seinen mannigfaltigen Ornamenten enthalten, und denen wir hier eine kurze Erläuterung beifügen. Nicht den Klosterkirchen allein, sondern auch den ältesten Kathedralen und Münstern findet sich häufig ein Kreuzgang angefügt, d. i. eine ins Viereck gebaute bedeckte Halle, in welcher die kirchlichen Processionen oder Umgänge an hohen Festen mit Fahnen und Kreuz (daher eben der Name Kreuzgang) geschützt gegen Sonnenhitze und Regen gehalten werden konnten. Solche Kreuzgänge haben z. B. das Münster in Basel, der Dom zu Constanz und eben so die Grossmünsterkirche. Der Kreuzgang dieser letztern — der Gegenstand dieser Blätter — ist ein ganz ungleichseitiges Viereck [1]), dessen längste Seite die südwestliche ist, welche eine Länge von 66 Schuh franz. Mass hat. Die kürzeste ist die ihr gegenüberstehende östliche; eben so ungleich ist auch die Breite. Mit Inbegriff des von ihm eingeschlossenen sogenannten Kreutzgärtleins, worin einst noch eine Kapelle stand, die im Jahr 1565 abgetragene Göldlin-Kapelle, von ihrem Stifter also benannt, hat er einen Flächeninhalt von 4180 Quadratfuss. Auf der Nordseite [2]) bildet er einen integrirenden Theil des uralten Stiftshauses, wo er rückwärts an die ehemalige L. Frauenkapelle stösst, worin das Geschlecht der von Meiss bis zur Reformation sein Begräbniss

1) Man sehe den Grundriss des Kreuzganges auf Tafel XVI.
2) Tafel I. zeigt diese Nordseite ganz, und noch einen Theil der südwestlichen Seite.

hatte. Mit seiner Südwestseite lehnt er sich an den Chor der Kirche, von welchem ihn nur die Sacristei und deren Vorgemach trennt, über welcher das Capitelhaus [3]) erbaut ist. Die Ost- und Südostseite läuft mit einer eigenen Bedachung am Stiftsgebäude hin. Durch drei Eingänge gelangt man von Aussen in denselben. Durch den mit einem hohen Portal versehenen nördlichen Haupteingang, dicht neben der Kirche, steigt man einige Stufen in den Kreuzgang hinauf. Ein zweiter kleinerer Eingang führt von der Ostseite, unter dem Stiftshause durch, mittelst einer bedeutenden Treppe in denselben hinab [4]). Ein dritter Eingang endlich befindet sich auf der Südwestseite dicht neben der Giebelseite des Chors, zu welchem man vom Kirchhofe her durch eine noch längere Treppe hinauf gelangt. Doch möchte dieser wohl weit später erst hinzugefügt worden sein, da er im Grunde nur ein breites niederes Gewölbe ist, unter welchem man hindurchgehen muss. Auf der Nord- sowohl als Südostseite findet sich ein kleiner schmaler rundbogiger Durchgang [5]) in das Kreuzgärtlein, durch welchen diese Seiten in zwei gleiche Hälften getheilt werden. Jede derselben enthält wiederum zwei grosse Bogenfelder, deren jegliches drei kleine Rundbogen in sich fasst. Die Scheiden der grossen Bogen bestehen aus Pfeilern, deren oberer Theil von der Breite der Mauer zu einer Dicke von sechs franz. Zoll dem Gebälke der römischen Ordnung entspricht, der untere aber ein leichtes und schlankes rundes Säulchen ist. Sie stehen auf einer mehrere Fuss hohen Unterlage, welche zugleich die Fortsetzung der Mauer ist. Auf der Seite des Kreuzganges tritt eine Halbrundsäule aus ihnen hervor, die auf dem Sockel des ganzen Mauerwerkes ruht; auf der entgegengesetzten Seite entspricht ihr ein eckigter Ansatz. Jede der vier Seiten des Kreuzganges zeigt sechs Kreuzgewölbe, dadurch gebildet, dass von den zierlich gearbeiteten Kapitälern dieser Bogenscheiden nach der gegenüberstehenden Mauer rundbogige Gurten sich hinüberschwingen. An den beiden Enden der Nordseite steigen noch überdiess aus den vier Ecken ebenfalls runde Gurten empor, die sich oben in der Mitte (jedoch ohne Schlussstein) durchkreuzen [6]). An der Mauer selbst laufen jenen Bogenfeldern entsprechende Bogenstellungen hin. Da, wo sich diese Bogenstellungen berühren, sind über den Pfeilern, sowohl inwendig im Kreuzgange, als nach aussen gegen das Kreuzgärtlein Menschen- und Thierköpfe angebracht. Besonders treten auf der Südostseite vier grosse Thierbilder in halber Figur hervor; Leu, Ochse, Widder, das vierte ist ganz verstümmelt. Ueber dem ersten ist der Name LEO, über dem Widder OVIS in römischer Uncialschrift eingehauen [7]). Aber auch über den Pfeilern zwischen den kleinern Bogen sehen wir

3) Dieses Capitelhaus, zu gleicher Zeit mit dem Kreuzgange erbaut, da es eine den Gewölben desselben ganz ähnliche Vorhalle hat, ist nach seiner ursprünglichen Gestalt auf Tafel II. sichtbar, welche die südwestliche und südöstliche Seite des Kreuzganges gegen das Kreuzgärtchen darstellt.

4) Er ist auf Tafel I. sichtbar, so wie der reichverzierte Bogen desselben auf Tafel XV. fig. 2.

5) Man sehe den nördlichen auf Tafel I, besonders auf Tafel XV. fig. 1.; den südöstlichen aber auf Tafel II.

6) Siehe Tafel I.

7) Siehe Tafel II.

theils grössere Thierköpfe [8]), auch Menschenköpfe, Männer-, Frauen- und Kinderköpfe einzeln oder gruppweise [9]), bald nur mit reichen Haarlocken [10]), bald mit Helm- [11]) oder anderm kronenartigem Hauptschmucke [12]), theils ganze Figuren in den sonderbarsten Stellungen [13]). Sowohl an den innern Seiten der Bogenscheiden, von denen mehrere, besonders diejenigen, welche die Ecken bilden, noch überdiess mit zwei auf kleinern Säulchen ruhenden Bogenstellungen verziert sind (die beiden Seiten des südwestlichen Eckpfeilers haben sogar zwei Reihen solcher Bogenstellungen über einander) [14]), als auch an den Zwischenpfeilern erblicken wir dicht unter dem vielfach abwechselnden Kranze, der rings um dieselben herumläuft, eine Menge fein ausgearbeiteter kleiner Basreliefs. Sie stellen die mannigfaltigsten Gegenstände vor; bald anmuthige Thier-, besonders Vogel-Arabesken [15]), bald possirliche Thiergruppen [16]) und Jagden [17]), noch häufiger aber grimmige Thierhatzen [18]), hässliche Affengruppen [19]), grausiges Gewürm und Ungeziefer [20]), ja selbst grässliche Ungethüme [21]), wie nur die wildeste Phantasie sie aushecken kann, und die wir auch an den Säulenköpfen [22]) und Säulenfüssen [23]) finden; dann aber wechselnd mit mythologischen Gegenständen [24]), orientalischen Scenen [25]), mitunter auch biblischen Vorstellungen [26]) oder selbst Nachahmungen von Antiken [27]). Wie der Verfertiger dieses Kreuzganges mit solchen geschichtlichen Gegenständen bekannt sein konnte, lässt sich

---

8) Tafel VII. fig. 8. u. 9. Taf. VIII. fig. 8. Taf. XII. fig. 8.
9) Taf. VIII. fig. 9. u. 10. Taf. X. fig. 8. Taf. III. fig. 8. Taf. VIII. fig. 7.
10) Taf. III. fig. 9. Taf. VI. fig. 7. Taf. VIII. fig. 9. Taf. X. fig. 8. Taf. XI. fig. 8.
11) Taf. IX. fig. 8.
12) Taf. IV. fig. 8. Taf. X. fig. 9.
13) Taf. V. fig. 9. Taf. VI. fig. 8. Taf. XII. fig. 6.
14) Taf. XIV. fig. 1.
15) Taf. VII. fig. 6. Taf. IX. fig. 3. u. 7. Taf. X. fig. 3. u. 7. Taf. XI. fig. 2. 3. u. 4.
16) Taf. V. fig. 5. (Vielleicht dass diese Figur noch die launige Schluss-Scene zu fig. 3. u. 4. bildet.) Taf. XIII. fig. 4.
17) Taf. IV. fig. 4. u. 5. Taf. VIII. fig. 6.
18) Taf. V. fig. 1. 3. 4. Taf. VI. fig. 4.
19) Taf. V. fig. 7.
20) Taf. VII. fig. 5. Taf. IX. fig. 4. Taf. XV. fig. 4.
21) Taf. III. fig. 1. 2. 7. Taf. IV. fig. 1. Taf. VI. fig. 1. u. 3. Taf. VII. fig. 7. Taf. IX. fig. 5. Taf. XII. fig. 2. 3. 4. 12.
22) Taf. XIV. fig. 3. Taf. XV. fig. 4.
23) Taf. XIII. fig. 2.
24) Taf. VII. fig. 1. finden sich weibliche Centauren mit Wurfspiess, Pfeil und Bogen, gegen Schlangen ankämpfend.
25) Taf. III. fig. 1. zeigt eine Bajadere, die sich nach dem Klange eines geigenartigen Instrumentes, welches ein auf orientalische Weise sitzender Mann spielt, tanzend bewegt.
26) Taf. IV. fig. 1. scheint offenbar Delilah vorzustellen, wie sie dem schlafenden Simson sein langes Haupthaar mit einer Scheere der ältesten Form abschneidet. Nebenbei ist wirklich der Name SAMSON (ob von späterer Hand?) eingegraben. Vielleicht sollte dieses Bildwerk nur als Seitenstück zu jener andern orientalischen Scene (Taf. III. fig. 1.) dienen, welche auf der entgegenstehenden Seite angebracht ist.
27) Es hat nämlich das leider verstümmelte Bildwerk Taf. VI. fig. 8. die grösste Aehnlichkeit mit jener berühmten unter dem Namen: der Dornauszieher (Spinarius) benannten antiken Statue zu Rom. Ob dem Künstler hier wirklich die Vorstellung von ihr vorgeschwebt haben mag?

leicht begreifen, wenn man weiss, dass es in jenen Zeiten meistens Geistliche waren, welche solche kirchliche Bauwerke leiteten, oft selbst ausführen halfen. Man würde sich übrigens irren, wenn man bei allen diesen grotesken Bildern und Fratzen einen bestimmten Zweck voraussetzen oder ihnen irgend welchen allegorischen Sinn unterlegen wollte. Sie sind vielmehr nichts weiter als Phantasiespiele, Verzierungen, wie sie der Geschmack oder vielmehr Ungeschmack jener Jahrhunderte liebte, und wie sie daher fast auf allen gleichzeitigen Denkmälern dieser Art anzutreffen sind.

Das zu diesem Bauwerke angewandte Material ist verschieden. Es besteht erstens aus einem graubläulichten feinkörnigen Sandstein, der am Ufer des Zürchersees an verschiedenen Stellen gebrochen wird. Zweitens aus einem gelblichten ebenfalls feinkörnigen und äusserst dauerhaften Sandstein, dessen Lagerstätte nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Drittens aus rothem so genanntem buntem Sandstein, der in der Schweiz nirgends, wohl aber unterhalb Basel, längs dem Rheine angetroffen wird. Aus diesem Steine waren ursprünglich sämmtliche Säulenschäfte mit ihren Sockeln und Kapitälern verfertigt. Vermuthlich liess man dieselben schon abgedreht, abgeglättet und zum Aufstellen fertig aus einer Bauhütte am Rhein, vielleicht von Strassburg, kommen. Aus dieser Verschiedenheit des Materials entstand bei günstiger Beleuchtung, wohl nicht unbeabsichtigt, ein angenehmes Farbenspiel.

Fragen wir jetzt nach dem Alter dieses Kreuzganges, so gibt uns, leider! weder eine Urkunde, noch eine Chronik, noch eine irgendwo darin befindliche Inschrift oder Jahrzahl darüber bestimmten Aufschluss. Eben so wenig weiss man etwas von dessen Erbauer. Es hat dieser zwar sich selbst in einem Steinbilde dargestellt, und verewigt. Ueber dem nördlichen Eingange ins Kreuzgärtlein sieht man ihn abgebildet, wie er eben in seiner Steinmetz-Arbeit begriffen ist [28]), jedoch ohne nähere Bezeichnung. Es hätte uns zwar wenig Aufschluss gegeben, wenn er auch, nach damaliger Sitte, seinen Taufnamen (Geschlechtsnamen gab es damals noch nicht) beigesetzt hätte, wie z. B. an dem merkwürdigen uralten Portal der jetzt niedergerissenen Kirche in Petershausen bei Constanz der Name *WEΣIL* als ihres Erbauers stand.

Wir müssen also das Alter unsers Bauwerkes auf anderm Wege, so weit es möglich ist, zu ermitteln suchen. Ein solcher Weg ist — die Vergleichung seines Baustyls und seiner Ornamente mit denjenigen der angrenzenden Kirche selbst, so wie die Beachtung des Costüms auf den Bildwerken. — Was den Baustyl betrifft, so weisen die würfelförmigen Säulenknäufe, die in der Kirche selbst, mit Ausnahme des weit jüngern Chores, nirgends vorkommen, auf das XII. Jahrhundert hin, wo sie allgemein angewandt wurden. Die Ornamente betreffend, so sind die Figuren am Hauptportale, die beiden Basreliefs, so wie die einzelnen Sculpturen an den Pfeilern

---

28) Siehe Tafel XV. fig. 1. Diesem Steinhauer gegenüber, an der Rückseite der Mauer, ist in Basrelief ein kleiner Thurm aus Quaderstücken angebracht, aus welchem zwei jetzt leider ganz weggemeisselte Köpfe hervorblickten, welche unstreitig die gefangenen Geschwister Felix und Regula vorstellten.

und an den Bogengurten [29]) in der Kirche weit roher und plumper, als diejenigen im Kreuzgange, welche daher eine um mehr als ein halbes Jahrhundert fortgeschrittene Kunst zeigen. Noch bestimmtern Aufschluss gibt endlich das Costüm. Die Aermelerweiterung am Vorderarme der Delilah z. B. (Taf. IV. fig. 1.), welche man auch bei einigen Figuren am Baslermünster bemerkt, kam nicht vor dem zwölften Jahrhundert in Gebrauch, und erhielt sich nur wenige Decennien. Wenn nun aber die Erbauung der Kirche selbst, aller Wahrscheinlichkeit nach, als ein Werk Otto des Grossen und gegen das Ende des zehnten oder den Anfang des eilften Jahrhunderts zu setzen ist, so dürfte als die Zeit der Erbauung und Vollendung unsers Kreuzganges das Ende des XI. oder der Anfang des XII. Jahrhunderts anzunehmen sein [30]). Als eine fernere Bestätigung dessen mag noch das gelten, dass auch der vordere Chor, an welchen sich der Kreuzgang mit seiner einen Seite anlehnt — offenbar ein weit späteres Werk als das Schiff der Kirche [31]) — um diese Zeit ungefähr muss erbaut worden sein; denn die beiden in demselben befindlichen Seitenaltäre sind, den alten noch vorhandenen Jahrzeitbüchern zufolge, eben um diese Zeit, (der St. Moritzen-Altar in der Krypta im Jahr 1107) geweiht worden. Unstreitig muss früher schon ein Kreuzgang vorhanden gewesen sein, da von Anfang der Stiftung die Chorbrüder, welche nach Anordnung des Stifters den Gottesdienst bei dieser Kirche besorgen sollten, (fratres Deo inservientes) unter ihrem Vorsteher, Decanus genannt, in diesem der Kirche angefügten Stiftsgebäude klösterlich (claustraliter) beisammen lebten, d. i. gemeinsam wohnten, assen und schliefen [32]), was wenigstens bis Ende des XI. Jahrhunderts so fortdauerte. Erst als sie durch wichtige Privilegien, zahlreiche und grosse Vergabungen zu Ansehen, Macht und Vermögen gelangten, aus bescheidenen Chorbrüdern vornehme und reiche Canonici wurden, deren Vorsteher nunmehr Probst (Praepositus) hiess [33]), und sie jetzt mehrere um die Stiftskirche herumliegende ansehnliche Häuser von edeln und angesehenen Bürgern entweder geschenkt erhielten oder an sich kauften, verliessen sie ihre Gemeinwohnung und bezogen abgesonderte Chorherrenhöfe. In diese Zeit fällt also die Herstellung unsers Kreuzganges. Ob vielleicht eine Seite des alten noch stehen blieb, während die drei übrigen Seiten später, nach demselben Baustyl zwar, aber weit vollendeter und zierlicher, oder ob alle gleichzeitig aufgeführt wurden? Jedenfalls sind die Ost- und Südostseite die einfachsten, welche die wenigsten und unbedeu-

---

29) Man sehe hierüber die „Mittheilungen der Zürcher. Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. Nro. IV. 1840."

30) Mit dieser Ansicht stimmt auch das Urtheil berühmter Kenner des byzantinischen Baustyls, eines Hrn. Baurath Moller in Darmstadt, und Hrn. Architekt Eisenlohr in Karlsruhe überein.

31) Der hintere Chor muss, nach seinem Spitzgewölbe, noch viel später angefügt worden sein, vielleicht erst in der Mitte des XIII. Jahrhunderts, wo, nach den Urkunden, das Stift ein bedeutendes Bauunternehmen an der Stiftskirche vorhatte.

32) Noch im XV. Jahrhundert hiess der südliche Flügel des Stiftsgebäudes, welcher nach der Reformation zu Schulzimmern umgeschaffen wurde, der Dormenter (dormitorium), d. i. die Reihe der Schlafstellen für die Chorbrüder.

33) Anno 1114 kommt in den Urkunden zum ersten Mal der Praepositus vor; früher findet sich nur die Benennung Decanus.

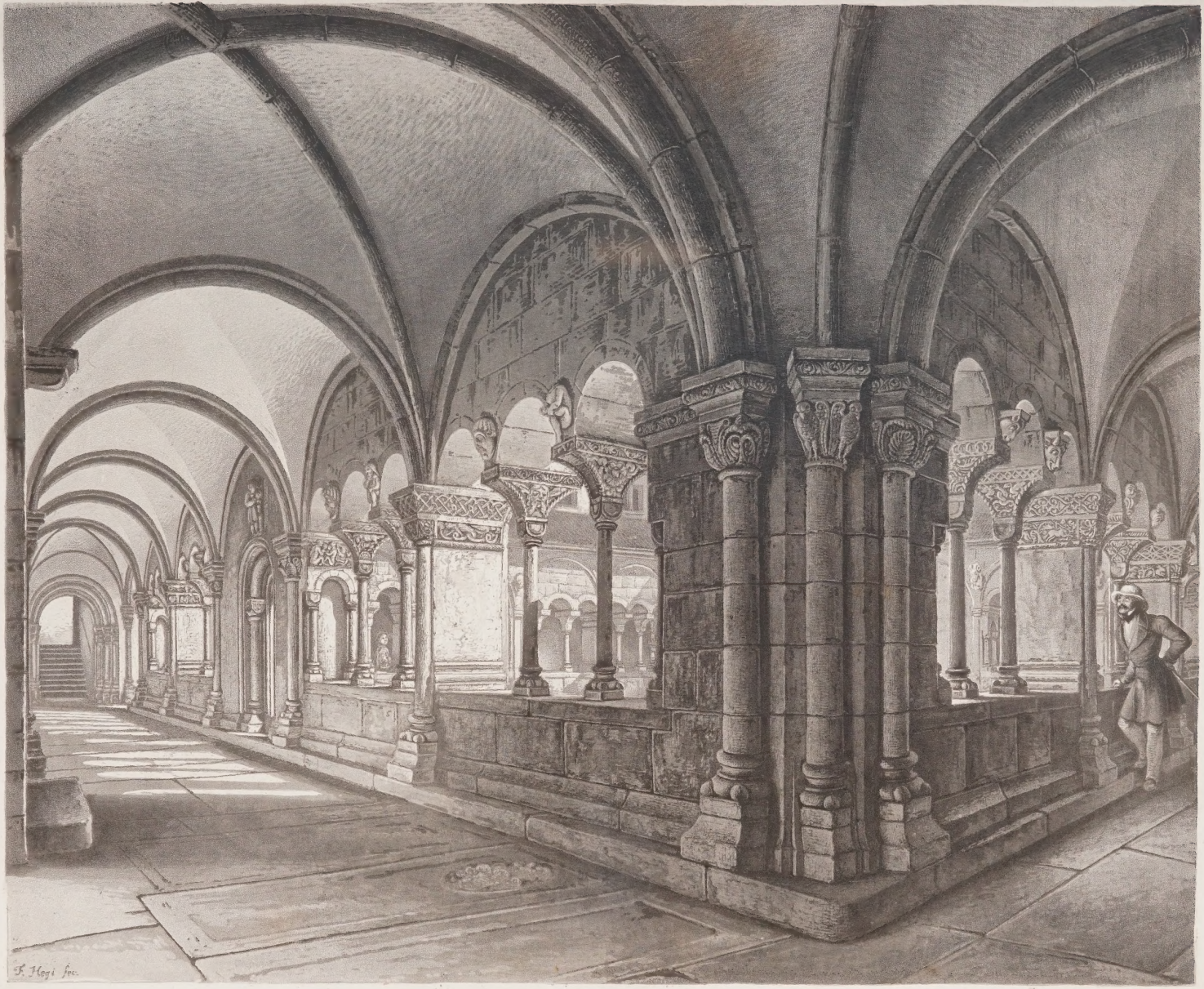
tendsten Ornamente haben, so wie auch die Sculptur in der linken Ecke beim Ausgange gegen Süden noch sehr plump und roh ist [34]; weit ausgearbeiteter zeigt sich dagegen die südwestliche, am meisten aber die nördliche Seite. Diese ist nämlich unter allen die zierlichste und ornamentreichste, auf welche der meiste Fleiss verwendet worden; wahrscheinlich weil sie die besuchteste Seite war, da sie von der Kirchgasse her unmittelbar in den Chor führte, dessen Eingang sammt den beiden nebenstehenden ebenfalls durch einen Mittelpfeiler verbundenen Rundbogen in gleichem Style, nur grossartiger noch, aufgeführt [35] und womit das ganze Bauwerk geschlossen ist.

Möge denn Zürich sich's zur Ehre rechnen, dieses von allen Kennern ungemein geschätzte Baudenkmal aus ältester Zeit fortwährend sorgfältig zu erhalten!

---

34) Siehe Tafel XII. fig. 1.

35) Siehe Tafel XIII., welche die sämmtlichen Sculpturen am Choreingange enthält.


F. Hogi fec.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

8.

7.

9.

2 Fuß fr. M.

F. HEGI.

1.

2.

3.

4.

5.

7.

6.

8.

F. HEGI. fec.

1.

2.

3.

4.

5.

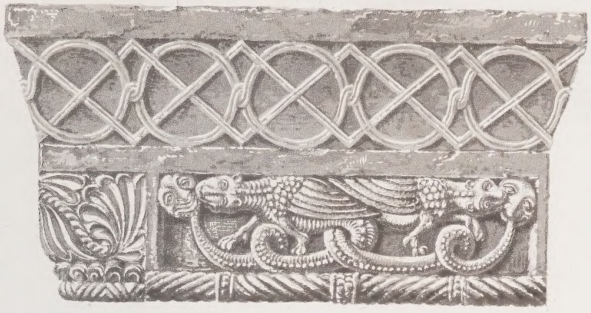
6.

8.

7.

9.

1.



2.

3.

4.

5.

7.

6.

8.

F. Hegi fec.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

8.

7.

9.

9.

1.

10.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

F. Hegi

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

T. Hogi.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

F. Hegi fec.

F.° Hegi sec

T. Kagi

1.

5.

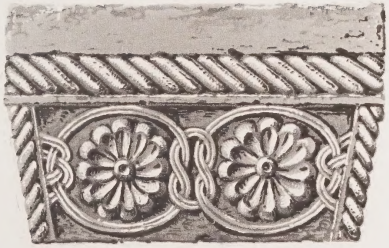
10.

9.

3.

4.

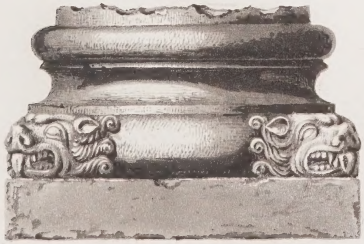
6.



7.

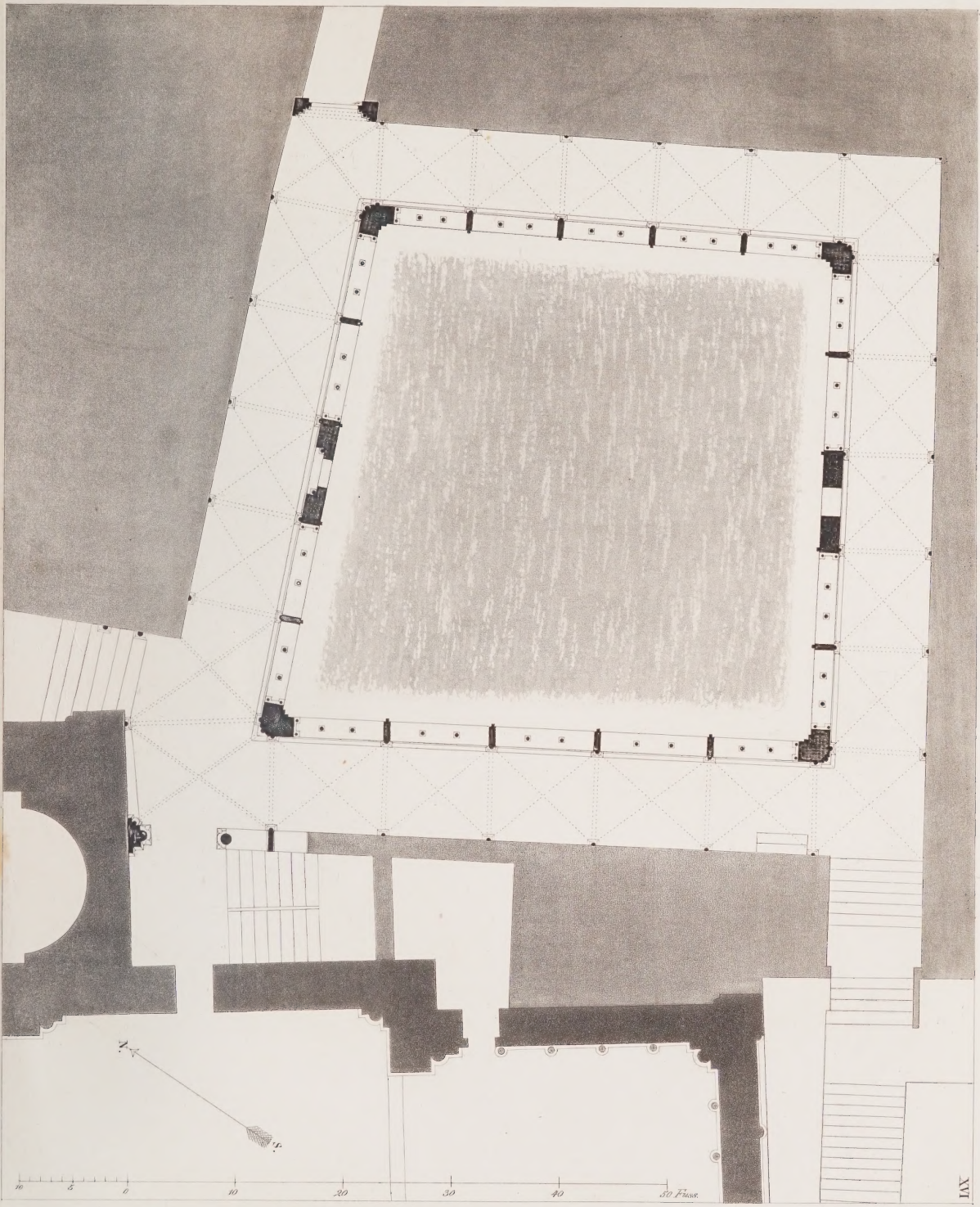
8.

2.



F.Hegi.

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.


10 5 0 10 20 30 40 50 Fuss.

Fr. M

Die

ältesten Münzen von Zürich

oder

Zürichs Münzgeschichte im Mittelalter.

Von

Dr. H. Meyer,

Director des Münzkabinets.

Mit zwei Münztafeln.

Zürich,

bei Meyer und Zeller,

(ehemals Ziegler und Söhne.)

1840.

Gedruckt bei J. J. Ulrich.

Vorwort.

Der Freund der Numismatik will nicht bloss glänzende Schätze von Gold und Silber aufhäufen und an den seltensten Münzen aller Zeiten und Völker sich erfreuen, sondern er wünscht auch aus dem Spiegel des Geldes, welches ein Volk in Handel und Wandel gebrauchte, das Leben und Wesen desselben während der ganzen Dauer seiner staatlichen Verhältnisse zu erforschen und kennen zu lernen. Und dass es möglich sei, die Eigenthümlichkeit der Völker in mancherlei Richtung durch ihre Münzen zu erkennen, davon mag sich jeder, der Gelegenheit hatte, Sammlungen antiker und mittelalterlicher Münzen zu sehen, leicht überzeugen. Sie sind einander fürwahr ebenso unähnlich als die Produkte der Natur in den verschiedenen Welttheilen. Und wer erkennt nicht bei der Betrachtung derselben schnell den grossen Unterschied zwischen dem Alterthum und dem Mittelalter? Wer bemerkt nicht, dass ganz andere Völker, andere Staatseinrichtungen, andere Sitten in beiden Perioden herrschen, kurz dass alle Verhältnisse des Lebens im Mittelalter anders geworden sind?

Die Münzen der griechischen Staaten haben theils mythologische Typen, theils solche, in welchen der festliche Glanz des Nationallebens sich zeigt; über alle aber hat die Kunst ihren Zauber ausgegossen, und sie gehören zu den schönsten Kunstwerken, die aus dem Alterthum gerettet sind.

Das römische Geld hat von Anfang bis zu Ende einen rein historischen Charakter und wir können die Reihenfolge römischer Münzen zugleich die vollständigste Geschichte dieses Staates nennen. Während der Dauer der Republik bildeten die Familienmünzen das kurrente Geld, und durch dieselben wurden die berühmtesten Römer, die theils als Beamtete in den verschiedenen Wirkungskreisen des Staatslebens, theils als Feldherren Grosses geleistet hatten, verewigt und die merkwürdigsten Thaten im Andenken der Mitwelt und Nachwelt erhalten. Unter den Kaisern behielt dasselbe diesen geschichtlichen grossartigen Charakter und die meisten Typen hatten den Zweck, die wichtigsten Thaten und Unternehmungen des Kaisers in Krieg und Frieden, besonders aber die glänzenden Siege und Triumphe der ganzen Nation zu verherrlichen. Die äussere Ausstattung war überdiess reich und die Kunst erhöhte den materiellen Werth, bis unter dem Kaiser Commodus der Verfall des Reiches einbrach, die angestammte Würde des römischen Volkes vernichtet und der blühende Bestand der Wissenschaften und Künste zerstört wurde.

Wie ganz anders erscheint eine Sammlung von Münzen des Mittelalters! Sie zerfallen in weltliche und geistliche; an der Spitze der erstern stehen die kaiserlichen, an der Spitze der andern die päpstlichen. Aber daneben, welche Menge von Münzstätten, welch zahlloses Heer geistlicher und weltlicher Münzherren! Denn nicht nur jeder König, Herzog, Graf, sondern auch beinahe jeder Bischof, Abt oder Aebtissinn, beinahe jede Stadt und jeder Reichsmarkt erwarben durch die Gnade oder Schwäche der Kaiser ein Münzrecht und schlugen besondere Münze. Gänzlicher Mangel an Einheit zeigt sich also auch in diesem Gebiete gleichwie in den übrigen politischen Verhältnissen der Staaten im Mittelalter. Anders war es im Alterthum, wo nur einerlei Geld für das ganze grosse Römerreich existirte, das vom Kaiser und Senat zu Rom ausschliessend vorgeschrieben und ausgeprägt wurde. Die Typen erhielten daher im Mittelalter keinen allgemeinen, historischen oder nationalen, sondern den vorherrschend geistlichen Charakter des Zeitalters oder beziehen sich nur auf das Einzelne und sind ganz persönlich geworden. Die schlechte Beschaffenheit und Zerbrechlichkeit, welche den Münzen des Mittelalters eigenthümlich ist, beweist ferner, dass sie weder auf lange Dauer berechnet waren noch zu grossem ausgedehntem Handelsverkehr dienten. Denn was die Dauer des damaligen Geldes betrifft, so war es Sitte, dass, so oft neue Münze geschlagen wurde, die alte verboten und ausser Kurs gesetzt ward. Und aus keiner andern Ursache entstand das Sprichwort, verhasst wie die alte Münze.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich für die Vergleichung mit dem antiken Gelde zweierlei; erstens, dass die Münzen des Mittelalters nothwendig weit seltener sind als die antiken (ungeachtet die letzteren ein höheres Alter haben), weil jeder neue Münzschlag den frühern grossen Theils vernichtete, und zweitens, dass im Alterthum eine weit grössere Masse Geldes zu gleicher Zeit vorhanden war, weil das ältere Geld neben dem neu hinzukommenden Jahrhunderte hindurch gleiche Währung und vollen Kurs behielt, und nur allmälig und unmerklich durch Einschmelzen verringert wurde.

Ferner hatte das Geld im Mittelalter keinen ausgedehnten Kurs, und selbst dasjenige, welches der Kaiser schlug, behielt gleich dem der übrigen Münzstätten einen gewissen lokalen Charakter. Es war nämlich mit jedem Münzrecht, das vom Kaiser verliehen wurde, zugleich auch die Ausscheidung eines Münzbannes verbunden, innerhalb welchem das Geld der neuen Münzstätte allein gültig, dasjenige aller übrigen Münzkreise verboten sein sollte. Je mehr Münzstätten errichtet wurden, desto kleiner waren die Münzdistricte, und so kann es nicht befremden, dass das Münzrecht mehrerer Städte auf den engen Umkreis ihrer Mauern eingeschränkt war. Diess war z. B. in Köln und Zofingen der Fall, indem in der erstern Stadt sogar zwei Münzrechte unabhängig neben einander bestanden, das bischöfliche und das städtische, von denen das letztere nur auf den Verkehr innerhalb der Stadtmauern angewiesen war, während die bischöflichen Münzen bloss ausserhalb der Stadt gesetzlich waren, und nicht in dieselbe gebracht werden durften, ohne Schlagschatz und Wechsel zu bezahlen. Wie ganz anders im Alterthum! Das römische Geld diente dem Verkehr des ganzen Reiches, welches drei Welttheile umfasste. Die gleichen Geldsorten, der gleiche Münzfuss herrschte in Europa, Asia und Africa. Selbst in der neuern Zeit, wo doch der Welthandel die verschiedenen Theile der Erde weit enger verbindet als im Alterthum je geahnt werden konnte, und wo daher das Bedürfniss nach allgemein gültigem Gelde weit stärker und dringender sein sollte, gibt es dennoch kein so universelles Geld als das römische gewesen war.

Endlich lernen wir aus den Münzen des Mittelalters auch den damaligen Zustand der Kunst kennen, und es lässt sich bemerken, dass dieselbe ganz anders geworden ist als im Alterthum, dass nämlich das innere Wesen des Mittelalters auch in ihrem Gebiete eine ganz eigenthümliche Richtung und Entwickelung hervorgebracht habe, so dass bei der Beurtheilung ihrer Leistungen ein ganz anderer Massstab angelegt werden muss als bei antiken Kunstwerken.

Im Alterthum ist das Ganze gross und bedeutend, im Mittelalter dagegen ist es das Einzelne, was Grosses wirkt und schafft. In diesen Zeiten hat manche kleine Stadt durch Muth und Glück solche Macht und Ansehen erlangt, dass ihre Geschichte diejenige grösserer Städte weit übertrifft. So nimmt auch Zürich im Mittelalter eine weit bedeutendere Stellung ein als viele andere Städte, und es mag sich wohl der Mühe lohnen, selbst die Münzgeschichte der Fraumünsterabtei oder der Abtei von St. Felix und Regula näher kennen zu lernen, besonders da die Reihenfolge ihrer Bracteaten ziemlich ununterbrochen vor uns liegt. Unter den übrigen benachbarten Städten kann nur Basel und Constanz eine ähnliche Reihe von Münzen, ausgezeichnet durch Mannigfaltigkeit der Typen, aufweisen, die übrigen dagegen, wie St. Gallen, Chur, Solothurn, Bern, Schaffhausen, Luzern, Zug, bieten beinahe immer einerlei Gepräge in ihren Bracteaten dar und es lassen sich nicht verschiedene Epochen der Münzgeschichte, wie diess bei der Zürcherischen der Fall ist, unterscheiden.

In der vorliegenden Darstellung mussten besonders zwei Vorurtheile, die über diesen Gegenstand zu herrschen scheinen, bekämpft und widerlegt werden, nämlich, dass die Fraumünsterabtei schon bei ihrer Stiftung im neunten Jahrhundert das Münzrecht erhalten, und zweitens, dass ausserdem auch die Stadt Zürich ebenfalls seit der ältesten Zeit ein solches besessen habe. In Beziehung nun auf das erstere Vorurtheil konnte bewiesen werden, dass es unmöglich war, dass die Abtei dieses Recht vor dem eilften Jahrhundert erlangte. Denn alle, welche glauben, dass sie schon früher Bracteaten geschlagen habe, verkennen den Ursprung dieser Geldsorte und versetzen dieselbe in Zeiten, in denen sie noch nicht vorhanden war; denn es ist (wie aus der Untersuchung selbst hervorgehen wird) hinlänglich gezeigt worden, dass die Bracteaten überhaupt nicht vor dem eilften Jahrhundert gefunden werden. Durch diese Thatsache konnte demnach die Meinung, dass schon in neunten Jahrhundert der Bracteatenstempel der Aebtissinn verliehen worden sei, widerlegt werden, und die Untersuchung hatte eine sichere Grundlage gewonnen.

Und was das zweite Vorurtheil betrifft, dass nämlich nicht bloss von der Abtei, sondern auch von der Stadt Zürich seit den ältesten Zeiten Münzen geprägt worden seien, so konnte gezeigt werden, dass diess auf irrigen Vorstellungen beruht, und dass die Stadt Zürich vor dem fünfzehnten Jahrhundert weder ein Münzrecht besessen noch ausgeübt habe.

Die älteste Nachricht, die von Zürich uns Kunde gibt, steht auf einem Grabstein des zweiten Jahrhunderts nach Chr., den ein römischer Beamteter seinem geliebten Sohne in Zürich auf dem jetzigen Lindenhofe errichtete[1]). Damals nämlich gehörte die Schweiz zu einer römischen Provinz, welche *Gallia Belgica* hiess, und Zürich (*Statio Turicensis* lautet der Name auf der Inschrift) war der Sitz eines kaiserlichen Zollpräfecten. Die übrigen Verhältnisse des Ortes kennen wir nicht genauer, ungeachtet wir aus den mancherlei Alterthümern und dem zahlreichen römischen Gelde, das sowohl in der Stadt als in der nächsten Umgebung gefunden wurde, schliessen dürfen, dass derselbe nicht ganz unbedeutend gewesen sei, und dass schon damals durch die günstige Lage Handel und Verkehr hier entstand und aufblühte. Diess hatte zur Folge, dass auch im Mittelalter unter ganz veränderten Verhältnissen Zürich eine bedeutende Stellung einnahm. Denn als nach dem Untergang des römischen Reiches erst die alemannischen, dann die fränkischen und nachher die deutschen Könige die Schweiz erobert hatten, war Zürich fortdauernd eine Pfalz *(palatium regis)*, wo die Könige wohnten, wenn sie diesen Theil ihrer Länder besuchten, und wo ein Beamteter die Einkünfte der königlichen Güter und die übrigen Gefälle und Regalien verwaltete. Der damalige Name des Ortes, wie derselbe in lateinischen Urkunden des neunten Jahrhunderts und späterhin gefunden wird, war *Turegum*.

Wenn es nun ganz unzweifelhaft ist, dass das römische Geld, welches hier gefunden wird, nicht in Zürich selbst geschlagen wurde (denn in der ganzen Schweiz war keine römische Münzstätte, und die *Notitia utriusque imperii* [Cap. 37] lehrt, dass es in Gallien überhaupt nur drei Städte gab, nämlich Lyon, Arles und Trier, in welchen die römische Regierung Geld prägen liess): so verhält es sich dagegen anders mit dem Gelde des Mittelalters, das in Zürich ebenfalls nicht selten in ziemlicher Menge aus der Erde hervorgegraben wird. Dieses wurde nicht anderswo geprägt, wie entweder die Aufschrift oder andere Thatsachen beweisen. Was nämlich die Auffindung solcher Münzen betrifft, so ist bekannt, dass namentlich im Jahr 1694 beim Niederreissen des alten Rathhauses der Stadt in den Fundamenten desselben und im J. 1790 beim Oberdorfthor mehrere hundert Bracteaten, ferner im J. 1713 und 1732 in Wetzikon bei Vergrösserung der Kirche, im J. 1740 bei Hegnau, im J. 1690 im Gyrenbad, im J. 1770 zu Zell, im J. 1743 in Hurden bei Rapperschweil und im J. 1777 zu Dettingen an der Aare etwa 5000 Stücke (wofern man dieser Angabe Glauben schenken darf) entdeckt wurden. Diese Ortschaften lagen sämmtlich im Zürcherischen

1) S. meine Abhandlung „Ueber eine römische Inschrift, worin Zürich *statio quadragesimae Galliarum* genannt wird" im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften. 1838. 2. B. 1. H. S. 64—76.

Münzbann, von dessen Grenzen wir nachher sprechen werden, und dieser Umstand beweist, dass die daselbst aufgefundenen Bracteaten keine andern als Zürcherische sein können, gemäss dem Grundsatz, der bei mittelalterlichen Münzen sich als gültig bewiesen hat, dass alle Localmünzen, die innerhalb eines bestimmten Münzdistrictes entdeckt werden, auch in demselben geprägt sind. Denn es finden sich nur selten Stücke anderer Münzkreise anderswo als in ihrer Heimath. Aus diesen und andern Funden haben sich allmälig drei Sammlungen in Zürich gebildet: 1) diejenige der Stadtbibliothek, 2) die Sammlung von Herr Schinz-Hirzel, welche die bedeutendste ist, und 3) die von Herr Landolt. Auch sind bereits zwei kleine Schriften vorhanden, welche sich mit der Erklärung der Zürcherischen Bracteaten beschäftigen. Die erste lautet: *Davidis Hottingeri Numi bracteati Tigurini, Tiguri* 1702. 4., oder im *Museum Helveticum Particula XV., Turici* 1750. 8., und gewährt beim jetzigen Standpunkt der Bracteatenkunde nur sehr geringe Belehrung; die zweite ist Ziegler's Nachricht von denen im Brachmonat anno 1740 bei Hegnau gefundenen Blechpfennigen, in Vermischte Sammlungen alter und neuer Merkwürdigkeiten, 5tes Stück, Zürich 1742, und hält sich grossentheils an die Sätze und Behauptungen der vorhergehenden. Eine dritte und zwar weit die vorzüglichste Schrift ist nur in Manuscript vorhanden und verfasst von Johann Heinrich Schinz, bekannt als Schriftsteller durch den trefflichen Versuch einer Geschichte der Handelschaft der Stadt und Landschaft Zürich. Zürich 1763. 8. Er wollte Zürich's Münzgeschichte von den ältesten Zeiten herab bis in's neunzehnte Jahrhundert schildern und alle Veränderungen und Verirrungen des Münzfusses sowohl im Zürcherischen als im eidgenössischen Münzwesen darstellen und beleuchten. Und da er nicht bloss mit dem historischen Gang der Sache, sondern auch mit der practischen Seite des Münzwesens bekannt und vertraut war, so ist es sehr zu bedauern, dass diese Arbeit nicht zum Druck vollendet wurde. Wie viele treffliche Ideen dieselbe enthalte, davon hatte ich Gelegenheit, mich vollständig zu überzeugen, da mir dieselbe von dem jetzigen Besitzer, Herr Schinz-Hirzel, auf die verdankenswertheste Weise zur Benützung mitgetheilt wurde. In Vielem wurden meine Kenntnisse bereichert, manche Vermuthungen bestätigt oder widerlegt und nach solcher Vorarbeit war es leicht, die Sache weiter zu fördern.

Die Einleitung, welche ich der Beschreibung der einzelnen Münzen vorausgeschickt habe, enthält einige kurze Andeutungen über die Geschichte der von den Kaisern und Herzogen zu Zürich geprägten Denare, sowie über das Münzrecht der Fraumünsterabtei. Ich hätte ausführlicher darüber sprechen können: allein das Eine war zu bekannt, um dasselbe zu erwähnen, das Andere war zu unbekannt und zu ungewiss, als dass ich hätte hoffen dürfen, durch eine lange Reihe von Zweifeln und Vermuthungen die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln.

Wenn es sich gleich nicht durch Urkunden beweisen lässt, dass bereits unter Karl dem Grossen (wie David Hottinger behauptete) oder unter Karl dem Dicken (wie Andere annehmen) in der königlichen Pfalz zu Zürich Geld geschlagen wurde, so ist doch nicht zu läugnen, dass dieser Ort schon früh Zollrecht, Marktrecht und eine Münzstätte besessen habe und dass ein nicht unbedeutender Münzbann mit derselben verbunden war. Es fehlt uns zwar die Angabe des Jahres, in welchem zum ersten Mal die Münzstätte in Thätigkeit gesetzt wurde, allein es lässt sich ohne Bedenken behaupten, dass dieses vor dem zehnten Jahrhundert geschah, in welches das älteste Zeugniss, welches hierüber

vorhanden ist, fällt: denn es ist ja bekannt, dass die Pfalzstädte ausschliessend die Münzstätten der Könige und Kaiser waren. Und wenn es auch bezweifelt werden sollte, dass in allen Pfalzstädten Geld geschlagen wurde, weil die äussere Lage eines Ortes für Handel und Verkehr mehr oder weniger günstig und daher das Geldbedürfniss an dem einen weit grösser und dringender als an dem andern war, so befand sich dagegen Zürich in der vortheilhaftesten Lage und schon die Römer hatten hier als an einem Hauptpass zwischen Italien, Rhätien und Gallien ein Ober-Zollamt errichtet. Schinz glaubte, dass namentlich durch den Kaiser Tiberius der Ort bedeutend geworden sei; denn er vermuthete, Zürich sei derjenige Punct, der auf der Karte des Ptolemaeus mit *Forum Tiberii* bezeichnet ist. Wir würden auf solche Weise einen Doppelnamen erhalten, den Landesnamen und einen römischen, auf ähnliche Weise wie Nyon sowohl *Noviodunum* als *Colonia Julia Equestris* und Avenche bald *Aventicum* bald *Colonia Pia Flavia* heisst. Indessen bleibt diese Vermuthung immerhin unsicher und unzuverlässig, da weder aus der Karte des genannten Geographen noch aus andern Umständen sich etwas Bestimmtes hierüber ermitteln lässt, und so mag wohl noch fernerhin jenes *Forum Tiberii* ein Spielball der Geographen bleiben.

Das älteste Zeugniss über die Münzstätte von Zürich befindet sich in einer Urkunde des Kaisers Otto I. vom Jahr 972, in welcher er den Mönchen von Einsiedeln (deren Kloster nicht lange vorher gestiftet worden war) ein Privilegium ertheilt, durch welches sie von der Entrichtung des Zolles in Zürich und dem dortigen Münzzwang befreit wurden. Die Worte lauten: *Telonium in Turego civitate et nummos iuxta morem monetae persolvendos, non ulterius persolvendum perdonavit*[2]). Diess Privilegium bestätigte von Neuem Otto III. im Jahr 984: *Otto avus noster concessit ac dedit, ut nullus publicus exactor de familia aut servitoribus praescriptae ecclesiae sive abbatis* (von Einsiedeln) *successorumve eius telonium a quocunque negocio vel percussuram monetae in loco Turegum nuncupato exigat*[3]). Einsiedeln lag nämlich im Münzbann von Zürich, erhielt aber das Vorrecht, nicht an Zürchermünz und Währung gebunden zu sein, und scheint daher von nun an ein eignes Münzrecht besessen und ausgeübt zu haben, das wir indessen nicht näher kennen, da alle Angaben hierüber fehlen. Ein ferneres Zeugniss über das Dasein einer Münzstätte in Zürich ist in einer Urkunde des Kaiser Otto III. vom Jahr 999, in welcher der Reichsmarkt von Zürich erwähnt wird, enthalten, und zwar deswegen, weil jeder Reichsmarkt mit Münzrecht und Zollstätte ausgestattet war, und wir sehen zugleich daraus, dass der Markt zu Zürich ein gewisses Ansehen genoss, da die Gesetze und Rechte desselben bei Stiftung anderer zum Vorbild genommen wurden. Denn als dieser Kaiser dem Ort Villingen im Schwarzwald die Erlaubniss ertheilte, einen Reichsmarkt sammt Münz- und Zollstätte zu errichten *(publicum faciendi et construendi mercatum cum moneta, teloneo et totius reipublicae banno)*, so unterwarf er den Störer der Marktfreiheit der gleichen Strafe, welche den treffen würde, der den Markt zu Constanz oder Zürich stören würde *(qualem ille componeret debitor, qui illum mercatum Constantiae aut illum Thuregi aliqua temeritate frangeret sive contaminaret)*[4]). Das Münzrecht gehörte dem Kaiser das ganze zehnte Jahrhundert hindurch und ward zu den Regalien gezählt, die durch den kaiserlichen Fiscus verwaltet wurden. Er pflegte dasselbe den

2) Neugart *Cod. Diplomat. Aleman.* N. 766.

3) Neugart N. 781. Hartmann *Annal. Einsiedlens.* S. 82. 96. 104.

4) Schöpflin *Hist. Zaringo Badensis t. V. n.* 7.

Herzogen von Alemannien zu verleihen, wie sich daraus ergibt, dass auf ihren Denaren meistens der Name des Kaisers voransteht. Diess haben indess nicht alle gethan, sondern auf mehrern fehlt derselbe und es geschah diess besonders von denjenigen Herzogen, welche gegen den Kaiser auftraten und ihre Unabhängigkeit zu behaupten strebten. Aus den vorhandenen Münzen lässt sich nun beweisen, dass mehrere Kaiser und Herzoge von Schwaben im zehnten Jahrhundert in Zürich Geld prägten, und es ist wahrscheinlich, dass die letztern den ganzen Geldbedarf im Zürichgau bis ins eilfte Jahrhundert ausmünzen liessen oder bis zu dem Zeitpunct, da die Aebtissinn mit dem Münzrecht und dem Pfennigstempel belehnt wurde. Ob aber die Kaiser und Herzoge auch noch in der Folgezeit das Münzregal in Zürich ausgeübt haben, lässt sich nicht genau ermitteln, indessen scheint es eher glaublich, dass diess nicht mehr oder nur selten geschehen sei, besonders wenn man die spätern politischen Verhältnisse zwischen den Kaisern und der Stadt Zürich sorgfältig ins Auge fasst. Zudem ist es überhaupt bekannt, dass auch in Deutschland die Kaiser immer seltener Geld schlugen, je mehr andere Münzstätten errichtet wurden.

Wir gehen nun zu dem Münzrecht über, welches die Fraumünsterabtei oder das fürstliche Damenstift zu St. Felix und Regula im Mittelalter erhalten und bis zu ihrer Aufhebung im Jahr 1524 ausgeübt hatte. Die Geschichte desselben ist sehr schwierig, weil die wichtigsten Urkunden, die hierauf Bezug haben, fehlen, und es sind ganz entgegengesetzte Ansichten über das Alter desselben von mehrern Schriftstellern aufgestellt worden[5]).

Und es wäre unmöglich gewesen, hierüber ins Klare zu kommen, wenn nicht die neusten Fortschritte der Numismatik uns den wahren Weg gezeigt hätten. Da nämlich die Aebtissinn keine andere Geldsorte je geprägt hat als Bracteaten, so konnten die Resultate der Bracteatenkunde, welche in neuster Zeit durch Mader und andere Gelehrte gewonnen wurden, auch auf die vorliegende Untersuchung angewendet und der Streit über das Alter dieses Münzrechtes entschieden werden.

Welche Aebtissinn zuerst vom Kaiser mit dem Münzrecht belehnt worden sei, ist ungewiss, und nur so viel ist sicher, dass dasselbe nicht von dem Stifter der Abtei, König Ludwig dem Deutschen, im Jahr 853 hergeleitet werden kann. Die Stiftungsurkunde nämlich[6]) gedenkt mit keinem Worte dieses Regals und konnte es auch nicht, weil es eben damals noch keine Bracteaten gab: denn die Behauptung von David Hottinger in der oben angeführten Schrift, dass Karl der Grosse dieselben zuerst erfunden habe, ist falsch, und es ist vielmehr durch neuere Numismatiker bewiesen worden, dass sie nicht vor dem eilften Jahrhundert in Deutschland bekannt waren[7]). Zudem lehrt die Geschichte, dass überhaupt im deutschen Reiche erst im zehnten und eilften Jahrhundert Abteien und Bischöfe Münzprivilegien erhielten. Indessen lässt sich nicht läugnen, dass in späterer Zeit die Abtei von Zürich behauptete, sie habe Zoll- und Münzrecht vom Stifter König Ludwig erhalten: denn es ist noch eine alte

5) Man sehe hierüber eine Abhandlung in den Beiträgen zu Lauffers Historie der Eidgenossen, Zürich 1739, 1. Th. S. 136; ferner J. H. Ott, vom alten Staatsrecht der Stadt Zürich in dem 3ten Theile der neuesten Sammlungen vermischter Schriften S. 360 ff. Zürich 1737.

6) Bei Neugart n. 349. oder vollständiger in Bluntschli's Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich, Th. 1. S. 477.

7) Beyschlag, Münzgeschichte von Augsburg, S. 16. Lelewel, *Numismatique du moyen âge. T. 3. p.* 303. Götz, Deutschlands Kaiser-Münzen, S. 76.

Zollrolle vorhanden[8]), welche mit den Worten anfängt: *Ludovicus rex, fundator huius monasterii, constituit dari theloneum nostro monasterio in hunc modum.* Und auch andere Verhandlungen vom Jahr 1210 schreiben ihm Verordnungen zu, an die er gewiss nie gedacht hat. Ich kann daher der Ansicht von Ott in dem oben angeführten Buche nicht beistimmen, wenn er behauptet, es sei ganz gewiss, dass König Ludwig das Münzregal seinen Töchtern als den beiden ersten Aebtissinnen geschenkt habe. Diese Belehnung fällt vielmehr wahrscheinlich ins eilfte Jahrhundert. Dass nämlich schon vor dem Jahr 1153 die Abtei im Besitz desselben war, zeigt eine Urkunde dieses Jahres[9]), welche unter ihren Ministerialen als Bürger von Zürich den *Henricus Tribunus*, *Rudolfus Monetarius*, *Rudolfus Telonearius* und *Rudolfus Decimarius* nennt, und aus welcher demnach hervorgeht, dass bereits damals der Schultheiss, der Münzmeister, Zoller und Zehntenmann Beamtete der Abtei gewesen seien. Und es ist wahrscheinlich, dass sie das Münzrecht erhalten hatte, bereits bevor Herzog Berthold von Zähringen vom Kaiser Friedrich I. mit der Reichsvogtei über Zürich und mit der Kastvogtei der Abtei belehnt wurde, was im Jahr 1103 geschah; denn sonst hätte er gewiss auch dieses Recht mit den übrigen Regalien bekommen. Schinz setzt die Ernennung des Herzogs von Zähringen zum Reichsvogt in das Jahr 1103 und weicht hierin von andern Geschichtschreibern ab[10]). Wir halten es daher für wahrscheinlich, dass das Münzrecht der Abtei im eilften Jahrhundert und zwar in der Mitte desselben begonnen habe. Denn da in den unglücklichen Zeiten von Heinrich IV. Zürich immer zur Partei seiner Gegner, Rudolf von Rheinfelden und seines Sohnes Bertold, und Berthold von Zähringen hielt, so konnte der Kaiser daselbst in den Verhältnissen nichts ändern, hingegen waren die Umstände unter Heinrich III. sehr günstig, der vom Jahr 1039 bis 1056 regierte, sich oft zu Zürich aufhielt und der Geistlichkeit überhaupt sehr gewogen war. So z. B. wissen wir aus den Zeugnissen seiner Nachfolger, Heinrichs IV. und Lothars, dass das Chorherrenstift zu Zürich ihm Manches verdankte, und ebenso das Damenstift zu Schännis am 30. Jenner 1045 huldreich beschenkt wurde[11]). Schinz glaubte daher, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Vermuthung äussern zu können, dass Kaiser Heinrich III. zuerst der Aebtissinn das Münzrecht geschenkt habe. Und wenn sich auch behaupten liesse, dass die angeführten Thatsachen noch nicht hinreichen, um diese Vermuthung völlig zu beweisen, so lässt sich von anderer Seite her noch ein neuer Umstand anführen, der die gleiche Ansicht zu unterstützen im Stande ist. Die Belehnung der Abtei mit dem Bracteatenstempel kann nämlich nicht früher Statt gefunden haben, weil überhaupt erst im eilften und zwölften Jahrhundert

8) Hottinger *Specul. Tigur. p.* 250.

9) *Documenta Abbatiss. t.* 1. *p.* 170. Bluntschli's Rechtsgeschichte, Th. 1. S. 145.

10) Er sagt nämlich hierüber: Da Otto von Freysingen *De rebus gestis Friderici I.* nicht einmal weiss, ob diese Verhandlungen mit Heinrich IV. oder V. geführt wurden, so haben die spätern Geschichtschreiber bald das Jahr 1081, bald 1094, 1097 oder 1098 angegeben. (Bluntschli, Rechtsgeschichte, Th. 1. S. 120, setzt das Jahr 1096.) Das ist aber irrig und wird dadurch vollständig widerlegt, dass *Bertholdus Presbyter Constanciensis*, der über die damalige Zeit und mitten im Getümmel so umständlich schrieb, und mit dem Jahr 1100 endigt, dieses Verkommnisses mit keinem Worte gedenkt, sondern der Reichsfrieden erfolgte auf 3 Königentag zu Mainz 1103, nachdem Bertold und Welf die päbstliche Partei verlassen, seinen Bruder Bischof Gebhard von Constanz verstossen und Arnold eingesetzt hat: was zu den zwei Briefen Pabst Paschal's vom 10. Febr. 1103 Anlass gab, die Neugart n. 830 und 831 abgedruckt hat.

11) Hergot *Genealogia Habspurgica n.* 177.

die Periode der Bracteaten beginnt, und vor dieser Zeit dieselben nicht bekannt waren. Auch aus dem Vorhandensein der Halbbracteaten, welche ich für die erste Münze halte, die aus der neuen Officin der Abtei hervorging, kann wiederum bewiesen werden, dass gerade in jenem Zeitalter die Abtei zu münzen begann. Denn es ist bekannt, dass die Halbbracteaten um die Mitte des eilften Jahrhunderts ihren Anfang nahmen und nur bis gegen Ende des zwölften gebraucht wurden und dass von da an die eigentlichen Bracteaten vorkommen.

So viel über die Entstehung dieses Münzrechtes, nun bleibt uns übrig, von der Beschaffenheit und der Verwaltung desselben zu sprechen. Vor Allem muss bemerkt werden, dass dasselbe nicht die Befugniss enthielt, alle Sorten von Geld zu prägen. Denn sowie die römischen Kaiser das Recht, Gold- und Silbergeld schlagen zu lassen, ausschliessend sich selbst vorbehielten und nur die Ausmünzung des Kupfergeldes dem Senat übergaben [12]), so hatten auch die deutschen Kaiser meist die Prägung der schweren Sorten dem Reiche vorbehalten, und ertheilten den Abteien, Bischöfen und Städten gewöhnlich nur den sogenannten Pfennig- oder Bracteatenstempel, d. h. die Befugniss, die kleineren Sorten, die für den Lokalverkehr hinreichten, zu prägen, wie z. B. der Kaiser zu Frankfurt grosses, die Stadt selbst nur kleines Geld schlug [13]). So münzten die Kaiser und Herzoge zu Zürich die grössern Silbersorten, die Aebtissinn die verschiedenen Arten der Bracteaten, die mehrern und mindern Pfennige, Pfennige und Hälblinge, Angster und Haller. Damals war dieses Privilegium, welches heutzutage wenig Gewinn bringen würde, sehr bedeutend, da wenig Grosshandel existirte und Geldarmuth alle Völker im Mittelalter, besonders aber die Schweiz und Deutschland drückte, so dass die kleinen Geldsorten beinahe das einzige Geld waren, das im täglichen Verkehr circulirte. Das Münzrecht, welches die Aebtissinn besass, war und blieb fortdauernd Lehen vom Reich, und jede Aebtissin wurde vom Kaiser aufs Neue damit belehnt, und es hätte demselben frei gestanden, es wieder zu entziehen: denn es war nicht an die Rechte der Abtei geknüpft, sondern an die Person der Aebtissinn. So verlieh es Kaiser Rudolph derselben persönlich mit dem Scepter nebst andern Regalien, als er im Jahr 1272 in Zürich sich aufhielt, und eben diess haben andere Kaiser anwesend oder abwesend gethan. Sie hatte das Recht, für den ganzen ihr zugehörigen Bezirk Münze zu schlagen und keine andere zu dulden ausser die kaiserlichen groben Sorten. Der Münzfuss, den sie selbst bestimmte, sollte einzig Landeswährung haben und kein anderer daneben angenommen werden. Niemand durfte anderes Geld annehmen und ausgeben, sondern alle fremden Sorten mussten erst auf der Wechselbank der Abtei ausgewechselt und in Zürichmünze umgetauscht werden. Sie hatte anfangs zur Besorgung dieses Geschäftes einen besondern *Monetarius* unter ihren Beamteten; allein diess hörte allmälig auf und sie verpachtete an den Rath zu Zürich den Münzschlag [14]). Diess geschah aber nicht freiwillig, sondern war eine Folge langer und heftiger Streitigkeiten mit der Stadt. Wir sehen nämlich, welcher

12) Eckhel *Prolegomena Doctrinae Num. Vet. T. 1. p. LXXIII.*

13) Pfeffinger *ad Vitriarium III. p. 460. 471.*

14) Oder wie es in den Urkunden steht: *abbatiae monetam seu ius cudendi denarios.* Unter dem Ausdruck *Denarii* werden die Bracteaten oder Zürichpfennige verstanden, welche auch Tremissen und Drittelsdenare genannt werden, weil eben die gewöhnlichste Sorte derselben den dritten Theil eines Denar ausmachten. Auf gleiche Weise wird *denarius* für Bracteat in einer Urkunde vom Jahr 1316 bei Beischlag S. 41 gefunden.

Zwang mit diesem Münzmonopol verbunden war, und es ist leicht zu begreifen, dass die Stadt in ihrem aufblühenden Handel und Verkehr bald das Drückende empfand, was diese Einrichtung nothwendig mit sich führte. Und aus dieser Ursache ist vornehmlich der Anfang der Streitigkeiten mit der Abtei herzuleiten, in denen die Stadt zuletzt die Oberhand gewann. Sie verordnete von nun an den Münzschlag je nach Bedürfniss der politischen und commerciellen Verhältnisse und bestimmte die Grösse desselben, setzte die Währung oder den Münzfuss fest, und wachte darüber, dass keine andere Geldsorte als die ihrige innerhalb des Münzbannes geduldet wurde. Die erste Nachricht, die uns von dem Münzregal der Aebtissinn belehrt, und welche nicht älter ist als vom Jahr 1238, betrifft eben eine solche Verpachtung der Münze an den Rath. Ein ähnlicher Pachtvertrag vom Jahr 1364 ist ebenfalls vorhanden, ausgestellt der Aebtissinn von Rudger Maness Ritter und Bürgermeister, Rath und Zunftmeistern [15]). Die Stadt nämlich, so wie sie überhaupt im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert eine freiere Stellung im Reiche gewann und die bisherigen kaiserlichen Rechte allmälig nicht mehr erfüllte oder an sich riss, so behauptete sie auch gegen die Abtei nicht bloss eine unabhängige Stellung, sondern brachte es dahin, dass dieselbe das Oberaufsichtsrecht über Münze, Markt und Zölle zugestehen und anerkennen musste.

Die Aebtissinn suchte zwar ihr Recht zu schützen und bat den Kaiser um Abhülfe gegen solche Anmassungen. Und so erliess König Konrad IV. eine Verordnung an den Reichsvogt und Rath zu Zürich im Jahr 1242, welche so lautet [16]): *Conradus, divi augusti imperatoris Friderici filius, Dei gratia Romanorum in regem electus, semper augustus et heres regni, Terlin advocato et universis civibus Thuricensibus fidelibus suis gratiam suam et omne bonum. Supplicavit dilecta princeps et fidelis nostra venerabilis Abbatissa Thuricensis, quia in moneta sua, quam tenet a nobis et a culmine imperiali ratione feudi, et in ceteris iuribus suis sibi derogetur in tantum, quod in debitis pensionibus et consuetis sibi et ecclesiae suae persolvendis defectum intolerabilem patiatur. Cum ergo huiusmodi iniuriis et gravaminibus obviare debeamus, mandamus vobis per obtentum gratiae domini et patris nostri ac nostrae, firmiter et districte praecipientes, quatenus in vestro districtu nullos permittatis denarios dari in praeiudicium et gravamen dictae fidelis nostrae ac monetae suae nisi sub cambio competenti. In ceteris quoque iuribus ipsam Abbatissam et ecclesiam suam teneatis in debitis usibus et honorificentiis, ut deinceps in hac parte de vobis non possit habere materiam conquerendi.* Es half nichts. Die aufstrebende Stadt errang im Laufe der Zeit die meisten Rechte, welche der Kaiser sich früher vorbehalten hatte, und so kann es nicht befremden, dass sie endlich im Jahr 1417 ohne Bewilligung aus eigener Machtvollkommenheit das Münzrecht zu gröbern Sorten ausübte. Der letzte Lehensact der Aebtissinn, den wir kennen, ist vom Jahr 1421 und er enthält die bisher ungewohnte Formel: «es hat unser Frau die Aebtissin verhängt, dieselb Münz zu schlahen nach Nutz und Ehren ires Gotteshuses und unser Statt Zürich» welche darum merkwürdig ist, weil wir aus ihr die veränderte Stellung der Stadt zur Abtei deutlich erkennen. Allein sowie die Stadt Zürich um ihres Handels willen die Münze der Abtei ihrer Obergewalt zu unterwerfen suchte, und den unmittelbaren Rechten derselben sich widersetzte, so geschah das Gleiche allmälig von andern Orten, die im Zürcherischen Münzbann einverleibt waren. Eine Reihe von Kämpfen entspann sich hierüber zwischen Zürich und

15) Neugart n. 1151.
16) Neugart n. 931.

den Mitständen, und Zürich war nicht im Stande, die allmälige Zerstörung und Auflösung des Münzbannes zu hindern. Luzern und andere Orte erhielten von den Kaisern eigene Münzrechte und so riss sich ein Theil nach dem andern los [17]). Zürich vertheidigte zwar aufs Eifrigste die Rechte seiner Münzstätte und suchte das Alter derselben selbst durch unglaubwürdige Behauptungen zu beweisen. Denn als die Zürcherischen Abgeordneten im Jahr 1424 gegen die Eidgenossen erklärten, dass sie vor mehr als 500 Jahren, ehe sie in den Bund gekommen, die Münze hergebracht, und solche seitdem in nützlicher Gewähr ungehindert innegehabt und behalten haben: so behaupteten sie offenbar zu viel. Denn erstens besass die Abtei nicht bereits fünf Jahrhunderte hindurch das Münzrecht, sondern etwa vier, und zweitens hatte die Stadt das Oberaufsichtsrecht kaum seit zwei Jahrhunderten sich angemasst. Die Stadt war früher die Dienerinn der Abtei, die Abtei war durch ihre hohe Stellung gleichsam die Herrinn. Als nun allmälig die Lage und Verhältnisse sich veränderten und die Stadt die Vorrechte und Freiheiten der Abtei geschmälert und an sich gerissen hatte, so wollte sie nunmehr alle diese Immunitäten und Vorrechte zum eignen Vortheil verwenden und benutzen und gegen die Eidgenossen geltend machen. Allein in dem gleichen Kampfe, in welchem sie die Abtei überwunden hatte, unterlag sie selbst den Mitständen gegenüber.

Die letzte Aebtissinn Katharina Freyinn von Zimbern wollte im Jahr 1502 einen neuen Versuch wagen, um ihr früheres unbeschränktes Münzrecht wieder zu gewinnen und besonders darauf dringen, dass die Stadt nicht ebenfalls, wie diess bereits geschehen war, Geld schlage: sie suchte desshalb aus ihren Schriften darzuthun, dass nach dem Willen der Kaiser das Münzrecht der Abtei allein gebühre und zustehe. Allein der Rath von Zürich stellte ihr seine Urkunden entgegen, die er im Jahr 1425 vom Kaiser Sigmund und im Jahr 1487 von Maximilian erhalten hatte und welche der Stadt nicht minder als der Abtei jenes Recht zusicherten, und erklärte, dass, wenn die Aebtissinn zu münzen gedenke, er nichts dawider einzuwenden habe; so sie aber der Stadt nicht ein Gleiches gönnen wolle, so schlage er ihr das Recht vor dem Kaiser vor, von dem ihrer beider Freiheit herrühre. Die Aebtissinn konnte nichts ausrichten. Unterdessen begann die Reformation in Zürich, welche zur Folge hatte, dass von der gleichen Aebtissinn im Jahr 1524 die Abtei mit allen noch übrigen Besitzungen und Rechten und namentlich auch mit dem Pfennigstempel dem Magistrat der Stadt übergeben werden musste.

Noch bleibt uns übrig, von dem Münzbezirk zu sprechen, innerhalb welchem der Aebtissinn Münz allein Geltung und Curs hatte, und es ist nicht unwichtig, hiervon eine deutliche und klare Vorstellung zu erhalten: denn aus dem grössern oder kleinern Umfang des Münzbannes ergibt sich zugleich, ob wir dieses Regal für bedeutend und einträglich halten dürfen. Er umfasste den ganzen Zürichgau sowie auch Gebiete des Thurgaues und Aargaues, und es gibt uns hierüber eine alte Urkunde nähern Aufschluss [18]).

Es ist zu wüssen, dass unsers Gotzhuses Zürich Münz gohn sol in allem Zürichgau uf durch Glarus für Wallenstatt uf unz an den grünen Hag [a]), auch

17) Luzern erhielt ein Münzrecht von König Sigmund im Jahr 1418. Die Urkunde steht in Haller's Schweiz. Münzkabinet. I. S. 409. Die Herzoge Albrecht und Lüpold ertheilten a. 1369 der Stadt Baden das Recht, eine Wechselbank anzulegen.

18) Hottinger *Specul. Tigur.* Bluntschli's Rechtsgeschichte, Th. I. S. 127.

sol sie gahn durch alle Waldstatt untz an den Gothardt, aber durch alles Argau unz an die wagenden Studen [b]), aber nid sich ab unz an Hauwenstein [c]) und durch alles Thurgau unz an die Murggen [d]). Dazwüschen sol kein eigne Münz syn dan allein zu Zofingen in der Rinkmur und nit fürbas.

In einer andern Urkunde der Fraumünsterabtei in Ms. 65, die nach dem Register im Jahr 1565 geschrieben ist, wird der Münzbann so festgesetzt:

Wan man in Zürich eine Münz schlaht, dass man die nemmen sol durch alles Aargau uf unz an die wagenden Studen, den Zürichsee uf für Wallenstatt unz an den grünen Hag, in allem Turgau unz an die Murgg, nid sich ab, unz do die Aare in den Rin gat, und sollen auch die von Zürich in allen der Herrschaft Vestinen und Stetten iren Wechsel haben und sol auch in den vorgeschribenen Kreisen kein ander Münz gahn dan Zürcher Münz.

In diesen Urkunden sind mehrere Ortsbezeichnungen unklar und bedürfen der Erläuterung.

a) Der grüne Hag liegt zwischen Ragaz und Sargans an dem kleinen Flusse Sare, welcher die ehemalige Herrschaft Sargans in zwei Theile theilt, die ganz verschiedenen Rechtes waren [19]). Der untere Theil nämlich und was rechts vom Wasser bis unter Schennis liegt, gehörte ehemals zu Rhaetien.

b) Die wagenden (wankenden?) Studen waren bei Hutwil an den Grenzen des Cantons Bern gegen Luzern und erstreckten sich in einer ziemlich geraden Linie an die Brücke zu Aarwangen, wo die March der Landgrafschaft Burgund war [20]).

c) Hauenstein ist nicht das Gebirg bei Solothurn, sondern das Städtchen Hauenstein am Rhein unterhalb Waldshut [21]), und war eine alte berühmte Landmarch.

d) Die Murgg ist der Fluss, der von Fischingen her bei Frauenfeld vorbei in die Thur fliesst.

Der Münzbann von Zürich umfasste also der ersten und ältern Urkunde zufolge den Canton Zürich und einen Theil des Canton Thurgau bis an die Murg, Thur und Rhein, ferner die Cantone Luzern [22]), Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus; das untere Aargau, die freien Aemter, die Grafschaft Baden von Aarwangen bis an die Aare und Rhein, ferner Gaster und Sargans bis an die Sare, und davon war nichts ausgenommen, als die Stadt Zofingen, welche ein eigenes Münzrecht besass, das aber nur auf die Stadt selbst eingeschränkt war.

In der zweiten Urkunde wird Zofingen nicht mehr erwähnt als eine Stadt mit eigenem abgeschlossenem Münzrecht, hingegen werden der Herrschaft Vestinen und Stette angeführt als konkordirend mit dem Münzdistrict von Zürich. Unter diesen Worten wird die Herrschaft Oesterreich oder die Besitzungen des Grafen von Habsburg verstanden und Zofingen gehörte damals eben diesen Grafen an. Die Zeitumstände hatten sich also zwischen der Zeit der Abfassung der ersten und zweiten Urkunde bedeutend verändert. Die erste Urkunde spricht von der Zeit, wo das Haus Oesterreich noch keine Besitzungen im Zürichgau und keinen Einfluss hatte, die zweite Urkunde hin-

19) Stumpf Chron. X, 20.

20) Tschudi I. p. 155.

21) Neugart n. 1154.

22) Daher kommt zu Münster und zu Sursee die Zürichmünz als Landeswährung vor im Jahr 1236 und 1257 bei Neugart n. 926.

gegen ist zu der Zeit abgefasst, wo Oesterreich nicht bloss im Zürichgau Rechte und Herrschaften besass, sondern wo auch Glarus, Uri, Schwyz und Unterwalden in Abhängigkeit gerathen waren; denn diese vier Kantone werden in der zweiten Urkunde nicht erwähnt, weil sie unter der Herrschaft Oesterreich inbegriffen waren. Oesterreich hatte nämlich im 13ten und 14ten Jahrhundert[23]) einen grossen Theil der im Zürcher Münzbann gelegenen Länder erworben, und nachdem auch Zofingen Eigenthum der Grafen von Habsburg wurde, kam durch dieselben die Zofingermünze in Handel und Wandel und beeinträchtigte die Rechte von Zürich in hohem Grade. Zürich konnte sich nicht anders helfen, da das Verbot derselben nichts gefruchtet hatte, als eine Münzconvention sich gefallen zu lassen, und diese kam a. 1343 zu Stande, derzufolge die Münze der Aebtissinn in der ganzen Herrschaft Oesterreich zwar freien Lauf haben sollte, jedoch so, dass auch der Zofingermünze Gegenrecht gehalten werde. Beide Münzen sollten, wie es scheint, gleiche Währung haben, und so kam es, dass auch der gleiche Münztypus festgesetzt wurde. Als Denkmünze dieser Convention kann ein Bracteat angesehen werden, auf welchem Felix und Regula als Repräsentanten von Zürich und Mauritius als Repräsentant von Zofingen dargestellt sind, und gleichzeitig sind wohl auch jene Zofingerbracteaten, welche die Aebtissinn von Zürich im fürstlichen Ornat als Typus haben. Aus eben dieser Münzconvention lässt sich die Erscheinung erklären, warum in allen Funden Zürcherischer Bracteaten auch viele Zofingerbracteaten vorhanden sind.

Wir sehen, dass der Münzbann sehr ausgedehnt war und es ergibt sich aus weiterer Untersuchung, dass derselbe alle benachbarten Münzkreise an Grösse und Umfang übertraf. Hieraus lässt sich erkennen, welche bedeutende und einflussreiche Stellung die Abtei von St. Felix und Regula ursprünglich in der ganzen Schweiz einnahm und welch wichtiges Monopol durch das Münzrecht derselben vom Kaiser verliehen war. Auch die Stadt Zürich verdankt der Abtei sehr viel, und ohne diese hätte sie niemals den grossen Einfluss im ganzen Lande erlangt. Die mächtige Abtei verschaffte ihr Wohlstand und Reichthum, und ward die Ursache, dass sie allmählig der wichtigste Ort und der Mittelpunct des ganzen Districtes wurde: denn von hier ging Handel und Verkehr aus und alle Geldmittel strömten von hier durch alle Theile. Als aber im Laufe der Zeiten sowohl die Macht des Kaisers als der Kirche durch die aufblühenden Städte im ganzen deutschen Reiche gebrochen und überflügelt wurde, da erhob sich auch Zürich über die Abtei empor und je mächtiger und einflussreicher diese Stadt wurde, desto mehr sank das Ansehen der Abtei.

23) Bluntschli's Rechtsgeschichte I. S. 179.

Wir gehen nun zu der Beschreibung der Münzen über, die im Mittelalter zu Zürich geschlagen worden sind, und theilen dieselben in 3 Classen.

a) *Die Silberdenare der Kaiser.*

b) *Die Silberdenare der Herzoge von Alamannien.*

c) *Die Halbbracteaten und Bracteaten der Fraumünsterabtei.*

Diese Münzen beginnen im zehnten Jahrhundert und gehen bis in den Anfang des sechszehnten.

1. Silberdenare der Kaiser.

Wir besitzen keine Münze von Zürich, die vor dem zehnten Jahrhundert geprägt ist, und es verdient keinen Glauben, was Stumpf in seiner im Jahr 1548 gedruckten Chronik VI, 14 erzählt, dass Münzen von Carl dem Dicken vorhanden seien, welche den Namen und das Bild desselben auf der einen Seite und auf der andern den Namen der Stadt Zürich tragen. Ob nun Stumpf irriger Weise jene meint, welche die Aufschrift SANCTVS CAROLVS und das Bild Carls des Grossen haben, lässt sich nicht bestimmen, da er die Zeichnung nicht mitgetheilt hat, jedoch ist es beinahe unwahrscheinlich, da gerade dieses Gepräge in seinem eigenen Zeitalter sehr häufig vorkam. Dieser Irrthum hat indessen einen noch grössern bei andern Schriftstellern veranlasst, als habe König Carl der Dicke der Stadt Zürich ein Münzrecht verliehen. Ich darf hierüber nicht ausführlicher eintreten, da bereits Ott in dem oben angeführten Buche diese Ansicht richtig beurtheilt und widerlegt hat und überhaupt keine Spur vorhanden ist, dass die *Stadt* Zürich vor dem fünfzehnten Jahrhundert Geld geschlagen habe. Ebenso unzuverlässig ist, was Guillimannus *Rerum Helveticarum III. V.* berichtet, er habe gehört, es gebe eine alte Zürcherische Münze, die einerseits den Namen *Carolus Imperator*, anderseits einen beschleierten weiblichen Kopf trage, und er halte dieses für Carl den Dicken und seine Schwester Bertha, die zweite Aebtissinn. Es ist, wie ich glaube, ganz sicher anzunehmen, dass eine solche nirgends existirte.

Die ältesten Denare nun, die zu Zürich geprägt worden sind, sind aus dem zehnten Jahrhundert.

1. A. † OTTO IMPERAT. um ein Kreuz herum.
   R. TVREG. zwischen zwei Linien. Wiegt 22½ Gran. Es sind drei Exemplare vorhanden. Fig. 1.
2. A. † OTTO IMPERAT. um ein Kreuz herum.
   R. TVREGVM. von der Linken zur Rechten. Ein innerer Kreis, durch welchen ein Kreuz geht, zwischen dessen vier Armen vier kleine Ringe stehen. Wiegt 22 Gran. Fig. 2.

Diess ist Otto der Grosse oder Otto I., der im Jahr 936 die deutsche Königskrone erhielt, im Jahr 962 zum Kaiser gewählt wurde und im Jahr 975 starb. Beide Münzen sind in der kaiserlichen Officin zu Zürich geprägt und zwar vielleicht im Jahr 966, als der Kaiser sich daselbst aufhielt[24]). Er begann den neuen Bau des grossen Münsters

---

24) Schweizerisches Museum V. Jahr S. 546.

und auf ihn beziehen sich zwei Basreliefs in demselben, welche in dem IV. Stück der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer für das Jahr 1840 von Herr Pfarrer Vögeli beschrieben und erklärt worden sind.

2. Silberdenare der Herzoge von Alamannien.

Als Deutschland von der fränkischen Monarchie sich losgerissen hatte, und deutsche Könige das Reich beherrschten, so ward in Alamannien das Herzogthum aufs Neue errichtet, und Zürich ward, wie Schinz vermuthet, der Fiscus oder die Kammer des Herzogthums und zugleich die Residenz der Herzoge [25]).

Es wurde unter König Conrad I. im Jahr 917 Burkard zum ersten Herzog gewählt und dieser regierte bis zum Jahr 925, in welchem er auf einem Feldzug in Italien das Leben verlor.

1. A. † PVRCHARDVS. Die Schreibart Purchardus statt Burchardus hat Analogie in dem Namen *Prisacha* statt *Brisach*.

R. COMES. Wiegt 26 Gran. Fig. 3.

Dieser Denar wurde bei Zürich gefunden und ist daher wahrscheinlich auch daselbst geprägt worden. Es ist bekannt, dass die Herzoge oder Duces in der frühern Zeit den Titel *Comes* oft gebraucht haben. Weil aber derselbe in Deutschland nur in dem Zeitalter üblich war, welches an das Carolingische angrenzt [26]) (in Frankreich dauerte diess länger): so halte ich diesen Burkard für den ersten Herzog Burkard, nicht für den zweiten. Und so kommt er unter gleichen Verhältnissen als Comes und als Dux vor bei Neugart n. 703. 706. 710. 711. 712. 713. 714. 715. Escher in der Encyclopädie von Ersch s. v. Eidgenossenschaft p. 73. sagt, es sei wahrscheinlich der nämliche, der als Graf und Markgraf in Rhaetien erscheine.

Der zweite Herzog, von König Heinrich I. gewählt, ist Hermann. Er regierte vom Jahr 926 an und starb 949. Er hat mit seiner Gemahlinn Regulinda das Kloster Einsiedeln gestiftet [27]) und wird auch in Urkunden bei Neugart erwähnt n. 718. 724. Von ihm sind keine Münzen bekannt, die in Zürich geschlagen sind, wohl aber solche von Breisach, die Beischlag S. 83. Tab. IV, 2. mitgetheilt hat.

Der dritte Herzog ist Ludolf (Luitolfus) [28]), der älteste Sohn von Kaiser Otto I., Tochtermann des Herzogs Hermann; er erhielt von seinem Vater im J. 949 das Herzogthum, musste aber demselben im J. 953, als er gegen seinen Vater zu Felde gezogen und besiegt worden war, wieder entsagen. Münzen desselben, in Zürich geschlagen, kenne ich keine, hingegen aus Breisach [29]).

Der vierte Herzog ist Burkard II., der Sohn des ersten Herzogs Burkard; er ward von Kaiser Otto I. an Ludolfs Stelle gewählt, und verwaltete das Herzogthum bis 973.

A. BVRCHADRVS um ein Kreuz herum. Der Stempelschneider hat in dem Namen Burchardus die Buchstaben D und R versetzt.

R. TVREG. zwischen zwei Linien. Wiegt 17 Ass. Fig. 4.

Da der Revers ganz der gleiche ist, wie in dem unter Fig. 2. abgebildeten Denar, so finde ich kein Bedenken, denselben ebenfalls in das Jahr 966 zu setzen. Dieser Burkard II., von dem Beischlag

25) Gebhard Geschichte der Reichsstände t. I. p. 321. Lazius *Migrat. Gentium p.* 371. Pfeffinger *ad Vitriarium T. IV. p.* 549.

26) Estor *Commentarii de Ministerialibus p.* 390. Kopp *Different. inter Comites et Nobil. p.* 72.

27) Hartmann Annal. Einsiedl. p. 44. 46.

28) Neugart n. 727. 728.

29) Beyschlag S. 83. Tab. IV, 3.

auch einen anführt S. 84. Tab. IV, 6. kommt in Urkunden von Zürich und Einsiedeln oft vor[30]).

Der fünfte Herzog ist Otto, ein Enkel Kaiser Otto's I., regierte vom Jahr 973 an, und starb in Italien, wohin er den Kaiser Otto II. begleitet hatte, im Jahr 982.

A. † OTTO IMPERAT.

R. † OTITA DVX. Wiegt 18 Gran. Fig. 5.

Dieser Denar wurde mit dem von Kaiser Otto und Burkard II. und dem von Konrad, von dem ich nachher sprechen werde, zugleich in Chur gefunden, welcher Ort ebenfalls zum Herzogthum Schwaben gehörte. Und es ist kein Zweifel, dass der Herzog Otto zu verstehen sei, wiewohl sein Name durch die Laune des Stempelschneiders beinahe unkenntlich geworden ist. Denn wie mannigfaltig auch die Wortformen sind, in denen der Name Otto in der deutschen Sprache erscheint, z. B. Oti, Otich, Oticho, Oting, Otini, Oto, Oddo, Otdine, Ottynus[31]), so ist doch die Form Otita unerhört und gegen die Regeln der Wortbildung, und man würde weit vorziehen zu lesen OTTO ITALIAE DVX, wenn diess durch die Geschichte bestätigt würde. Allein solche willkürliche Namenverstümmelungen kommen gerade am häufigsten auf Münzen der Kaiser Otto vor, und Lelewel hat mehrere Beispiele (wiewohl keines ganz ähnlich ist) aufgezählt[32]). Beyschlag liefert auch einen Denar dieses Herzogs aus Breisach. Auf der Vorderseite steht der Name von Kaiser Otto II., welcher der Oheim unsers Herzogs war.

Der sechste Herzog war Konrad (anders hat aber Pipitz in seinem Buche die Grafen von Kyburg, Leipzig 1839 S. 4. die Reihenfolge der Herzoge angegeben), der vom Jahr 982 bis 997 regierte. Ihn nennt eine Urkunde des Jahres 984 bei Neugart n. 781. Vgl. Schlosser Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, II. Bd. II. Thl. S. 277.

A. CHVONRADVS DVX. um ein Kreuz herum.

R. TVREGVM. Ein Kreuz in einer Rosette. Wiegt 19 Gran, ein anderes Exemplar 20 Gran. Fig. 6.

Die folgenden Herzoge übergehe ich, da keine Münzen derselben vorhanden sind.

Nun folgt ein Denar von König Heinrich III., der vom Jahr 1037 bis 1045 das Herzogthum Alamannien verwaltete, von welchem indessen auch Schinz bezweifelte, ob er in Zürich geprägt sei. Dieser wird in Hynitsch *Catal. Numismat.* p. 58. N. 74. 1. so beschrieben

A. HEINRICVS REX

R. CIVITAS ZVRCHO.

und Zurcho für Zurecho in Polen erklärt. Da nun Schinz keinen Ort dieses Namens auffinden konnte, es wäre denn Turczeck in Litthauen, so glaubte er, besonders da kein König Heinrich weder in ältern noch neuern Zeiten Anlass hatte, in jenem Lande Geld zu schlagen, den Namen Zurcho mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Zürich beziehen zu können, und Heinrich III. zu verstehen, der sich oft in Zürich aufhielt, und von dem er oben die Vermuthung ausgesprochen hatte, dass er der Aebtissinn der Fraumünsterabtei den Pfennigstempel zuerst verliehen habe. Wenn nun gleich die deutsche Namensform Zurch, Zurihc, Zurih (die in deutschen Urkunden gefunden wird), jenem Zurcho nahekommt, so ist doch in lateinischen Urkunden immer entweder *Turegum* oder *Civitas Turegia* oder *Turicina* üblich, und es ist ganz unglaublich, dass auf einer Zürchermünze *Civitas Zurcho* gesetzt worden wäre. Vielmehr bin ich geneigt zu glauben, dass Zurcho irgend einen Ort in Ungarn bezeichne, da es ja bekannt ist, dass die deutschen Könige Heinrich

30) Neugart n. 742. 747. 749. 750. 756. 766.

31) Goldastus *Rer. Allemannic. II. p.* 130. Eccardus *Quaternio p.* 54. Ellenhardi *Chron. p.* 32.

32) *Numismatique T.* 3. *p.* 133 *ff.*

viel in diesem Lande beschäftigt waren. Uebrigens würde die Münze selbst, wenn man Gelegenheit hätte, sie zu sehen, und man sich nicht bloss auf eine oberflächliche, vielleicht unrichtige Beschreibung verlassen müsste, uns den besten Aufschluss über ihr Zeitalter und Vaterland ertheilen.

Ich komme nun auf Herzog Rudolf von Rheinfelden, der vom Jahr 1057 bis 1080 das Herzogthum besass. Von diesem ist eine bleierne Münze vorhanden, die 17/8 Loth wiegt und das Gepräge eines Denars hat.

A. RVODOLFVS REX. Ein Kreuz in der Mitte mit einer Einfassung.

R. TVREGVM. in einer Einfassung. Fig. 7.

Diese bleierne Münze ward bei der Kreuzkirche nahe bei Zürich gefunden, und es lässt sich fragen, ob dieselbe eine wirkliche Münze oder eine Stempelprobe oder, was mir als das glaubwürdigste erscheint, eine Nothmünze sei. Dazu hatte auch Herzog Rudolf am meisten Anlass in dem Kriege gegen seinen Schwager Heinrich IV., dem er die Krone streitig machte und es dahin brachte, dass er selbst im Jahr 1077 zum König erwählt wurde. Zürich war in diesem Kampfe ein wichtiger Stützpunct und nahm lebhaften Antheil an seinem Schicksal [33]). Einem andern Rudolf weiss ich diese Münze nicht zuzuschreiben. Denn da die Burgundischen Könige Rudolf nicht über Zürich regiert haben, und ausserdem diese Münze ein weit älteres Ansehen hat als dass sie etwa dem Grafen Rudolf von Habsburg beigelegt werden könnte, so bleibt nichts übrig als mit Abt Gerbert von Sanct Blasien im *Rudolfus Suevus* p. 455 obigen Herzog Rudolf zu verstehen.

So viel von den Denaren der Kaiser und Herzoge. Von andern ist keine Nachricht auf uns gekommen, aber es ist wahrscheinlich, dass viele verloren gegangen sind. Wie lange die Kaiser und Herzoge auch in den folgenden Zeiten das Münzregal in Zürich ausübten, bleibt ebenfalls ungewiss, indessen ist eher wahrscheinlich, dass diess nur selten oder nie mehr geschah: denn die politischen Verhältnisse hatten sich anders gestaltet.

Der Münzfuss dieser Denare stimmt mit dem der fränkischen Monarchie überein, und sie sind sämmtlich ganze Denare, ungeachtet das Gewicht (wie ich bei jedem angegeben habe) sehr verschieden ist.

Die Periode der Bracteaten.

Wir gehen nun zur Münzgeschichte der Abtei über. Die Bracteaten, welche die Aebtissinn prägen liess, zerfallen in Halbbracteaten und Bracteaten; jene sind zweiseitig gestempelt, diese einseitig; jene sind älter, diese jünger. So beginnt auch in der Münzgeschichte von Augsburg die Periode der Halbbracteaten früher, nämlich mit der Mitte des eilften Jahrhunderts und dauert bis zum letzten Viertel des zwölften. Die eigentlichen Bracteaten erscheinen in Zürich mit Ende des zwölften und gehen bis zu Ende des funfzehnten ununterbrochen fort, und dauerten also weit länger als in Augsburg, wo nur noch im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts solche geschlagen wurden. Ueberhaupt ist in Deutschland nur das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert die eigentliche Blüthezeit dieser Geldsorte, während sie in der Schweiz weit länger beibehalten wurde. Wir haben eine beträchtliche Reihenfolge der Bracteaten der Abtei übrig und können dieselben von ihrem Ursprung im eilften Jahrhundert bis zur Aufhebung der Abtei im sechszehnten verfolgen. Die Betrachtung der verschien denen Typen, die wir auf diesen Münzen finden, lehrt uns, in welche Zeiten sie hingehören; denn die Veränderung derselben hält gleichen Schritt

33) Schweizerisches Museum V Jahr p. 538. Bluntschli's Rechtsgesch. I. S. 133.

mit der Entwickelung des Münztypus in Deutschland. Im eilften und zwölften Jahrhundert ist Kreuz und Tempel der übliche Typus und nicht anders sind unsere Zürcherschen Halbbracteaten. Auf den eigentlichen Bracteaten dauerte das Kreuz fort, der Tempel verschwand. Im dreizehnten Jahrhundert dachte man darauf, die einzelnen Münzstätten, in denen das Geld geprägt wurde, näher zu bezeichnen und durch Bilder von einander zu unterscheiden. Dieses geschah nun erstens dadurch, dass die Heiligen der Abteien oder Städte im Typus dargestellt wurden, und zweitens dass die meisten geistlichen Münzherren anfingen, ihr Brustbild auf die Münzen zu setzen. Beides that auch die Aebtissinn von Zürich und der leztere Typus dauerte dann auch im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert fort. Eine ausführliche Darstellung der Veränderung in den Typen deutscher Münzen, woraus zugleich die vollkommene Uebereinstimmung der Zürcherischen Bracteaten erhellt, findet sich bei Lelewel, *Numismatique du moyen âge* T. 3. p. 211 — 240 und 297 — 319.

Die vorliegenden Halbbracteaten bestehen aus unregelmässigen Stücken von Silberblech und sind mehr viereckig als rund; sie haben alle unter sich gemein, dass auf der einen Seite ein Tempel, der indessen mehr einem Baugespann als einem wirklichen Gebäude ähnlich sieht, auf der andern Seite ein Kreuz steht. Die Form des Tempels bietet zwei Verschiedenheiten dar: denn das Dach ist entweder ein Giebeldach oder kuppelförmig. Dieser Typus beweist, wie ich oben bemerkt habe, das hohe Alter dieser Münzen; denn es ist der gleiche, der durch das ganze Carolingische Zeitalter gefunden wird. Es sind solche Stücke von Carl dem Grossen, noch mehrere von seinem Sohne Ludwig übrig, welche einerseits ein Kreuz mit vier Kugeln in den Ecken und der Inschrift HLVDOVVICVS IMPER., anderseits einen auf vier Säulen ruhenden Tempel haben, auf dessen Giebel ein Kreuz steht, mit der Umschrift XRISTIANA RELIGIO, und man hat deren auch in Zürich aufgefunden, wodurch Schinz zu der Vermuthung veranlasst wurde, dass solche vielleicht auch in Zürich geschlagen worden seien. Das gleiche Gepräge haben ferner die Münzen des Bischofes von Lausanne im zehnten Jahrhundert, welche die Inschrift haben A. SEDES LAVSANE. R. CIVITAS EQVESTRIV; ferner deutsche Münzen im eilften Jahrhundert, z. B. von Kaiser Otto und seinen Nachfolgern, sowie vom Erzbischof Hermann von Cölln. Später findet man den Tempel nicht mehr als Typus und darum können wir auch kein Bedenken tragen, die vorliegenden Halbbracteaten ins eilfte Jahrhundert zu setzen. Die meisten derselben tragen Umschriften, welche aber beinahe ganz unleserlich und von denen nur noch ein oder zwei Buchstaben übrig sind. Schinz hielt die Aufschrift ebenfalls für unleserlich, glaubte jedoch auf einem Exemplare † PV entdeckt zu haben, was er durch PVRCHARDVS ergänzte und daher diese Halbbracteaten dem Herzog Burkard II. im zehnten Jahrhundert zuschrieb. Ich hingegen erhielt unter vielen andern ein Exemplar, auf dem ziemlich deutlich TVRI steht, was ich durch TVREGVM ergänze, auf andern ist E oder V oder M sichtbar. Durch diese Aufschrift ist demnach die Münzstätte ausser allen Zweifel gesetzt. Aber wenn auch keine Inschrift auf Zürich hinweisen würde, so müssten wir gleichwohl diese Bracteaten für Zürcherische halten, gemäss der Regel, welche bei mittelalterlichen Münzen sich als gültig bewiesen hat, dass alle Lokalmünzen oder kleineren Sorten, die innerhalb eines bestimmten Münzbannes gefunden werden, auch in demselben geprägt worden seien. Denn es werden nur selten Stücke anderer Münzkreise anderwärts als in ihrer Heimath gefunden, weil eben keine fremde Sorte geduldet wurde. Es darf

indessen nicht geglaubt werden, dass diese allgemeine Regel keine Ausnahme erleide, allein wo es der Fall ist, dass Münzen verschiedener Münzdistricte in grosser Menge zusammen gefunden werden, so ist diess durch Münzconventionen zwischen zwei oder mehrern Städten bewirkt worden. So sind beinahe in allen Funden Zürcherischer Bracteaten auch Zofinger, Schaffhauser, St. Galler, Basler und Constanzer, weil Zürich vielleicht mit allen diesen Städten zu gewissen Zeiten Münzverträge geschlossen hatte.

Es sind nun folgende Varietäten vorhanden:

1) A. Ein Tempel innerhalb eines Kreises. Die Schläge des Hammers sind auf dem Silberblech sichtbar.
   R. Ein Kreuz innerhalb eines Kreises, in den vier Winkeln des Kreuzes sind vier kleine Ringe. Fig. 8.
2) A. Der Tempel.
   R. Das Kreuz. TVRI. Fig. 9.

Mehr als 100 Stücke, welche einzeln von 9½ bis 11 Gran wägen, wurden beim Niederreissen des alten Rathhauses und beim Oberdorfthor in Zürich gefunden. Es sind halbe Denare, wie sich aus der Vergleichung mit den oben angeführten ganzen Denaren ergibt.

3) A. Das Kreuz, dessen Fuss sich ankerförmig in zwei halbe Zirkel theilt.
   R. Der Tempel ist etwas mehr ausgeführt als in den vorherigen. Die Umschrift ist ganz unleserlich. Fig. 10.

Im Jahr 1715 und 1732 wurden etwa 200 Stücke zu Wetzikon, 5 Stunden von Zürich gefunden. Alle diese Stücke wägen 7½ oder 7⅔ Gran, und sind Drittelstücke des Denar oder Tremissen, und haben das Gewicht des eigentlichen Zürichpfennigs.

4) A. Der Tempel.
   R. Das Kreuz mit vier kleinen Ringen an den Schenkeln desselben und innerhalb derselben ein grosser Kreis. Fig. 11.
5) A. Der Tempel hat ein Kuppeldach.
   R. Das Kreuz, in dessen vier Winkeln vier Ringe. Fig. 12.
6) Einseitiger Bracteat. Der Tempel mit einem Kuppeldach. Fig. 13.

Dieser Bracteat verdient besondere Erwähnung, da die Undeutlichkeit des Gepräges mehrerer Exemplare den David Hottinger in der Schrift über die *Numi bracteati Tigurini* verleitet hat, ein Bild darauf zu sehen, das nirgends zu sehen ist. Er glaubte nämlich, wie seine beigefügte Zeichnung beweist, Carl den Grossen darauf entdeckt zu haben, auf dem Thron sitzend, das Schwert über die Kniee gelegt, gerade so wie das steinerne kolossale Bild am grossen Münster den Kaiser darstellt, und wie derselbe auf goldenen und silbernen Münzen des sechszehnten Jahrhunderts erscheint. Allein nichts als ein undeutliches halberloschenes Gepräge gab die Entstehung diesem Phantasiebild, die Kuppelspitze und das Kuppeldach wurden zu Kopf und Oberleib und so bildeten sich die einzelnen Theile des Tempelgebäudes um und verwandelten sich zuletzt in die bekannte Statue des Kaisers.

7) Einseitig. Ein punctirter Kreis, innerhalb welchem das Kreuz mit einigen Auszierungen (auf einem andern Exemplar scheinen es Lilien zu sein) sich befindet. Fig. 14.

Diese sieben Varietäten gehören zusammen, da Gepräge und Manier gleich oder wenigstens nicht sehr weit von einander entfernt ist, und wir haben hiermit alle Münzen aufgezählt, die aus dem eilften Jahrhundert übrig geblieben sind. Was nun den Münzfuss dieser Halbbracteaten betrifft, so zerfallen dieselben in zwei Classen. Die einen sind halbe Denare und wägen 9½ bis 11 Gran, die andern sind Drittelsdenare oder Tremissen und wägen 7½ oder 7⅔ Gran. Sie entsprechen demnach dem

eigentlichen Zürichpfennig von 7⅝ Gran, wovon 572 Stück oder 48 Schilling aus einer Mark Silber geschlagen wurden. Diese Drittelsdenare oder Pfennige wurden schlechthin *denarii* genannt, und waren das gewöhnliche kurrente Geld, welches von der Abtei gemünzt wurde. Ausserdem gab es noch halbe Pfennige oder Hälblinge von 3⅞ Gran.

Es folgen die Bracteaten des zwölften Jahrhunderts. Sie sind alle mit wenigen zufälligen Ausnahmen einseitig, ferner viereckt.

1) Ein Perlenkranz, in der Mitte ein Kreuz in einem Kreise. ZVRICH. Ein Stern. Fig. 15.
2) Gleich. Die Aufschrift ist anders gestellt. Fig. 16.
3) Gleich. Der Stempelschneider hat in der Inschrift V und R versetzt. Fig. 17.
4) Ein zweiseitiger Bracteat, Gepräge und Umschrift sind auf beiden Seiten gleich. Fig. 18.

Schöpflin hat[34]) einen Bracteaten, der zu dieser Classe gehört, falsch erklärt, indem er den ersten Buchstaben der Aufschrift nicht für ein Z, sondern für zwei Fische hielt, und so kam es denn, dass er die übrigen Buchstaben VRICH für den Namen des Grafen Ulrich von Pfirt ansah, der im Wappen zwei Fische führt. Diesen Irrthum wiederholte neuerdings Lelewel, *Numismatique* P. 3. T. 225, da er eben nur die unrichtige Zeichnung von Schöpflin vor sich hatte. Beyschlag dagegen hat bereits den Fehler gerügt S. 130.

Diese Bracteaten wägen 7⅕ Gran und sind also ziemlich genau auf 7½ Gran geschroten wie die vorhergehenden, d. i. 48 Schilling auf die Mark, woraus sich ergibt, dass sie älter sind als vom Jahr 1238, als die Mark auf 50 Schillinge gesetzt wurde.

Es folgen nun die Bracteaten, die das Zeichen der Abtei tragen. Die Patrone derselben waren die beiden Märtyrer St. Felix und Regula, deren verschiedenartige Legenden in dem neusten Heft der Zürcherischen Mittheilungen über vaterländische Alterthümer beschrieben und mit grosser Sorgfalt untersucht und geprüft worden sind.

Auf den Bracteaten ist entweder Einer der beiden Heiligen, sei es Felix oder Regula, oder beide gemeinsam dargestellt.

A. Bracteaten von St. Felix.

1) Der Kopf von Felix, nach der linken Seite gewendet, mit einem Diadem um die Stirne, ein Kreuz ist über dem Scheitel. ZVRICH.
   Die Form des Anfangsbuchstabens ist noch die gleiche wie in den vorhergehenden. Fig. 19.
2) Aehnlich. Ein Stern ist über dem Haupt. Fig. 20.
3) Aehnlich. Der Stern ist neben dem Kopf. Fig. 21.
4) Der Kopf ist ohne Diadem oder Stirnbinde. Die Form der Buchstaben in der Aufschrift ist anders und ich halte diesen Bracteat für viel jünger als die vorigen. Fig. 22.
5) Der Kopf von Felix, en face, über dem Scheitel ein Stern, auf der Stirne die Binde, auf beiden Seiten fallen starke Haarlocken herunter. ZVRICH. Fig. 23.
6) Der Kopf von Felix, mit dem Diadem, links gewendet. TVREGVM. (Wiegt 6½ Gran.) Fig. 24.
7) Der Kopf von Felix ohne Diadem, mit starken Locken. TVREGVM. (Wiegt 6½ Gran.) Fig. 25.
8) Der Kopf von Felix, links gekehrt, mit einem Heiligenschein umgeben. $\overset{I}{\text{ZV}}$. Dieser Bracteat ist sehr schön gearbeitet, und scheint jünger als die übrigen: denn diese Aufschrift $\overset{I}{\text{ZV}}$ für Zürich (der Strich über dem Vocal *V* bezeichnet den Umlaut) kommt erst auf den Bracteaten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts vor. Fig. 26.

34) *in Alsatia Illustrata T. 2. p. 610.*

9) Der Kopf von Felix, links gewendet, ohne Heiligenschein. ZV. Fig. 49.

B. Die Bracteaten von St. Regula.

1) Der Kopf von Regula, rechts gewendet, mit Diadem. ZVRICH. Fig. 27.

2) Aehnlich. Fig. 28.

Man kann die Bracteaten von Felix und Regula oft nur dadurch unterscheiden, dass man als sicher annehmen darf, dass Felix immer links, Regula immer rechts gekehrt ist. Diess gilt auch für diejenigen Bracteaten, auf welchen beide Köpfe janusartig verbunden sind (von denen wir nachher sprechen werden): denn auch hier schaut Felix links, Regula rechts. Der Ausdruck des Gesichtes nämlich ist auf vielen Exemplaren so gleichartig, dass männliche und weibliche Gesichtsbildung nicht unterschieden werden kann, auf andern hingegen ist die Unterscheidung leicht. Wer Gelegenheit hat, viele Exemplare zu betrachten, muss sich nothwendig überzeugen, dass wir zwei verschiedene Arten vor uns haben, und dass es unmöglich ist, alle, sowohl die, wo der Kopf links als die, wo derselbe rechts schaut, für weibliche Köpfe, nämlich für den der Regula zu halten. Schinz hatte ebenfalls diese irrige Ansicht und begründete die Annahme, dass nur Regula, nicht Felix, einzeln als Typus üblich geworden sei, dadurch, dass die Abtei selbst zuweilen den Namen St. Regel trage [35]) und dass die Hörigen der Abtei im gemeinen Leben Regler genannt worden seien. Allein die Betrachtung einer Menge von Exemplaren hat mich vollständig überzeugt, dass die einen einen männlichen Kopf, die andern einen weiblichen zeigen. Der männliche Kopf nun kann kein anderer sein als St. Felix und es ist ein grosser Irrthum von Stumpf [36]) und Ziegler (in der in der Einleitung angeführten Schrift), dass sie meinten, die Bracteaten mit dem männlichen Kopf seien von der Stadt Zürich geschlagen, die mit dem weiblichen Kopf von der Abtei. Diese Behauptung ist falsch, weil überhaupt die Stadt Zürich keine Bracteaten geschlagen, und überhaupt vor dem 15ten Jahrhundert kein Münzrecht erworben hat.

C. Die Bracteaten von St. Felix und Regula.

1) Die Köpfe von Felix und Regula sind gleich den beiden Köpfen des Janus vereinigt. Felix ist links gewendet, Regula rechts. ZVRICH. Fig. 29.

2) Aehnlich. † ZVRICH. Fig. 30.

3) Der Kopf von Felix ist en face, der Kopf von Regula schaut rechts. Ein Halbmond und ein Stern sind zwischen der Aufschrift ZVRICH bemerkbar. Fig. 31.

4) Der Kopf von Felix und Regula, über denselben ein Stern. In dem rechts stehenden Kopfe sind die weiblichen Gesichtszüge leicht zu erkennen. Fig. 32.

5) Ueber den beiden Köpfen steht ein Kirchengebäude, zu jeder Seite desselben ist ein Lilienscepter. Fig. 32.

Dieser merkwürdige Bracteat (den Hottinger mitgetheilt, aber nicht erklärt hat) ist wohl eine Denkmünze und soll ein geschichtliches Ereigniss verewigen. Ich glaube nämlich, dass derselbe zum Andenken der Stiftung der Abtei von St. Felix und Regula durch König Ludwig geprägt worden sei. Die königliche Macht nämlich wird durch die Lilienscepter bezeichnet. Schinz betrachtet ihn zwar ebenfalls für eine Gedächtnissmünze, legt aber kein besonderes Gewicht auf das beigefügte Kirchengebäude, da nichts gewöhnlicher sei als die Darstellung der Heiligen mit ihren Kirchen, sondern sucht in den Liliensceptern den Grund zur Erklärung und bezieht den Typus auf die feierliche Belehnung der Aebtissinn mit den Regalien durch

35) *Acta Murensia p.* 29.

36) *Chron. VI.* 14.

Kaiser Rudolf im Jahr 1275. Er glaubte nämlich auf Kaiser Rudolf rathen zu können, weil auch im Sigel dieses Kaisers (welches z. B. in Tafel XLIV der Kaisermünzen Deutschlands von Götz abgebildet ist) ein Lilienscepter sich befindet.

Es wäre wichtig zu erfahren, wann dieses Gepräge der Heiligen der Abtei zuerst in Gebrauch kam, und ich glaube, dass es möglich sei, das Zeitalter ziemlich genau auszumitteln. Es ist nämlich bekannt, dass die Aebtissinn Judenta, welche vom Jahr 1228 bis 1255 dem Kloster vorstand, zuerst St. Felix und Regula in ihr Abteisigel aufnahm, was dann von allen nachfolgenden Aebtissinnen beibehalten wurde. So wird also auch diese Judenta die erste Aebtissinn gewesen sein, die das Gepräge der Heiligen auf den Bracteaten der Abtei einführte, und keiner, der diesen Stempel trägt, wird vor dem Jahr 1228 geschlagen worden sein. Sie gehören daher ins dreizehnte Jahrhundert, und ungeachtet späterhin andere Typen üblich wurden, so wurde doch dieses Gepräge von Zeit zu Zeit wiederholt, wie sich aus mehreren Exemplaren ergibt, die ins vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert gehören.

Es verdient bemerkt zu werden, dass der gleiche Typus der beiden Patrone von Zürich auch auf Bracteaten der Stadt Zofingen vorkommt, jedoch so, dass unter den beiden Köpfen von Felix und Regula noch ein dritter männlicher Kopf sichtbar ist. Die Umschrift ist ZOVIG d. h. Zofingen. Fig. 33. — David Hottinger hält den dritten Kopf für Herzog Berthold von Zähringen, dem Zofingen im vierzehnten Jahrhundert eigenthümlich zugehörte. Allein wenn dieses der Fall wäre, so ist es wahrscheinlich, dass zur nähern Bezeichnung der Kopf des Herzogs mit der herzoglichen Krone geschmückt sein würde, wie diess auf Bernerbracteaten zu sehen ist [Fig. 34.], wo über dem Bär der Kopf von Berchtold IV, Herzog von Zähringen, mit schöner Krone abgebildet ist. Eine andere Vermuthung stellt Kretschmer in der Hannoverschen Numismatischen Zeitung 1836 S. 307 auf, dass nämlich dieser Bracteat auf Graf Rudolf von Habsburg als Schutzherrn von Zürich und Zofingen sich beziehe, dessen Sigel ebenfalls einen Kopf mit mehrern Gesichtern auf der Vorderseite zeige. Ich glaube indessen eher, es werde durch den dritten Kopf der heilige Mauritius bezeichnet, der Patron von Zofingen, und erkläre die Vereinigung der Patrone von Zürich und Zofingen dadurch, dass zwischen diesen beiden Städten eine Münzconvention über gegenseitige Anerkennung ihres Geldes geschlossen worden sei, derzufolge den Zofingerbracteaten das Gepräge der Zürcherischen bewilligt wurde. Denn nicht bloss der Typus, von dem wir jetzt sprechen, ist beiden Städten gemeinsam, sondern auch derjenige mit dem Brustbilde der Aebtissinn von Zürich, von dem wir nachher reden werden, ist den Zofingerbracteaten eigenthümlich [Fig. 35.]. Und dass ein solches Münzverkommniss im vierzehnten Jahrhundert wirklich Statt gefunden habe, haben wir oben zu zeigen versucht. Es ist also klar, dass zu jener Zeit der Typus von Felix und Regula in Zürich noch üblich war.

In die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehören folgende Bracteaten.

1) Ein männlicher Kopf mit kräftigem Ausdruck, die dreizackige Krone auf dem Haupt. ZVRICH. Wiegt 7 Gran. Fig. 36.
2) Ein ähnlicher Kopf mit schön gezackter Königskrone, zu beiden Seiten ein Stern. Ohne Umschrift. Fig. 37.

Diese beiden Bracteaten stellen Karl den Grossen vor, und die Prägung fällt in jene Zeit, als der Feiertag Carls als *Sanctus Carolus* von der Abtei gefeiert wurde. Es ist bekannt, dass Carl drei volle Jahrhunderte nach seinem Tode auf Veranlassung des Kaisers Friedrich I. im Jahr 1161 vom

Papst Paschalis unter die Zahl der Heiligen (gleichwie früherhin die römischen Kaiser unter die Zahl der Götter) aufgenommen wurde[37]). Da es nun lange dauerte, bis auch in Zürich diess neue Kirchenfest begangen wurde, so verordnete Papst Gregor IX. zu diesem Zweck den 28sten Januar und Bischof Heinrich von Constanz übertrug dem Chorherrenstift zu Zürich die Anordnung und Einführung desselben und es ward im Jahr 1233 zum ersten Mal abgehalten. Das Officium, welches damals im grossen Münster zu Ehren Carls gesungen wurde, ist noch erhalten und fängt so an:

Urbs Thuregum, urbs famosa,
quam decorant gloriosa
Sanctorum suffragia,
regi regum pange laudes,
quae de magni regis gaudes
Caroli memoria. etc.

Das weitere kann man nachlesen in dem Anhang von *Helperici Carolus Magnus* edirt von I. C. Orelli S. 45. Der Nachfolger des genannten Bischofs, Eberhart, ging noch weiter und gebot im Jahr 1272 nicht bloss den Chorherren, sondern auch der gesammten weltlichen und regularen Geistlichkeit in Zürich die Abhaltung des Festes. Und in dieses Jahr mag daher die Prägung der vorliegenden Bracteaten fallen. Dessen ungeachtet wurde Carls Fest erst seit dem Jahr 1444 in allen Kirchen der Stadt gefeiert, weil die Niederlage der Schweizer bei Basel als eine Rache ihres Krieges gegen Zürich der Einwirkung Carls zugeschrieben wurde[38]).

Ich vermuthe, dass es noch mehrere Bracteaten gegeben habe, welche das Brustbild eines Kaisers trugen und ich halte es sogar für wahrscheinlich, dass jede Aebtissinn wenigstens einmal das Bild desjenigen Kaisers, der ihr das Münzrecht verliehen hatte, zum Typus wählte.

In Betreff des Münzfusses trat im 13ten Jahrhundert keine wesentliche Veränderung ein, indessen lässt sich folgendes bemerken:

Im Jahr 1258 ward festgesetzt, dass 588 Pfennig oder 49 Schilling eine Mark Silber ausmachen sollen. Es ward aber Uebung, dass sie auf 50 Schilling berechnet und angenommen wurde. Im Jahr 1266 ward die Mark auf 51½ Schilling gesetzt; im Jahr 1272 aber auf 51 Schilling. Eben diess geschah in der Verordnung des Jahres 1290.

Nun folgt die letzte Classe der Bracteaten der Abtei, die in das 14te und 15te Jahrhundert gehört und darin einen gemeinschaftlichen Typus hat, dass alle das Bild der Aebtissinn tragen, wie sehr sie auch in allen übrigen Dingen, im Costum, Ausdruck, Gepräge und Gewicht sich unterscheiden. Ich hoffte anfangs, dass es möglich sei, aus dieser zahlreichen Classe die ganze Reihenfolge der Aebtissinnen aufzählen und so eine merkwürdige Bildergallerie aus alter Zeit vor die Augen des Lesers führen zu können. Allein die nähere Betrachtung vieler Exemplare zeigte, dass wir in diesem Typus nicht das Portrait der einzelnen Aebtissinnen vor uns haben, sondern dass ein allgemeiner Typus üblich geworden ist. Die Stempelschneider waren nämlich zu ungeschickt, als dass sie höheren Kunstanforderungen genügen konnten, und gerade wie im vierten und fünften Jahrhundert auf römischen Münzen der Verfall der Kunst auf ganz ähnliche Weise besonders darin sichtbar ist, dass für alle Kaiser ungefähr das gleiche Profil als Typus dient, und nicht mehr wie früher der Kopf jedes einzelnen nach dem Leben getreu gezeichnet ist: so wurden im Mittelalter grossentheils nicht Portraits vom Stempelschneider verfertigt, sondern bloss allgemeine Umrisse von Köpfen, und durch die Kleidung und die Insignien allein konnte die Bedeutung

37) Walchii *Historia Canonisationis Caroli Magni.*
38) Fabri *Hist. Suev. c.* 16.

und der Charakter der Person erkannt werden. Und so glaube ich, dass, ungeachtet ganz verschiedene Köpfe auf diesen Bracteaten vorkommen, wir doch keine Portraits vor uns haben, und ich kann auch denen nicht beistimmen, welche glauben, dass das Portrait der Hildegardis, der ersten Aebtissinn und Tochter des Königs Ludwig, bei diesem Typus zum Grunde liege[40]).

1) Nr. 38. Dieser Bracteat ist sehr schwierig zu erklären und namentlich erregt die Betrachtung desselben vor allem die unvermuthete Frage, haben wir einen männlichen oder weiblichen Kopf vor Augen? Zuerst glaubte ich den Kopf eines Kaisers zu erblicken und dachte nach, welcher wohl am ehesten von der Abtei zum Typus irgend einmal gewählt worden sei. Allein die wiederholte Betrachtung des Originals zeigte mir, dass es ein weiblicher Kopf sei. Denn nicht bloss der Ausdruck des Gesichtes, sondern vor allem die Behandlung des Haares ist weiblich. Die Krone ferner ist ganz dieselbe, die wir in Nr. 33 sehen, und daher ist es wahrscheinlich, dass wir hier die Aebtissinn mit der Fürstenkrone vor uns sehen.

2) Das Brustbild der Aebtissinn, en face; sie trägt auf der Stirne eine Krone von Perlen, der Ordensschleier fällt zu beiden Seiten des Gesichtes herab; den Hals ziert eine breite Perlenkette. ZVRICH. Fig. 39.

Diess ist der Ornat, den die Aebtissinn von Zürich als gefürstete Aebtissinn tragen durfte. Sie besass nämlich den Titel und Rang einer Fürstinn, wie aus mehreren Urkunden hervorgeht, in welchen sie als *Princeps* angeredet wird[41]). Sie erhielt wohl diesen Rang sehr früh und zwar weit früher als die vorhandenen Zeugnisse, deren keines über das 13te Jahrhundert hinaufgeht, angeben. Denn da die beiden ersten Aebtissinnen, Hildegardis und Bertha, die Töchter des Königs Ludwig waren, und diese Abtei von Anfang an eine bedeutende Stellung einnahm und mit Regalien und Immunitäten reichlich ausgestattet worden war, so lässt sich nicht bezweifeln, dass entweder gleich von Anfang an der Fürstentitel der Aebtissinn geschenkt oder wenigstens nicht später als im zehnten oder eilften Jahrhundert verliehen worden sei: denn die späteren Zeiten waren der Abtei nicht mehr so günstig.

3) Brustbild der Aebtissinn, en face, mit der Perlenkrone auf der Stirne und dem Ordensschleier, die Halskette ist anders als in der vorhergehenden Münze. $\overset{\text{I}}{\text{ZV}}$. Fig. 40.

4) Brustbild der Aebtissinn, en face, mit dem Schleier; Diadem und Halskette fehlt. $\overset{\text{I}}{\text{ZV}}$. Fig. 41.

5) Brustbild der Aebtissinn, en face, mit dem Schleier; zu beiden Seiten des Kopfes kleine Ringe als Verzierung. $\overset{\text{I}}{\text{3v}}$. Fig. 42. Wiegt 4 Gran.

6) Brustbild der Aebtissinn, en face, mit dem Schleier, ein Halsband mit 3 Buckeln. $\overset{\text{I}}{\text{ZV}}$. Wiegt 6 Gran. Fig. 43.

Die bisher aufgezählten Bracteaten sind viereckige Silberbleche, die folgenden aber sind rund und es haben die Zürcherischen Chroniken diese Veränderung als eine Epoche bezeichnet: «Anno Domini 1400 zu mitte mertzen do gob man zu Zurich ein neuw Müntz us, und die waren sinwer (sinwel, rund) u. tüpfli ze ring um».

7) Der Bracteat ist rund und hat eine Perleneinfassung. Der Kopf der Aebtissinn ist en face, mit dem Diadem und Schleier und Halskette. $\overset{\text{I}}{\text{ZV}}$. Fig. 44.

8) Ein Hälbling; das Gepräge ist ganz gleich, nur fehlt die Aufschrift. Fig. 45.

Der Münzverein vom Jahr 1424 zwischen Zürich, Schaffhausen und St. Gallen bestimmte wieder eine andere Form, indem um den Rand des Bracteaten

40) Dieser Ansicht folgte auch Beyschlag S. 162.

41) Neugart n. 908. 1071. Bluntschli's Rechtsg. I. S. 131.

herum nur vier Puncte stehen sollten. Aber nicht bloss der Rand zeigt eine Verschiedenheit, sondern auch das Bild der Aebtissinn ist ganz anders geworden.

1) Der Kopf der Aebtissinn ist links gerichtet, das Gesicht ist beinahe ganz in den Schleier gewickelt; jedes Zeichen äusserer Würde fehlt. $\overset{I}{ZV}$. Wiegt 3 Gran. Fig. 46.

2) Aehnlich, nur ist ein Stern über dem Kopf. $\overset{I}{ZV}$. Fig. 47.

3) Aehnlich, der Stern fehlt. $\overset{I}{ZV}$. Fig. 53.

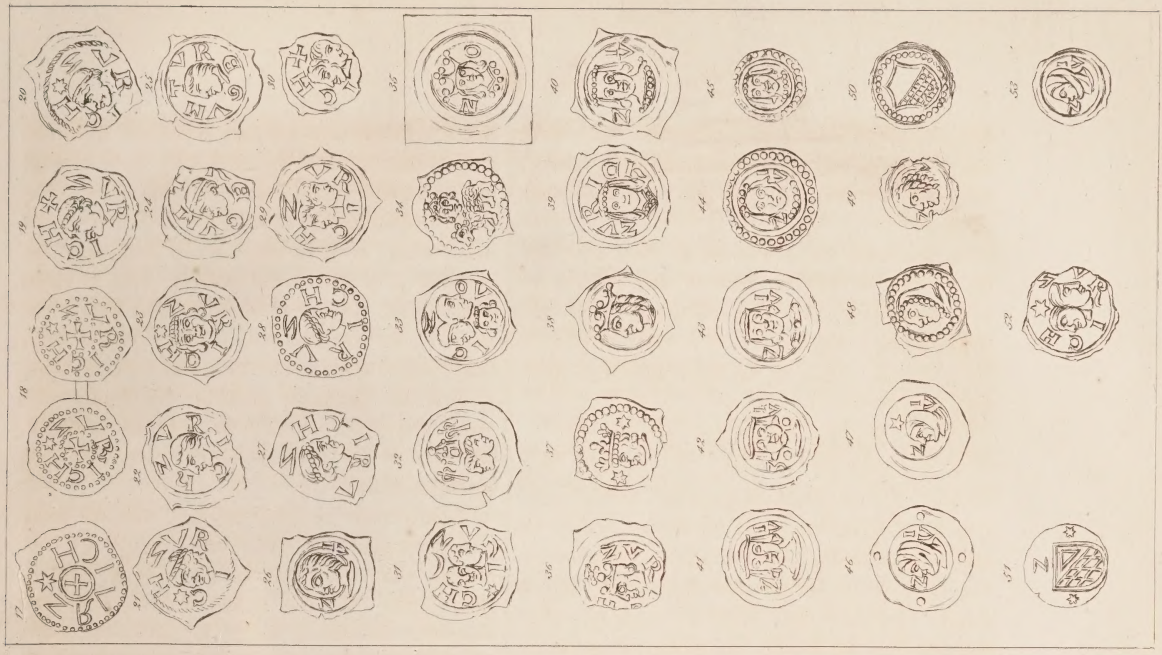
4) Der Kopf der Aebtissinn links gekehrt. Der Schleier, der um den Kopf gewickelt ist und unter dem Kinn zu beiden Seiten durchgeht, ist nur in seinen vorstehenden Falten, die der Stempelschneider auf rohe Weise durch eine Reihe von kleinen Ringen bezeichnet hat, sichtbar: denn über dem Schleier liegt der Mantel, der gleich einem Regentuch über Haupt und Rücken herunterfällt. Auf ähnliche Weise findet man in alten Miniaturbildern den Kopf der Maria bekleidet. Fig. 48.

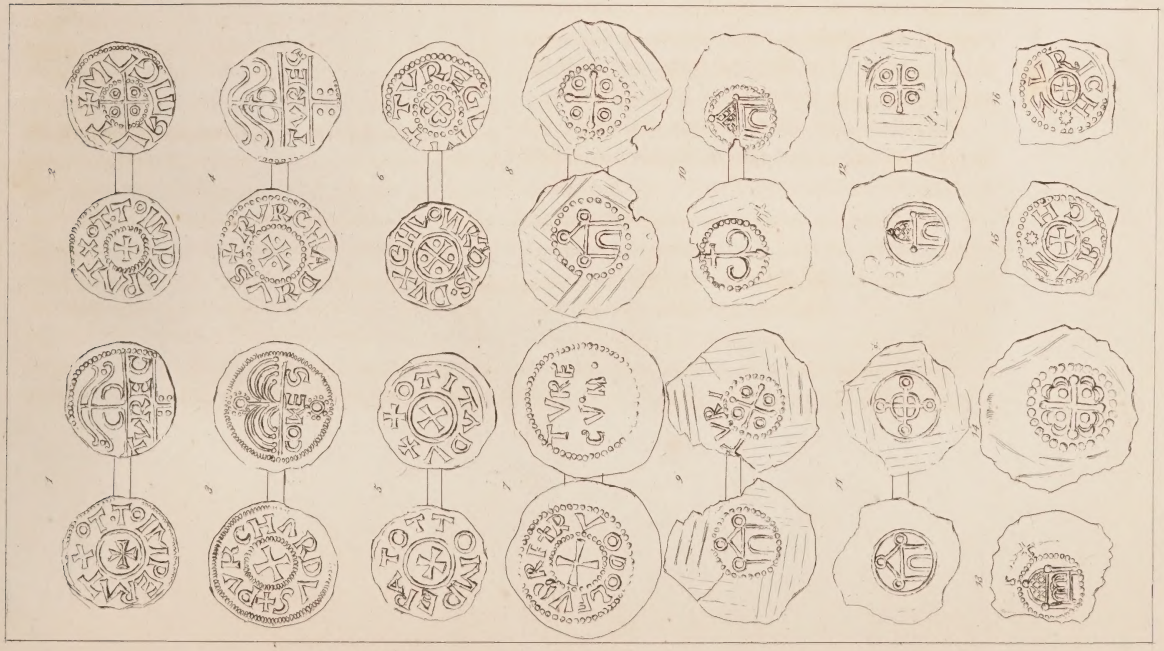
Der Münzfuss des 14ten und 15ten Jahrhunderts gleicht dem des 13ten. Die Mark Silber ward zu 51 bis 52 Schilling berechnet. Auf diesen Fuss sind die Bracteaten mit dem Brustbild der Aebtissinn geprägt, die einzelnen Stücke wägen 7, $6^7/_{10}$, $6^2/_3$, $6^3/_5$, $6^1/_2$ Gran. Der Hälbling wiegt $4^1/_4$ oder $4^1/_3$ oder 4 Gran, der Drittelshaller 3 oder $2^3/_4$ Gran.

Diess sind nun die Bracteaten der Abtei von Zürich, soweit solche sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten oder bis jetzt zu meiner Kenntniss gelangt sind. Andere Sorten hat sie nicht geprägt und es ist daher irrig, was Haller im Schweizerischen Münzkabinet I. S. 228 zwar nicht aus eigner Anschauung, sondern aus Ludwigs Hallischen Anzeigen T. I. ad 1734 p. 959 anführt, dass es einen Thaler gebe, welcher die Inschrift habe *Moneta monasterii imperialis Thuricensis.* 1512. Wahrscheinlich entstand diese irrige Nachricht dadurch, dass jemand die bekannte Inschrift der Thaler vom Jahr 1512. MON. NOV. THVRICENSIS CIVITAT. IMPERIALIS auf obige Weise falsch gelesen und beschrieben hat.

Endlich muss beigefügt werden, dass die Stadt Zürich im Jahr 1526 Haller und Angster als Bracteaten mit dem Zürichschild prägen liess[42]). [Fig. 50. 51.] Bei den erstern war ein punctirter Kreisrand, im übrigen waren sie nur in der Grösse verschieden. Aber diess Gepräge hörte bald auf, und hiermit ist die Geschichte der Zürcherschen Bracteaten geschlossen. Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich, dass die Stadt Zürich niemals in früherer Zeit Bracteaten geprägt, und dass sie überhaupt vor dem funfzehnten Jahrhundert keinerlei Geld geschlagen hat. Hingegen ist es bekannt, dass im sechszehnten eine Menge grosser und kleiner Geldsorten in Gold und Silber aus ihrer Münzstätte hervorgingen.

42) Füssli, Beiträge zur Reformationsgeschichte T. IV. p. 32.





JOH. HADLOUBES

GEDICHTE.

Im Auftrage der Zürcherischen Gesellschaft

für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer

herausgegeben von ihrem Mitgliede

LUDWIG ETTMÜLLER.

ZÜRICH

DRUCK VON ZÜRCHER & FURRER.

Als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Minnegesang von den Höfen der Fürsten und ab den Burgen der Ritter entwich, fand er in den Städten, zumal in den Städten des Reiches, freundliche Aufnahme. Hier waren es die Geschlechter, da die Bürger, dort die Geistlichen, die der flüchtigen Kunst Schutz und Pflege gewährten. Mainz, Strassburg, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Augsburg, Colmar und andere Städte hatten ihre Singschulen, und sind rühmlichst bekannt als Pflegerinnen der Dichtkunst. Sollte Zürich, von jeher Wissenschaften und Künsten hold, dem Minnegesang keine Stätte bereitet haben, wo er Wurzel schlagen und gedeihen konnte? Da sagt uns nun die Geschichte, dass es in Zürich allerdings eine Singschule gab; denn wir wissen, dass Heinrich Maness, Probst an der Abtei, bekannt als Beförderer der Wissenschaften und Gründer der Bibliothek des Stiftes († 1270), den als Dichter und Sänger trefflichen Konrad von Mure derselben vorsetzte. Freilich war diese Schule wohl nicht gerade zur Förderung des weltlichen Minnegesanges bestimmt, was sich übrigens von keiner Singschule in irgend einer Stadt behaupten lässt, sondern vielmehr zur Ausbildung des kirchlichen Gesanges; allein, da Heinrich Maness Schirmherr derselben war, und da wir durch Hadloub (IX, 3.) erfahren, dass Rüedger Maness, (wohl ein Bruder Heinrichs?) eine reiche Sammlung von Liederbüchern, offenbar weltlichen Minnegesang enthaltend, besass, und dass man daselbst oft „Meistergesang prüfte", weshalb alle Singer „gegen seinem Hofe neigen sollten"; da ferner damals die Geistlichkeit dem weltlichen Minnegesang keineswegs abhold war (ich erinnere nur daran, dass der Graf Krafto von Toggenburg, dessen Minnelieder die

Pariser Handschrift aufbewahrt, Probst an der Abtei zu Zürich war): so lässt sich wohl mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass in der Singschule zu Zürich neben der kirchlichen Hymne auch das weltliche Lied gepflegt worden sei, oder wenigstens, dass einzelne Schüler ihrer erlernten Kunst eine weltliche Richtung gegeben haben.

Eine nahe liegende Frage ist nun, ob etwa Hadloub ein solcher Zögling der Zürcherischen Singschule gewesen sei. Leider können wir diese Frage nicht mit der wünschbaren Gewissheit beantworten, da wir von unserem Dichter durchaus nichts wissen, als was er in seinen Gedichten selbst mitzutheilen für gut fand. *) Darin wird nun zwar allerdings der Singschule nicht gedacht, noch auch angegeben, wo der Dichter seine Kunst erlernt habe; da jedoch aus den Gedichten II, VIII, IX. hervorgeht, dass Hadloub zu den Manessen und zu dem nachherigen Bischof von Konstanz, Abte von Reichenau und Kanzler Kaiser Rudolfs, Heinrich von Klingenberg, einem um Wissenschaft und Kunst hochverdienten Manne, der Zürich mit besonderer Vorliebe zugethan war (er war ein Neffe der Fürstäbtissin Elisabeth von Wetzikon, die ihn zum Kaplan an St. Stephan ausser den Mauern Zürichs, mit welcher Stelle eine Chorherrenpfründe verbunden war, ernannte), in dem vertrauten Verhältnisse eines Schützlings stund; so lässt sich vielleicht muthmassen, dass Hadloub seine Kunstbildung der Zürcherischen Singschule zu verdanken hatte.

Wie andere Dichter seiner Zeit wird auch er nach Vollendung seiner Bildung den Stab des Wanderers ergriffen haben, um was man jetzt eine Kunstreise zu nennen beliebt zu unternehmen, wobei es ohne Zweifel auf Ruhm und auf die Milde vornehmer Kunstfreunde abgesehen war. Nach dem Liede XII. gieng seine Reise nach Österreich; aber

---

*) In einer Anmerkung mag bemerkt werden, dass das genealog. Wörterbuch von J. F. Meiss (Handschrift der Dürstelerschen Sammlung) angiebt, es habe ein *Joh. Hadeläbe* (Hadeläbe?) im Jahr 1302 ein Haus am «nüwen markte» gekauft, und dass ein *Peter Hadeläbe* im Jahr 1310 als Zeuge in einem Kaufbriefe der Schwestersammlung St. Verenen in Konstanz vorkomme. Ein Wappen ist bei Meiss nicht beigemalt; das der Pariser Handschrift, welches einen dunkelgrauen Wolf im schwarzen Felde zeigt, scheint auf einer falschen Deutung das *loub* in Hadloub, nämlich als *loup*, *lupus* zu beruhen.

er bringt uns nichts mit ausser den Wunsch, dass die grossen Hüte, womit damals die österreichischen Frauen ihre schönen Häupter zu umschatten liebten, „Donau ab fliessen möchten".

Jeder Dichter musste damals bekanntlich seine Herrin haben, der er seine Huldigungen darbrächte. Auch Hadloub wollte und konnte von dieser Sitte nicht abweichen, ja er scheint sogar im Vorausgefühl seines Berufes sehr früh für dieses Bedürfniss gesorgt zu haben, wenn wir anders seinem Geständnisse „Ich diene, seit dass wir beide waren Kind" II, 1. Glauben schenken wollen. Wer die Erwählte war, erfahren wir leider nicht, denn es galt für durchaus unschicklich, ihren Namen in einem Gedichte zu nennen. Übrigens war Hadloubs Wahl nicht eben die glücklichste; immer und immer wieder hat er über den Stolz, die Kälte, die Geringschätzung seiner Herrin zu klagen; weder ein zärtlicher Brief, ihr bei ihrem Heimgange aus der Frühmesse noch im Dunklen heimlich vermittelst eines Haken angehängt, noch die Vorstellungen des hochwürdigsten Bischofs von Konstanz, der hochwürdigsten Frau Fürstäbtissin von Zürich, der hochwürdigsten Äbte von Einsiedeln und Petershausen, des Grafen Friedrichs von Toggenburg, des Freiherrn von Regensberg und anderer Geistlichen und Edlen konnten das Fräulein bewegen, den liebenden Dichter mit freundlicheren Blicken anzusehen. Nichts verschaffte ihm solche Vermittelung als eine Nadelbüchse und einen Handbiss, der jedoch nach seiner Versicherung ihm höchst wonnevoll däuchte. Wenn wir den Stand der Vermittler erwägen, so werden wir so viel wenigstens als gewiss annehmen dürfen, dass das spröde Fräulein einem der Zürcherischen Geschlechter angehörte. Auf den vornehmen Stand des Mädchens deuten ferner hin, dass Hadloub ihr eine „*huot*" beilegt, d. h. eine stäte Umgebung von weiblichem Gefolge, eine Leibwache, die natürlich nur vornehme Damen sich halten konnten. Auch klagt er zuweilen selbst darüber, dass seine Herrin ihm „zu hehr" sei.

Was endlich Hadloubs Stellung zu den andern Dichtern des Mittelalters betrifft, so ist sie eine etwas eigenthümliche. Sehr häufig

noch klingen nämlich in seinen Liedern die ächten Töne des alten Minnegesanges an, daneben aber verfällt der Dichter in eine ganz besondere geistige Richtung, welche der zarten Keuschheit der älteren Dichter schnurstracks entgegen steht. Das wirkliche Leben, und zwar von seiner gemeinsten Seite, ist es, das von Hadloube mehr als billig berücksichtigt ward. Vielleicht lässt sich hieraus auf den Stand und die bürgerlichen Verhältnisse des Dichters schliessen, wonach, wenn ein solcher Schluss erlaubt ist, er den niedern Volksklassen angehört haben dürfte; allein mit Gewissheit ist solches keineswegs zu behaupten, da ja doch die genannten Männer und Frauen von hohem und höchstem Range an dem Dichter, wie er nun einmal war, ein Wohlgefallen hatten.

Sei dem nun wie ihm wolle; immerhin sind Hadloubes Lieder für die Sittengeschichte jener Zeit von Wichtigkeit, und da noch ein nicht geringes sprachliches Interesse dazu kommt, so glaubte die Zürcherische Gesellschaft für Erforschung des vaterländischen Alterthums dem ältesten Zürcherischen Dichter unter ihren Schriften einen Platz einräumen zu müssen. Als daher ihr Mitglied, der Herr Prof. Heinrich Vögeli im Sommer 1839 nach Paris sich begab, so beauftragte ihn der Vorstand, die bei Bodmer bereits gedruckten einzelnen Strophen mit der Handschrift noch einmal zu vergleichen und das in der Bodmerischen Sammlung Ausgelassene, vollständig abzuschreiben. Eine nochmalige theilweise Vergleichung der Handschrift übernahm gefälligst im Winter 1839 Hr. Kunstmaler Ulrich, gleichfalls Mitglied der Gesellschaft, und so ward der Herausgeber in den Stand gesetzt für den Dichter dasjenige zu leisten, was bei dem Vorhandensein nur einer Handschrift geleistet werden kann. Die Sammlung lyrischer Gedichte des Mittelalters von Hrn. v. d. Hagen war ihm während des Druckes noch nicht zugänglich; sollte sie etwas von Wichtigkeit über unsern Dichter enthalten, so wird sich später zu einem Nachtrage leicht Gelegenheit finden.

I. Der Brief.

1. Ach! mir was lange
nâch ir sô wê gesîn,
dâ von dâchte ich vil ange,
daz ir daz wurde schîn.
Ich nam ir achte
in gwande als ein pilgerîn
so ich heinlichst nû machte;
dô sî gieng von mettîn,
dô hâte ich von sender klage
einen brief, daran ein angil was,
den hieng ich an si, daz was vor tage,
daz sî nicht wisse daz.

2. Mich dûchte sî dêchte
«ist daz ein tobig man?
waz wolder in der nechte,
daz er mich grîfet an?»
Sî vorchte ir sêre,
mîn frowe wol gitân,
doch sweig si dur ir êre:
vil bald si mir entran.
Des was ich gegen ir sô gæche,
daz echt si balde kæm hin in,
durch daz den brief nieman gesæche:
sî brâchte in tougen hin.

3. Wie si im dô tæte,
des wart mir nicht geseit,
ob si in hinwurf ald hæte:
daz tuot mir sendiu leit.
Las sî in mit sinne,
sô vant sî sælicheit,
tiefe rede von der minne,
waz nôt mîn herze treit.
Dem tet sî nie sît glîche,
daz ir mîn nôt ie wurde kunt;
ôwê reine, minnenklîche,
dû tuost mich sêre wunt.

4. In getorste gesenden
nie keinen boten ir,
wan sî nie wold genenden
ir trôst erzeigen mir,
der ir kunt tæte,
wie kûme ich sî verbir,
und sî genâden bæte
nâch mînes herzen gir.
Dâ vorchte ich ir ungedulde,
wan sî mir ist dar umb gehaz,
deich sô gar gerne hæt ir hulde:
war umbe tuot si daz?

5. Mîn herze sêre
sî mir durbrochen hât,
wan sî dâ dur, diu hêre,
sô gwaltecliche gât

hin und her wider,
doch ez sî gerne enpfât;
sî lât sich drinne ouch nider
mit wunnen, die sî hât.
Sî kan sô gefüege wesen,
swie sî mêr dan mîn herze sî;
swies drinne gât, des mag ich gnesen;
arges ist si sô frî.

6. Mich dunkt, man sæche
mîn frowen wol gitân,
der mir mîn brust ûf bræche,
in mînem herzen stân
sô lieblîch reine,
gar wîblîch lobesan;
in wige ez doch nicht kleine,
daz ich sî sô mag hân.

Nû muoz sî mir doch des gunnen,
swie sêre sî sich fremdet mir;
doch gan si mir nicht der rechten wunnen,
der ich ie muote zir.

7. Ôwê diu minne,
wie wil sî mich nû lân,
und ich doch mîne sinne
an ir behalten hân?
Daz noch mîn herze
nie trôst von ir gewan,
des wil mir sender smerze
von nôt gesigen an;
sin kêre mirz dannoch ze guote,
daz sî die reinen twinge ê,
dazs mir ze heil der leiden huote
dur triuwe gar engê.

II. Die Zusammenkunft.

1. Ich diene sît daz wir beide wâren kint;
diu jâr mir sint gar swær gesîn,
wan sî wag sô ringe mînen dienest ie,
sin wolte nie geruochen mîn.
Des wart erbarmde hêrren, dien was kunt,
deich nie mit rede ir was gewesen bî;
des brâchten sî mich dar ze stunt.

2. Swie ich was mit hôhen hêrren komen dar,
doch was sî gar hert wider mich;
sî kêrte sich von mir, dô sî mich sach, ze hant:
von leide geswant mir, hin viel ich.
Die hêrren huoben mich dar, dâ sî saz,
unde gâben balde mir ir hant;
do ich des bevant, dô wart mir baz.

3. Mich dûcht, daz niemen möchte hân erbeten sî,
daz sî mich frî nôt hæt getân,
wan daz sî vorchte, daz sî schuldig wurd an mir;
ich lag vor ir als ein tôt man
und sach sî jæmerlich an ûz der nôt;
des erbarmet sî sich, wan ichz hât von ir,
des sî doch mir ir hant dô bôt.

4. Dô sach sî mich lieblîch an und redte mit mir;
ach wie zam ir daz sô gar wol!
ich mochte sî sô recht geschouwen wol gitân:
wâ wart ie man sô fröiden vol?
die wîle lâgen mîn arm ûf ir schôz;
ach wie suoze mir daz dur mîn herze gie:
mîn fröide nie mêr wart sô grôz.

5. Dô hâte ich ir hant sô lieblîch vast, got weiz:
dâ von sî beiz mich in mîn hant;
sî wânde, daz ez mir wê tæt, dô fröute ez mich:
sô gar süez ich ir munt bevant;
ir bîzen was sô zartlîch, wîblîch, vîn,
des mir wê tet, daz ez sô schier zergangen was:
mir wart nie baz, daz muoz wâr sîn.

6. Sî bâten sî vaste eteswaz geben mir,

daz sî an ir lang hæte gehân;
alsô warf sî mir ir nadelbein dort her:
in süezer ger bald ich ez nan.
Si nâmen mirz und gâbenz ir wider dô,
und erbâten sî, daz sî mirz lieblîch bôt;
in sender nôt wart ich sô frô.

7. Der fürste von Konstenz, von Zürich die fürstin
vil sælig sîn! der fürste ouch sâ
von Einsidelen, von Toggenburg loblîch
grâv Friderîch, und swer was dâ
und half ald riet, daz man mich brâcht für sî;
daz tâten hôhe diet; der frume Regensbergèr
nâch mîner ger ouch was dâ bî.

8. Und der abt von Peterhûsen tugende vol
half mir ouch wol; dâ wârn ouch bî
edil frowen, hôhe pfaffen, ritter guot;
dâ wart mîn muot vil sorgen frî.
Ich hâte ir gunst, die doch nicht hulfen mir.
her Ruodolf von Landenberg, guot ritter gar,
half mir ouch dar und liebte mich ir.

9. Dem die besten helfent, daz vervât ouch icht.
diu zuoversicht wart mir wol schîn;
wan der fürste von Konstenze loblîch, grecht,
und her Albrecht, der bruoder sîn,
und her Rüedgêr Manez, die werden man,
hulfen mir vür mîne edelen frowen klâr,
daz manegez jâr nie mochte ergân.

10. Ez ist lang, daz mich von êrste ir wunne vie,
und daz ich nie sô nâch ir kan;
wan sî stalte ungrüezlîch sich ie gein mir,
des ich zuo zir nie torst gegân.
Ich dâchte, sîts nicht ruochet grüezen mich,
gieng ich vür sî, daz wære licht sô verre ir haz;
nicht wan umb daz verzagt dann ich.

11. Möcht ein herz von fröiden dur den lîb ûz gân,
in möchte behân des mînen niet,
sît ich vür die wolgitânen komen bin,
von der mîn sin mich nie geschiet.
Ich hete ir hant in mînen henden, ach!
êst ein wunder, daz von rechten minnen nicht
in der geschicht mîn herze brach.

12. Ach, ich hôrte ir süezen stimme, ir zarten wort;
sî reiner hort, des hât sî prîs.
sô sach ich ir munt, ir wengel rôsen var,
ir ougen klâr, ir keln wîz,
ir wîblich zucht, ir hende wîz als snê.
mir was lieblich wol, unz ich muose dan:
mir sendem man tet daz sô wê.

III. Die Merker.

1. Waz man wunnen hôrte und sach, dô voglîn schal
sô suoze hal den sumer clâr!
des man schœne frowen sach sich dicke ergân,
des werde man gern nâmen war;
wan swæriu kleit diu leiten sî dô hin,
des man sach, wie wîblich wol sî sint gestalt,
und manigvalt ir liechte schîn.

2. Wan sî burgen nicht ir wunne in süezer zît.
der winter gît kalt wind und snê:
des sî ir antlüt, neckel, keln bergent sint:
an hiuten lint tuot winter wê.
ir hende wîz ouch dicke bergent sî,
und sint in den stuben daz mans selten sicht.
wen tet daz nicht vil fröiden frî?

3. Niemen mag die sumerzît verklagen wol

wan der, der sol sîn lieb umbvân.
dem ist der winter lieb dur daz diu nacht ist lang
vür voglîn sang, vür schœnen plân.
Mir wær auch sô, tæt sî genâde mir;
noch tuot sî rechte, als daz niemer sül ergân:
ûf lieben wân dien ich doch ir.

4. Ich kome in dem sinne selten nicht vür sî,
daz ich ir bî müg sanfte sîn:
merker und diu huote, diu verderbent mich,
dur diu mîd ich die frowen mîn.
Ir wort diu snîdent, sî gênt scharpfen slag,
doch sende ich ir mîn herze und mîn triuwe gar,
swenne ich nicht dar selb komen mag.

5. Waz ich dur die merker und durch huote lân,
daz ich nicht gân sô dik vür sî!
Daz sî sîn verfluocht! ir zungen sint sô lang,
ir helregang ist tugende frî.
sî sehent umbe sam diu katze nâch der mûs.
daz der tievel müeze ir aller pfleger sîn,
und brechen in ir ougen ûz!

IV. Sie, ein Kind liebkosend.

1. Ach, ich sach sî triuten wol ein kindelîn,
dâ von wart mîn muot liebe ermant.
si umbevieng ez unde druchtez nâhe an sich,
dâ von dâcht ich lieblîch ze hant.
si nam sîn antlüte in ir hende wîz
und druchte ez an ir munt, ir wengel klâr;
ôwê sô gar wol kuste siz.

2. Ez tet ouch zwâre, als ich hæt getân:
ich sach umbvân ez ouch sî dô.
ez tet recht als ez enstüende ir wunnen sich;
des dûchte mich, ez was sô frô.
dô mocht ich ez nicht âne nît verlân,
ich gedâcht owê! wær ich daz kindelîn,
unz daz sî sîn wil minne hân.

3. Ich nam war, dô daz kindelîn êrst kam von ir,
ich namz zuo mir lieblîch ouch dô;
ez dûchte mich sô guot, wan siz ê druchte an sich,
dâ von wart ich sîn gar sô frô;
ich umbeviengz, wan siz ê schône umbvie,
und kust ez an die stat, swâ'z von ir kust ê was:
waz mir doch daz ze herzen gie!

4. Man gicht, mir sî nicht alsô ernstlich wê nâch ir,
als siz von mir vernomen hânt;
ich sî gesunt, ich wær vil siech und siechlich var,
tæt mir sô gar wê minne bant;
daz mans nicht an mir sicht, doch lid ich nôt —
daz füeget guot geding, der hilft mir aldâ her,
und liez mich der, sô wær ich tôt.

V. Trotz der Geliebten.

1. Der vil edel Regensberger was vor ir
und bat sî mir genædig sîn,
und daz sî zuo mir spræch «got grüeze mîn dienèr,»
daz was sîn ger, des hêrren mîn.
Sî sprach zartlich «zwâr hêrr, daz muoz ergân»
und lobtimz mit ir wîzen hende in sîn hant;
mîn leit verswant, doz mir vürkan.

2. Dâ wâren edele frouwen, edele hêrren bî
der stund dô sî gelobte daz.

Ich wând, daz siz stæt lieze, wanz vor in geschach:
von Eschenbach der hêrr dâ was,
und der von Trosberg, der von Tellinkon;
ich wânde, daz mir solt ir trôst dâ werden schîn,
swie ich des bin von ir ungwon.

3. Sus besande der werde Regensberger mich.
mit im gieng ich dar ûf den trôst;
ich wânde, daz ich leides frî dâ wurde ie sâ:
dô wart ich dâ fröiden erlôst.
Sî slôz sich in ein stuben der geschicht;
er bat sî und edil frowen, edil man,
vil harûz gân: dô half ez nicht.

4. Sî suns ir nicht wîzen, sist unschuldig gar;
ich brâchtez dar, daz vuogte daz;
daz was mîn ungelücke, daz ich hân gên ir,
daz vuogte mir ir strengen haz.
swaz mich ir hulden irre, daz müez zergân,
ez tüeje dan ir lîb, in sol ir vluochen nicht.
swaz mir geschicht, heil müezes hân!

5. Ôwê daz sî mir nicht fröiden gund von ir!
wie tet doch mir sô wê der pîn,
daz sî vor mir barg ir lîb sô minnenklîch;
ach, sî lie mich in jâmer sîn.
Sin wolt harûz nicht, ê ich dannen kan,
sus vuogte ez sich, daz ich ir dâ nicht gesach:
daz leit geschach mir sendem man.

VI. Der Spaziergang.

1. Ich ergieng mich vor der stat, doch âne vâr:
do gedâchte ich gar lieblîch an sî.
Sâ ze hant ersach ich verre ir schœnen lîb,
dâ schœniu wîb ir sâzen bî:
do engunde sî mir fröide nicht von ir,
sî gieng dannân, dô sî sach, daz ich gieng dar;
daz nimt noch gar vil fröiden mir.

2. Liebiu mære seit doch ein guot ritter mir,
daz lieblîch ir munt von mir sprach.
Sî sprach «wâ ist mîn gselle» daz was minnenklîch.
ich fröuwe mich, daz ie geschach,
daz sî von mir geruochte reden sô.
daz schatte ir vil kleinen unde hilft mich wol;
sist tugende vol: des bin ich frô.

3. Ich kam ir ze wege dâ sî gar eine gie:
do gesprach ich nie kein wort zuo zir.
Ich erschrac von minnen, in mochte hin noch dan.
ich sachs echt an: daz wart doch mir.
Sî gieng ouch vür, daz sî nicht gruozte mich:
daz verzagte mich ouch, daz ich nicht ensprach,
und dô ichs sach sô minnenklîch.

4. Minne sûmet an mir vaste ir triuven sich,
sî twinget mich minnen sô hôch,
wan sî nie mîn frouven gegen mir getwanc:
sî habe undanc! wie tuot sî sô?
waz habe ich ir getan? sî swechet sich;
twunge sî gên mir ir lîb sô tugende vol,
sô tæt sî wol: wes zîhets mich?

5. Daz diu Minne mich sô sêre betwungen hât,
und daz sî lât ir lîb sô frî:
dâ von weiz ich, daz sî hât verrâten mich,
sin kêre sich dan ouch an sî,
und twinge sî mîn noch genâde hân.
Ôwê Minn, wilt dû daz tuon, sô tuoz enzît,
wan sender strît wil mich erslân.

6. Frouwe mîn, ich man der rechten triuwen dich,
wan die hân ich recht gegen dir,
daz dû mir des gunnest, daz ich zuo dir gê,
dâ niemen mê sî wan echt wir.
ân argen list muot ich des, frouwe, dir:
in wolte nicht wan klagen dir mîn sendez leit;
ach sælikeit, des gunne mir!

VII. Ehestand Wehestand.

1. Ez muoz sîn ein wol berâten êlîch man,
der hûs sol hân, ern müez in sorgen stân.
Nôtig lidig man fröut sich doch manegen tag,
er spricht «ich mag mich einen sanft begân.»
ach, nôtig man, komst dû zuor ê,
wan dû kûm gewinnen macht muos unde brôt,
dû komst in nôt: hûssorge tuot sô wê.

2. Sô dich kint anvallent, sô gedenkest dû
«war sol ich nû? mîn nôt was ê sô grôz!»
wan diu frâgent dik, wâ brôt und kæse sî;
sô sitzt dâ bî diu muoter râtes blôz.
sô sprichets «meister, gib uns rât!»
sô gîst in dan Riuwental und Siuftenhein
und Sorgenrein, als der nicht anders hât.

3. Sô sprichet sî dan «ach daz ich ie kam ze dir!
jan haben wir den witte noch daz smalz,
noch daz fleisch noch vische, pfeffer noch den wîn;
waz wolte ich dîn? sô hân wir niender salz!»
Sô riwet irs: dâ sint fröiden ûz,
dâ vât frost und durst dem hunger in daz hâr
und ziehent gar oft in aldur daz hûs.

4. Mich dunket, daz hûssorge tuo ie wê,
doch klage ich mê daz mir mîn frowe tuot;
swenn ich vür sî gên dur daz sî grüeze mich,
sô kêrt sî sich von mir, daz reine guot:
sô warte ich jæmerlîchen dar
und stên verdâcht als ein ellender man,
der nicht enkan, und des nieman nimt war.

5. Daz sî mich versêret hât sô manig jâr,
daz wolt ich gar lieblîch vergeben ir;
gruozte sî mich, als man friunde grüezen sol,
sî tæte wol: sî sündet sich an mir,
wan ir mîn triuwe wonet bî;
dâ von solte sî mich grüezen âne haz.
wan tuot sî daz? — daz si iemer sælig sî!

VIII. Auf Heinrich von Klingenberg, Bischof von Konstanz.

Wol uns, daz der Klingenberger fürste ie wart!
die rechten vart die fuoren sî,
die in ze hêrren welten: er kan wîse und wort,
der sinne hort der wont im bî;
sîn helfe, sîn rât, sîn kunst sint endelîch;
des die wîsen habten sîn ze hêrren ger:
des heizet er bischof Heinrîch.

IX. Auf Rüedger Manez und Johannes Manez.

1. Wâ vund man sament sô manig liet?
man vunde ir niet im künicrîche,
als in Zürich an buochen stât.
Des prüeft man dik dâ meistersang.
der Manez rang dar nâch endlîche:
des er diu lieder buoch nu hât.
Gein sîm hof mechten nîgin die singære,
sîn lob hie prüevn und andirswâ:
wan sang hât boun und wurzen dâ,
und wisse er wâ guot sang noch wære,
er wurb vil endelîch dar nâ.

2. Sîn sun der kuster treibz ouch dar;

des hânt sî gar vil edels sanges,
die hêrren guot, ze semne brâcht.
Ir êre prüevet man dâ bî.
wer wîste sî des anevanges?
der hât ir êren wol gidâcht.
Daz tet ir sin: der richtet sî nâch êren,
daz ist ouch in erborn wol an;
sang, dâ man dien frowen wol getân
wol mitte kan ir lob gemêren,
den wolten sî niet lân zergân.
3. Swem ist mit edelm sange wol,
des herze ist vol gar edler sinne;
sang ist ein sô gar edlez guot:
Er kumt von edlem sinne dar;
dur frowen clâr, dur edil minne,
von dien zwein kumt so hôher muot.
Waz wær diu welt enwæren wîb sô schœne?
dur sî wirt sô vil süezekeit,
dur sî man wol singet unde seit
sô guot geticht und süez gedœne:
ir wunne sang ûz herzen treit.

X. An Frau Minne.

1. Minne ist sô wunderlîch,
sî kêrt sich an tumbe, an wîse,
alte, junge twinget sî.
Son ist ir ze rîch nieman
noch z'arm, wan sî slîchet lîse:
swem sî wil dem ist sî bî.
Sî lie mich ir helfe nie bevinden
unde twinget sêre mich gein ir,
unde sî nicht gegen mir.
Minne, ich dir mag fluochen swinde
wol ûz mînes herzen gir.
2. Iane wîze ich ez nicht ir,
daz sî mir ist sô gar herte,
ich wîz ez der Minne gar.
Wan sî lât ir lîb sô frî
und doch sî wol sî gelêrte,
daz sî mîn noch næme war.
Âwê sît sî nicht enhât der minne,
wâ von solte sî dan ruochen mîn?
Minne, werde mir noch vîn,
kêre hin und twing ir sinne,
sô wil ich dîn friunt noch sîn.
3. Minne, süene dich mit mir,
kêr zuo zir ald ich wil strâfen
dich, die wîl ich leben mag;
unde liebe noch ir mich,
ald ûf dich sô schrîe ich wâfen
manige nacht und manigen tag.
Âwê, Minne, kom ir noch ze herzen
mir ze heil, son fluoche ich dir nicht mê;
in weiz andirs wiez ergê;
mir ist wê von sendem smerzen:
Minne, noch mîn nôt verstê!

XI. An Sie.

1. Al sich mîn sinne nâch ir minne stellent, und hulf si mir, ez wær ir sünde nicht;
wan sender smerze wil mîn herze bringen in tôdes haz. ob si daz nicht versicht,

ûf mîn triuwe sî wirt schuldig an mir;
ob nicht ir güete mîn gemüete
trœstet, ez ist mîn tôt. lieb, die nôt
klage ich dir.

2. Lâ dich erbarmen mich vil armen
wunden; dû tuost mir daz: dû gîst baz
mir ouch wol.
Daz tuo noch, reine, wan ich meine
dicke mit triuwen dich, als ouch ich
billîch sol:
wan ich bin gar, lieb, dîn eigen knecht.
Mîn küniginne, bring mich inne
trôstes, êst nicht ze fruo, wan dar zuo
hâst dû recht.

3. Daz recht dû, hêre, lange sêre
brichest, swie lob von mir doch ie dir
ûz erschal;
und dir mîn triuwe ie sô niuwe
wâren: daz al vervie mich noch nie über al.
Doch mecht ich niemer ir lob gesingen
gar;
doch sol die süezen mîn lob grüezen
ie sô ich beste kan dâ von, wan sî
ist sô klâr.

XII. Die Hüte.

1. Der site ist in Œsterrîch
unminnenklîch, daz schœne frou-
wen
tragent alle hüete breit;
wan ir minnenklîchen var
mag man gar selten geschouwen,
sos ir hüet hânt ûfgeleit.
Manigen wær diu zît gar unverdrozzen,
sæch man diker ir wengelîn
und ir liechten ougen schîn.
Wan wæren die hüet geflozzen
Tuonowe ab, sô möchte ez sîn!

XIII. Bitte um Beistand.

1. In kunde mich erwern nie,
swanne ich ie sach schœne frouwen,
ez gienge in mînes herzen grunt.
Swaz man in der welte sicht,
man mag nicht sô gerne schouwen,
daz ist mir wol worden kunt.
Swann ich sich ir wîblîch lôsen sitte,
ir hende wîz, ir keln blank:
sô ist mîn herze ân allen wank
in sô lieblich denne mitte,
und ist wilde mîn gedank.

2. In swelch lant abr ich ie kan,
in gisach an dekeiner frouwen
nie sô lôs gebâren mê,
als mîn frowe gebâret sich;
des tuon ich etswenn ein schouwen,
unz mir wirt senlîchen wê:
sô denk ich an lieblich umbevange
und an etswaz mêr dâ bî.
Niemen weiz wie mir dan sî:
sendiu nôt tuot mir gedrange,
sô ichs sich sô wandils frî.

3. Man gicht, wes ich achte an ir,
sî sî mir doch gar ze hêre,
warumb ich sî minne gar?
sî hant unrecht der getât:

sô sî hât ie hôcher êre,
sôst mîn sin ie stæter dar.
In weiz an ir nicht daz ich müg strafen
wan ein ding, enwære daz,
sô geviel mir nie wîb baz;
dar ûf ich ie schrîe wâfen:
ez ist gegen mir ir haz.

4. Könte ich lobn unz ûf den grunt,
mir ist kunt, war ich daz spræche,
dâ ez rechte wær bewant:
mîner frowen lobesan,
diu wol kan an êren gæche
sîn, daz ist mir wol erkant.
Sist sô minnenklîch und sældenbære,
zucht und êren ist sî guot;
sî hât reinen hôhen muot,
sist ir worte gar gewære,
sist vor valsche gar behuot.

5. Ich habe des vil stæten muot:
frowen guot dien wil ich mêren
ir lob, lebe ich manige zît;
wan des sint sî wert sô wol:
sî sint vol sô maniger êren,
daz ist gar ân allen strît.
Sî sint milte und minnenklîch gestellet,
und hânt dâ bî tugende vil.
Er kumt an der sælden zil,
swer sich oft zuo zin gesellet:
der hât wunnen swaz er wil.

6. Ich man iuch, vil schœnen wîb,
daz mîn lîb mit stætem muote
ganze triuve gein iu hât:
daz ir helfet klagen mir
daz von ir, daz mich diu guote
in sô sendem leide lât,
nâch der ich vil dicke siufte sêre
und dâ mite spriche «owê»
ich muoz trûren iemer mê,
sich erbarm dan noch diu hêre
über mich; daz siz verstê!

XIV. Ach sollt' ich heimlich bei ihr sein.

1. Swer nimt schœner frouwen
durch ir wunne war,
der gêt dar gern swa er sî sehen mag;
wan daz süeze schouwen
in sîn herze gât;
suoze inpfât ez doch senlîchen slag,
swenn er ir wunnen innert sich,
die sô lôslich sint und sô wîblich gimeit:
diu süezekeit ouch dicke wundet mich.

2. Er wirt wilder sinne,
der wol kan entstân,
wie wunnesan doch schœne frowen sint,
und wirt vol der minne;
wan manig frowe guot
zartlîch tuot alsam ein zartez kint.
Wan sî sint sô zartlîch gistalt,
sô minnenkliche; mir behagt ir wunne baz,
dan allez daz zer werlt wunne ist gizalt

3. Swâ mannes herze minnen
gert an selker stat,
dâ er hât heinliche wol manig stunt,
der mag lieb gewinnen.
Heinliche tuot vil
swenne er wil ald im ûf minne ist kunt.
Swenn er ist sîner frowen bî,
sô klagt er ir sîn nôt senlîch als er sol:
der mag wol sender nôt werden frî.

4. Den sîn herze twinget,
daz er minne ein wîb,
der sîn lîb muoz stæte fremde sîn;

in nôt ez in bringet,
andirs wirt im nicht.
Sam geschicht mir gein der frowen mîn.
Wenn solt irbarmen sî mîn nôt,
und ich ir nicht klagen mag send ungimach?
Ach und ach! des sint mîn fröide tôt.

5. Ich enmag getriuwen
leider des nicht ir,
daz sî mir noch gunne heiles vunt;
doch wil mich nicht riuwen,
daz ich diente ir ie,
swie mir nie kein trôst wart von ir kunt.
Wan sist ein frowe valsches frî,
wol gistalt, vil schœn und dâ bî minnenklîch:
ach, solt ich ir tougen wesen bî!

XV. Das Verstummen.

1. Ich was vor ir,
daz ich wol mîn jâmer ir geklaget solte hân.
Mîn sendiu gir
wart sô grôz, daz sî mich dar nicht reden wolte lân,
wan sî was sô rechte wunnenklîch gitân,
daz ich nicht mocht vor lieb in mînen sinnen bestân.
Wan swenn ein man
wirt ze rechte frô,
sô enweiz er noch enkan.
Recht alsô
ergieng mir senden leider vor ir dô

2. Daz herze mîn
wart sô rechte müede von gidanken in der stunt;
ê sender pîn
mich gar überstritte, dâ was fröide mir wol kunt.
Sendiu nôt gieng mir ze herzen in den grunt;
dô dâcht ich «ô wê lieblîch gstellet rôter munt;»
dô wart ich wunt
von sendem jâmer grôz;
mich bant der minne bunt,
minne schôz
mich, daz ich mînen sin sô gar verlôs.

3. Ôwê daz ich
ir nicht mocht geklagen mîn vil langez ungimach!
Ir wunne mich
tet sô gar verzagen, wan ich sî sô schœne sach.
Ich dâchte mirs sô rechte nâhe senlîch, ach,
daz mir dô gar mîn spâche in mînem herzen brach;
ich wart sô swach
von ir wunnen vîn,
daz ich dâchte «herze lach
fröide dîn!»
daz wart ouch leider mir dô balde schîn.

XVI. Wächters Lied.

1. Ich wil ein warnen singen,
daz lieb von liebe bringen
nû mag, diu mâze kunnen hân.
Sus râte ich dien ein scheiden,
der ich nû hüete beiden,
der tag der wil sô schier ûf gân.

Des ich wunder sorge hân,
wie ez noch uns ergange:
ir nâhen umbevange
die wellent sî sô kûme lân.
2. In gibe im nicht die schulde,
ich weiz ir ungedulde
sô wol, sî lât in kûme varn.
Der hêrre lâz sî weinen:
der nacht ist noch sô kleinen,
er sol ez langer nicht ensparn.
Nû bin ich aller fröiden arn;
ich vürchte mich sô sêre,
ez stât umb lîb und êre,
ich enkan ir nicht bewarn.
3. Sin volgen mînem râte,
und tuont sî daz ze spâte,
owê ich bin mit in verlorn.
Nû hœrnt sî doch mîn warnen,
muoz ich ir minn erarnen
noch mê, daz ist mir leit und zorn.
Ôwê daz ich wart erkorn,
daz ich wart ir wachtære.
Noch wendet unser swære:
den tag man kündet dur diu horn.

XVII. Der Handel.

1. Ich was dâ ich sach:
in ir swert zwên dörper grifen junge.
Ruodolf dô begunde in zorne fletschen.
Kuonze dar zuo sprach
«niemen ist, dem an mir gelunge,
ich hân dînen zorn niwan für getschen.»
Ruodolf sprach «dû hâst Ellen gmeinet,
nâch der ich vil dike hân geweinet:
hüet dîs libes vor mir
an dem werd am sunnen tage vor ir!
dîn schuld ist, daz ir hulde gein mir kleinet.
2. Sî swigen dar zuo,
daz manz verr vernam in kurzer stunde:
dar kam dörper vil mit grôzem schalle.
Ruodolf malch sîn kuo
unde ruoft dien, dien er guotes gunde
«trinket unde sît mir bî hiut alle,
helf man im, sô helfet mir ouch sêre,
deich vor Ellen bejage hiute êre:
ich wil Kuonzen slân,
daz hunde in in mügen zem herzen gân;
ern gewirbt umb Ellen niemer mêre!»
3. «Wir sunz understân»
sprâchen zwên der wægsten und der meijer,
«bitet Kuonzen, daz er Ellen abe lâze.»
«Des mag nicht ergân,
ich gab ir ein geiz und hundert eijer
unde bin ir holt recht âne mâze.»
«Dâ vür sol dich Ruodolf vil wol mieten.»
«nû lât hœren, waz wil er mir bieten?»
«zwô geize und ein huon.»
Kuonze sprach «daz wil ich gerne tuon,
ich tet ie, daz biderbe liute rieten!»

XVIII. An Sie.

1. Mîn herze tuot mich sorgen rîch,
ez achtet, wâ sô minnenklich
ein reiniu frouwe sî;
und swie sî sich gebâre,
ir wonet züchte bî;
sî ist gar wandils frî.

2. Vil süeze minnenklîchez wîb,
und fröutet ir noch mînen lîb
mit iuwerm holden gruoz,
sô kæm ich gar ûz leide,
dar inne ich sterben muoz,
irn tuot mich sorgen buoz.

3. Ach, gæbe mir diu guote baz,
sô wurd ich noch, als ich dô was,
dô ich ir künde vie;
ich was vil fröiden rîche,
diu mir dô gar entgie,
dô ich mich an sî lie.

4. Owê vernæm sî noch die klage,
wie vil ich herzen jâmirs trage:
daz kumt von sender nôt.
wil mir die nicht benemmen
ir munt sô rôsenrôt,
owê sô bin ich tôt!

5. Owê, wie wê mir dâ geschach,
dâ ich mîn liebin frowen sach
sô schœne vor mir stân;
mich balde des gidûchte,
ich mües mîn fröide lân,
dô ich muos dannân gân.

6. Noch wær ich langer dâ gesîn,
wan daz ich vorcht der liute pîn
und der vil valschen haz,
daz sî mich wolten nîden,
daz mir sô sanfte was,
dô ich vor ir gisaz.

7. Ich schouwet sî vil manigvalt;
mich dûcht, ich wurde niemer alt,
und solt ich bî ir sîn
mit ir vil guoten willen,
sô wær mîn sorge hin
und sendes herzen pîn.

XIX. Der Liebe Leid.

1. Swer arbeit muoz hân, vil wunder dicke
die sint alle fröiden blôz;
als ouch die minnære,
dien ir frou nicht gan ir ougen blicke:
die sint wol kolære gnôz,
wan die ruow sint lære,
und die müezen hacken unde riuten.
Die klage wir betiuten,
daz uns diu minne gisellet
zuo dien arbeit kellet.

2. Wir mun uns zuo dien ouch wol glîchen,
swelch echt stæte karrer sint;
der nôt ist ouch wunder.
Sî mun nicht geflien, daz sî entwîchen,
swenn kumt regen unde wint,
daz karren gênt under,
sô hebent sî: daz gât dur ir herze,
als uns sender smerze:
der rüeret ouch ze grunde:
dez sint senden wunde.

3. Minnær herze vicht ze ganzer stæte
als in einem sacke ein swîn:
daz vert unde kirret.
Doch klagt ich es nicht, obz mînz nicht tæte:
daz rüert ouch vil sender pîn;
daz mich ruowen irret.
Minne klemmet recht alsam ein zange;
swens ankumt gedrange,
den kumbert ungemüete,
ezn wende liebes güete.

XX. Herbstlied.

1. Herbest wil berâten
manig gesinde mit guoten trachten
bî der gluot ald swâ sî sîn.
Veize swînîn brâten,
darumb sol ir wirt in achten
und ouch bringen guoten wîn.
Wirt besend uns würste,
dâ bî schæfîn hirne,
daz in die stirne
glostend werden, als sî in sîn angezunt;
mache in, daz sî dürste,
salz in vast; der ingwant derme
tuon den herbst mit vollen kunt.

2. Sô der haven walle
und daz veize dar inne swimme,
sô begiuz in wîziu brôt.
Danne sprechents alle
«herbst ist bezzer danne ein gimme,
wol dem wirte derz uns bôt.»
Hande in ente füeze,
dar zuo guot gislechte,
sô kumst in rechte,
unde stêt dâ bî des herbstes êre wol.
Swer nû trûren müeze,
der enhœrt nicht zuo den frægen,
wan sî werdent fröiden vol.

3. Swer sich welle mesten,
der sol kêren zuom gesinde:
guote vuore machets veiz.
Wirt besend den gesten
gense, die dâ sîen blinde,
unde mach die stuben heiz.
Du solt hüenr in füllen,
dâ nâch sieden kappen:
frœlîche knappen
hâstu dann in stuben und ouch bî der gluot;
heiz in tûben knüllen,
schiuzen ouch vasande wilde:
daz nement sî vürs meien bluot.

4. Welt, dû bist ungliche:
frægen dien ist wol geschechen;
daz tuot manegem minner wê.
Frouwen minnenkliche
mügen sî nû nicht gesechen,
als sis sâhen des sumers ê.
Sî hânt nû verwunden
diu antlüt in ir stûchen,
daz sî nicht rûchen;
swære winde tuont an linden hiuten wê.
Wê uns küeler stunden!
rôsenwengel sint verborgen
und ir keln wîz als der snê.

5. Wir sorgen nicht eine:
vogel die hânt grôze swære,
in tuot ouch der winter leit.
Wir sunz hân gemeine:
wir sîn beide fröiden lære,
dulden sament arbeit;
wan bî ir gedœne
was uns dicke samfte.
Dô diu amsel kamfte
mit der nachtigal, dô hôrt man süeziu liet,
und die frouwen schœne
dô die minner mochten schouwen:
des enmuns nû leider niet.

XXI. Härte der Geliebten.

1. Nû ist sumer sô wol gestet, daz er êre hât;
in schœner wât
mag man in nû wol sechen.
Rôt, gel, blâ, wîz, grüene ist sîn kleit givar;
swer sîn nimt war,
der mag im wunne jechen.
In lobent mit süezem sange diu vogelîn:
diu sechent sô liechten schîn:
mit dien sol man frœlich sîn.
Swie schœn diu zît sint, trüebe ist mir doch mîn muot,
wan mich getrôst noch nie mîn frouwe guot.

2. Ez ist lang, daz ich mîn frou von êrst gisach;
mîn ungemach
huob sich dô süezeklîche,
wan ich wart von ir wunnen süezen liebes vol;
mir tete wol,
daz sî was wunnen rîche.
Nû muoz mir daz leider wê tuon elliu zît,
wan sî mir nicht trôstes gît;
des mîn herze in arbeit lît.
Wan wærs âne wunne, sô wær mir nîcht wê
nâch ir, als ez sus sîn muoz iemer mê.

3. Noch ist mir wol der stunde, swâ ich sî sich an;
swies mir ist gran,
doch habe ich sî ze frouwen.
Doch wirt daz lieb vergolten mir mit leid ie sâ;
sô sî nicht dâ
mêr ist, dâ ichs müg schouwen;
sô ist mir, alsô der sunne hinder gegât,
und der tag sîn wunne verlât.
Fröiden vil sî doch ie hât
bî andern schœnen frouwen: noch achtets nicht,
wie wê mir von senlîcher nôt geschicht.

XXII. Herbstlied.

1. Herbst wil aber sîn lob niuwen,
er wil briuwen
manigen rât; wan daz stât den sînen êren wol.
Er wil manig her berâten
veizer brâten,
unde wil trachten vil dâ zuo sî machen vol.
Des sîn lob sich üeben sol!
niuwen wîn
trinkent sî, derz hirne rüeret,
und ouch füeret
ir muot hô, daz sî frô dann alle müezen sîn.

2. Würst und hammen, guot geslechte
ouch in rechte
herbest birt; dar zuo wirt in noch sîs râtes mê:
Ingwant, bletze, derme und magen
und ouch kragen
zuo der gluot; herbest tuot in baz dan sumer ê.
Man slecht sô manig vê:
des vint man
guotiu krœse, houbt und füeze,
und ouch süeze
hirn und die; herbst was ie sîns râtes lobesan.

3. Nû sol ein wirt sînen gesten
geben des besten,
des uns gît herbstes zît, (sô hât er wol gitân),
dazs von rât ûf müezen glosten.
Swaz daz kosten
danne sül, wirt, sî fül sô, daz sî vollen hân.
Ân klobwürst solt dus nicht lân,
manigen buog
gib in, dar zuo guote grieben:
des in lieben
herbest muoz; wirt nû tuoz, sô hânt sî danne gnuog.

4. Doch klage ich des sumers schœne
und die dœne
wunnenklîch, der sô rîch ê was vil manig lant.
Dô die wilden vogel sungen,
daz sî klungen,
daz der schal suoze hal: des was uns fröide irkant.
Die went œsen winters bant,
diu sô kalt
sint, daz heide und ouwe velwent,
und ouch selwent
tage clâr: daz tuot bar uns fröide manigvalt.

5. Noch klage ich mîn meisten swære,
daz mich lære
trôstes ie mîn frou lie, swie wê mir nâch ir was;
und sî mich lât sus verderben
unde werben
in der nôt, daz der tôt mir tæte lichte baz:
wan'z næm schier ein ende daz.
Sus lât sî
mich in langem ungemüete:
ald ir güete
wendez noch, wan ir doch mîn triuwe wonet bî.

XXIII. Lust im Sommer.

1. Die den winter hâten leit,
wan sî manigen tag sâhn trüeben
und ouch gar unmâzen kalt,
die hânt nû vil süezekeit:
vogel went den sumer üeben
mit ir stimme manigvalt;
heide die stânt grüen
und gel von bluomen,
und der sunne küen
sus schœne und glanz;
dâ bî sicht man boume blüen,
dâ wir under suln schouwen
schœner frouwen manigen tanz.

2. Ez ist ougenwunne hort,
sô man schœne frouwen sament
in den boungarten sicht gân;
dâ hœrt man ir senften wort,
wan sî sich sô wîblîch schament,
sô ir achtent junge man.
Man sicht dâ an in
sô lôs gebærde,
daz der manne sin
wirt frœlîch gar.
È der sumer uns erschin,
dô was man der wunnen âne
und ûf plâne maniger var.

3. Man sol billîch fröide hân:
sumer ist sô rechte schœne
alles des er haben sol.
Doch ich bin ein trûrig man:

daz tuot mir die ich dâ krœne,
der ist mit mîner arbeit wol.
Si hât vil gelacht
mîns herzen siuften:
des nam ich dann acht
und tet mir wê;
sist sô wunnenklîch gemacht,
daz si wont mir in dem muote,
diu vil guote, swiez ergê.

XXIV. Erntelied.

1. Ez gêt nû in die erne
vil schœner dirnen vîn;
swer fröide habe gerne
der kêr mit in dâ hin.
Dar zuo gêt manig eile
dar mit ir tochterlîn;
daz kumt iu ouch ze heile,
went ir gesloufig sîn.
Hæt ich ein lieb, daz gienge dar,
ich næm ir in der schiure war:
dâ wurd ich lîchte sorgen bar.

2. Ez ist dien wol geteilet,
der frowin gênt dâ hin;
des sich ir herze geilet,
ez wirt licht ir gewin.
Wol ûf ir stolzen knechte,
dien stêt ûf minn ir sin,
iu kumt diu erne rechte,
wan tuot iu zemen in;
dâ sagent spel, ir jungen man,
diu man wol âne lernen kan:
stat machet lîcht dams iu dâ gan.

3. Swer sich kan zuo gimachen,
swiez sî von êrst in leit,
ez wirt dar nâch ir lachen,
sô *man in* spel giseit,
als man ûf strô sol sagen,
dâ dirnen sint gimeit:
ob sî daz went vertragen,
daz tœtet sende arbeit;
dâ ist diu kurzewîle guot
mit speln. Sam ennents baches tuot;
wol ûf in de ern, diu hœhet muot!

XXV. An Sie.

1. Diu voglîn wârn in manigen sorgen
noch al dâ her den winter kalt;
si smuchten sich die küelen morgen,
in snêwe stuont sô gar der walt:
nû wellent sî sich zweien,
sî hânt ersehen die liechten zît;
die bluomen lachent gein dem meien,
der manigem herzen fröide gît.

2. Man hœret süezeklîche dœne,
swer sich des morgens wil irgân,
und sicht die lieben heide schœne
in wunnenklîcher varwe stân.
Swaz ich vil sender schouwe
der bluomen und der rôsen rôt,
doch muoz ich sorgen, wan mîn frouwe
mich tuot an mînen fröiden tôt.

3. Ich siufte sêre und minnenkliche,
und wandelt sich mîn stætiu var,

Swenn ich sî sich sô wunnen rîche,
und sî mîn nimt sô kleinen war.
Und mecht von leide ersterben
ieman, ich wær nû lange tôt:
in mocht ir helfe nie erwerben,
dâ von leb ich in gwisser nôt.

4. Sol ich die guoten lange mîden,
swie doch nieman von leide erstarb,
ich muoz den tôt nâch ir erlîden,
wan ich nie heil an ir irwarb.
Wil sî mîn . . nicht êren
noch lieblich hôchgemüete geben
und ouch ir frömden gar verkêren,
sô muoz unlenge sîn mîn leben.

5. Doch hab ich sî mir selb erwellet,
und wil genâden gern von ir;
swie mich diu reine in jâmer vellet,
doch stêt nâch ir mîns herzen gir.
Nun wil ouch niemer kêren
von ir die besten triuwe mîn;
sol ich verderben nâch der hêren:
sî muoz in hôhen schulden sîn.

XXVI. Erntelied.

1. Ir sult iuwer swenzel,
êst erne zît, krispen, dirne guot,
krenzel
machen iu ûf die vîrtage.
Swiem arbeit in erne
hât, doch hât man dâ frœlîchen muot;
gerne
pfligt man dâ sô lôser sage:
wan dar komt sô
mang stolziu dirn und knappe; des man dô
wirt frô.
Ir singet danne sô vil süezeklîche hô:
ouch ist erne rechte fröide ûf dem strô.

2. Heinlîchi mag enden
vil, der die zsîner frouwen wol hân mag;
wenden
tuot sim des lîcht senden pîn.
Der ab frouwen minnen
gert, der huote pfligt nacht unde tag,
gwinnen
wirt im dâ lîcht niemer schîn.
Des bin ich bar
fröiden und vol sorgen, swiez gevar;
wan dar
minne ouch ich, dâ mich huote frömdet gar:
frömde friundes nam ie sô klein war.

3. Minne, dîn süez twingen
hât betwungen mich in sûren pîn;
ringen
tuost dû mich mit sender nôt.
Dû gîst mir ze herzen
sus ein wîb, der ich muoz frömde sîn;
smerzen
muoz mich daz unz ûf den tôt.
Ir wunne gât
sô suoze mir ze herzen; ez verstât
die gitât
sô wol, daz sî sô mange wunne hât:
des Minne mich von ir nicht scheiden lât.

XXVII. Klage über Sie, im Sommer.

1. Sumer hât gisendet ûz sîn wunne,
secht, die bluomen gênt ûf dur daz gras!
Lûter klâr stêt nû der liechte sunne,
dâ der winter ê vil trüebe was.
Schœne ougenweide
bringt uns der mei, er spreitet ûf diu lant sîn wât;
wær ich nicht in senelîchem leide,
ûf der heide
wurd mir sorgen rât.

2. Der ich alle mîne tage diente,
diu gesprach noch nie ze mir «hâdank!»
Daz tuot mir als der mîn herze pfriente:
owê sî machet sêr mîn leben krank.
Ich möchts erbarmen,
ich bin sô verre komen in vil sende nôt;
des muoz ich in jâmer dike erwarmen,
und ouch armen
biz ûf mînen tôt.

3. Ich versuocht von nôt an mînem herzen,
ob ez mechte sich von ir gekêrn;
dô tet ez mir kunt sô senden smerzen,
daz ez niemer mechte sich erwern.
Ich bin gibunden
in ir gnâde, wil sî, sô wird ich irlôst;
wil ab sî mir sêren herzen wunden
zallen stunden:
owê wâ ist ir trôst?

XXVIII. Klage über Sie, im Winter.

1. Wes sol man beginnen,
sît nû muoz der sumer hinnen,
der sô mange wunne bar?
Man sol leider trûren:
süezîu zît diu wellent sûren,
trüebe werdent die tage clâr.
Ungelückehaft minnære
die müezent zwei leit nû hân:
in ist winter swære,
sô sint sî ir froun ummære:
zuo dien mag ich leider gân.

2. Wil diu sælden rîche,
daz ich iemer mich geliche
zuo dien, die unglücke hânt:
sô wê mir der stunde,
daz ich schouwen sî begunde,
dô mir wart ir wunne erkant.
Wan ich muose mich ir dâ geben,
ich sach ir wunnen sô vil;
sî mag mir mîn leben
kürzen, alder fröide geben:
sî tuot mir wol swie sî wil.

3. Ich mag wol die Minne
strâfen, daz sî mîne sinne
an mîn frouwen hât geleit,
und abr sis niet twinget
gein mir, und ouch innân bringet,
daz sô wê tuont sendiu leit.
Des mag sî mich wol varn lâzen,
wan sî lât diu Minne frî;
des sî Minn verwâzen,
sin welle sich dan an mir mâzen,
alder ouch betwingen sî.

XXIX. Klage über die Falschen.

1. Wunne wil unwunne schôn verdringen,
daz manz hœrt und sicht wol, swers nimt war;
secht, ob daz müg mang herz fröiden wern.
Êst wunnenklîch ze hœrn der voglîn singen,
sost wunnenklîch ze sehen mang schœne var;
uns wil sumer fröide und wunne bern.
Des sint alle frô,
wan die tulden senden pîn;
dien stêtz sô,
dams in nicht mag gmuoten.
Ich gloub in bî mir, wan mich lât sîn
ouch in sender nôt diu frouwe mîn.

2. Unrecht minnær irrent recht minnære;
einer macht, daz vieren missetriuwet wirt,
der nicht heln kan ald ab heln nicht wil
daz sîner frouwen êren dan wirt swære,
unde aber ez im êre danne birt:
des erwindet lieber minne vil.
Doch soltes nicht
engelten ein getriuwer man,
der gerne sicht,
daz sîn minnen sî tougen,
und der daz vil wol gevüegen kan:
an den mag sich wol ein guot wîb lân.

3. Diu leide huote irrt recht minnær sêre
und ouch der verwâzen merker spehn;
sî frömdent ir froun in mangiu zît.
Dien ouch danne ir frouwen sint ze hêre,
die mugen ouch dervür ein irren jehn:
deist allez wider der minnær heil ein strît.
Swie vil kein
daz irrt, sô irrt ez mich noch mê;
ich hân klein
glücks ze mîner frouwen;
sî schiuhet mich, sams sî gein mir givê;
mir wart ir nie nicht wan ach und wê.

XXX. Die Liebe hoffet.

1. Winter hât vorboten ûz gisendet,
die hânt vogeln süezen sang erwendet,
sô velwent sî dem sumer sîne schœne var.
Der boten heizet einer sûriu bîse:
diu lêrt manigen hiure citerwîse;
sô heizet einer twer: der trüebt die tage gar.
Dar nâch wirt man snêwes unde rîfen gwar.
Winter bringt uns sorge her und anders war;
wunnen bar
werdent diu lant sô gar.

2. Sô sach man ouch dike an schœnen frouwen
wunnen mêr, dan man mag nû geschouwen;
sî bergent nû keln und blank neckelîn,
und ir houbet, wîzin hend ouch; dicke
winter wendet uns süezer ougenblicke:
man sach dur kleine ermel blanker arme schîn,
sô sach man in wîblîch stên ir kleinen lîn;
nû went sî sich ziehen in die stuben hin:
liechter schîn
wil leider tiure sîn.

3. Doch muoz ich vor allen nœten klagen,
daz mich lât mîn frouwe jâmer tragen;
sî tuot glîch wies mîn nicht müge minne hân.
Swaz ich dar nâ trôstes an sî muote,
gan sî mir nicht heils diu reine guote,
sô ist gar verlorn, daz ich mich an sî lân.

Nû enmag ichz nicht: sî ist sô wolgitân;
doch ensol sî lîcht den muot nicht iemer hân:
ûf den wân
ding ich noch sender man.

XXXI. Des Liebenden Klage im Lenz.

1. Wan mag frœlich schouwen tage klâr
und mange var.
Anger und walt bestalt sint wunnenklîch;
berg und tal und ouwen sint bekleit
und heide breit,
und den plân sicht man ouch wunnen rîch.
Niemen kan des sumers wunn vol zellen;
schœn sint sîn gisellen,
vîol, rôsen, bluomen, klê,
boume bluot, loub, gras und gamandrê.

2. Des habent verlâzen herzen pîn
diu vogillîn.
Sumer tuot ir muot sô rechte frô.
Darzuo ûf den strâzen fröiden vil
sî laben wil:
sumer nie enlie, ern fröute sô.
Man hœrt dike an tenzen hôhe singen
und dur boume erklingen
süezeklîch der vogil schal:
des tuot ir teil wol diu nachtegal.

3. Âwê sendiu swære machet doch,
daz ich bin noch
jâmers vol, swie wol nû mangem ist.
Mîn frowe sældenbære . . .
. . . .
. . . . . .
. . achtet nicht mîn senden smerzen,
dâ von ir ze herzen
nicht engât mîn arebeit:
ôwê daz ir güete daz vertreit!

XXXII. Macht der Schönheit.

1. Nû wil der sumer hinnen,
ôwê dâst mir leit:
man sach in sînem grase dicke schœne frouwen gân.
Der winter bringit uns innen
grôzer trûrikeit,
und ouch kleiniu vogel wilde, daz sir sang went lân.
Dâ büezet er ouch bî senden sorgen schade:
sî wæren ân in doch vil ze swære;
ich muoz ie einer ligin under glückes rade,
mirn helfe ûf mîn frowe sældenbære.
Sî ist gar wandels lære,
dâ von bin ich ir:
owê wenn sol von ir genâden komen ir trôst ze mir?

2. Wer mechte mir gelouben,
wie mir senden ist,
swenn ich sî sich sô schôn gebâren und sô wol gistalt?
Ir wunne macht mich touben,
daz mir sinne brist,
und brinn ouch in der minne viure, wilent wird ich kalt.
Alsô wandel ich mich dô von rechter nôt,
wan mich jâmert nâch ir alsô harte;
ir wengel unde ir munt sint sô rôsen rôt,
dâ bî lacht sî rechte zarte;

sî ist ouch rechter arte:
ach, wie ist sî sô guot!
got hât ir trûten stolzen lîb vor arge gar behuot.

3. Enkein ding mag sô guot sîn,
man vindet wol dar an
daz man spreche «enwære daz, sô wærz volkomen gar» —
wan diu schœne frouwe mîn,
diu ist wandels erlân:
sist kiusch mit worten und mit werken, sost sî valsches bar.
Êst nicht muotwille, daz mir nâch ir ist sô wê;
mich erlât sîn nicht diu starke minne.
Ir kel und ir hende sint wîz recht als snê,
und stêt sô lieblich ir ir kinne;
vil wol stêt ouch ir tinne,
und ir ougen klâr,
als ich sî hân gelobt, daz ist ân allen zwîvel war.

XXXIII. Ungleicher Erfolg.

1. Mang belangin
ist ergangin
nâch der zît,
diu nû gît
uns ougenwunne vil.
Dâ von wunder
wirt dar under
liute frô;
ich wær sô,
wan daz mîn frouwe enwil.
Waz frumt mich wie schœn sî ist?
ob sî wunnen
mir nicht gunnen
wil von ir:
sô ist mir
als dem gar wunnen brist.

2. Voglîn singen
ouch gebringen
mir nicht mag,
daz der slag
verheile, den mir sluog
in mîn herze
sender smerze
ûf den grunt;
dâ mir kunt
wart, daz mir minne truog
an mîn frouwen mînen muot:
wan diu reine
wigt sô kleine
mîn arbeit:
dâ von leit
mir fröide tiure tuot.

3. Swenn ich schouwe,
waz mîn frouwe
wunnen hât:
ach wie gât
daz dur daz herze mîn!
sô zartliche,
minnenkliche
gebâret sî;
secht, dâ bî
hât sî wunnenklîchen schîn.
Sist ze wunsche wol gistalt:
sost ir gmüete
rechter güete
ouch sô vol;
wol ir wol,
ir wunne ist manigvalt!

4. Fremdez minnen
und angwinnen
ist unglîch;
dez ouch ich

vil vol bevunden hân;
wan mîn sinne
stênt ûf minne,
dâ ich muoz
fremden gruoz
vür allen trôst enpfân.
Sus gêtz dien, die minnent dar,
dâ vil huote
wider ir muote
hüeten kan;
secht, dar an
verlierents ir arbeit gar.
5. Dem gelinget
lîcht, der ringet
umbein wîb,
der sîn lîb
sich mag gisellen zuo;
wan sîn sprechen
mag ir brechen
fremden sin;
der gewin
ergêt im lîcht vil fruo.
Vor heinlîchi wart nie nicht:
sî kan wenden
sorg, und enden
fröiden kraft;
sigehaft
wirts gerne, swâ si geschicht.

XXXIV. Bitte um Gunst.

1. Ich wære gerne frô,
nû magz nicht leider sîn;
ich minne gâr ze hô,
sî wil nicht ruochen mîn;
dâ von ich herzen sêre
vil stæte haben muoz,
mir wart ir nie nit mêre
wan fremdeklîch ir . . gruoz.
2. Owê sî wigt sô kleine
mîn herzenlîchen nôt;
genâde, ein süeziu reine,
irwendet mir den tôt;
erkennet mîne swære
und helfet mir enzît,
bin ich iu lang unmære,
der tôt ûf mînem herzen lît.
3. Ich man iuch rechter triuwen,
die ich doch gein iu hân,
daz ir iuch lâzet riuwen,
wan ir noch hânt gitân
gein mir sô fremdeklîche:
daz muoz ich sêre klagen;
genâde, ein wunnenrîche,
lât mich noch heil an iu bejagen.

XXXV. Wächterlied.

1. Nû merkt mich, swer noch tougen lige,
ir sunt irgeben der fröiden spil,
daz râtich iu gar âne valschen muot.
Er wær unwîs der mirs verzige,
der tag nicht mêr erwinden wil:
der leit versicht, daz ist vür riuwe guot.
Frouwe, swaz ich nû gesage,
went ir doch niender sprechin «herre wach.»

Ez wirt unser aller klage,
daz uns sô rechte leide nie beschach;
nein frou, versecht ê daz ungemach.
2. Sî hôrt daz er ûz ernste rief.
Si sprach «nû wache, fröiden hort,
ich muoz dich leider schiere von mir lân.»
Ir trehene vil ûf im zerswief.
Si sprach «wachtær dîns sanges wort
diu hânt den tag ze fruo uns kunt gitân.
Er ist alsô gern bî mir
und ich bî im, die wîl ich iemer mag.
Wachtær, dîns sanges ich enbir,
unz âne zwîvel komen sol der tag:
wan nienkein wîb sô lieblich mê gilag.»
3. Ir hânt iuchs unwægst nû bidâcht:
die mâze hânt, diu wendet leit;
dâ von sô lêrich iuch die mâze wol.
Ich hab iuch in ungmüete brâcht:
doch hab ichz iu dur guot giseit,
daz ir iuch scheident, sît ez tagen sol.
Er sprach «frouwe, des ist zît,
swie wê mir tuot, daz ich mich dîn enbar;
frouwe, dîn weinen mît,
daz dich got iemer mêre wol bewar,
und küsse mich ê daz ich von dir var.»

XXXVI. Wächterlied.

1. «Nâch lieb gât leit! —
Ich muoz ein wîb erschrecken»
sang ein wachtær «diu noch bî friunde lît.
Ir sî geseit,
daz sî in bald sol wecken,
wan ez wil tagen, dâ von ist ez zît.
In nôt ich stân —
übrig liebi vürchte ich —
daz sî sich dur liebi wâgen unde mich.
Wir müezen lân
unser leben und êr, sin hân
vor tage dan gescheiden sich.»
2. Sî tet imz kunt
friuntlich mit umbevange
und ouch mit manigem brüsteldrucke dô.
Ir roter munt
sprach «friunt, dû slâfst ze lange,
wir suln uns scheiden, swiez uns mache unfrô.»
Der herre guot
ir weckens dâ bevant.
Er sprach «mir ist wol und ist mir leit erkant;
mir fröut den muot
dîn minnenklichez triutn, sô tuot
mir wê, deich von dir muoz zehant.»
3. «Guot herre mîn,
ez mag sich mêr gefuogen,
ob wir uns scheiden, ê mans werde gwar.»
«Frou, daz sol sîn,
wir sun uns lân genuogen,
daz wir die nacht wârn frœlich sament gar.
Frowe, unz harnâch
sô gib nû urlob mir.»
Si sprach «hêrre daz gib ich noch kûme dir.
Wiest dir sô gâch?»
«Deist, frouwe, umb dîn êr.» Si sprach
«nû var, swie kûm ich dîn enbir!»

XXXVII. Der Wunsch.

1. Ôwê solt ich und mîn frouwe
unsich vereinen
und uns danne ergên
in ein schœnen wilden ouwe,
daz ich die reinen
sæch in bluomen stên:
dâ sungen uns diu vogilîn:
wâ möchte mir dan baz gesîn?
sô vund ich dâ schœn geræte
von sumergræte zeinem bette vîn.

2. Daz wolt ich von bluomen machen,
von vîol wunder
und von camandrê,
daz ez von wunnen mechte lachen;
dâ müesten under
münzen unde klê.
Die wanger müesten sîn von bluot,
daz culter von bendichten guot,
diu lînlachen klâr von rôsen:
ez wær ir lôsen lieb nicht vor behuot. —

3. Wær si nicht sô lobeliche,
sî wær ze danke
an daz bette mir;
sist sô rein, sô wunnen rîche,
dâ von nicht kranke
wunne hôrte zir. —
Sô spræch ich «lieb, nû sich, wie vil
daz bette hât der wunnen spil;
dar ûf gê mit mir, vil hêre»:
ich vürchte sêre, daz si spræch «in wil!»

4. Wan daz mir ir zorn wê tæte,
ich wurd ân lougen
dâ gewaltig ir.
Swes ich sî lieblîch erbæte,
daz bræchte tougen
hôhe fröide mir.
Ê daz abr ich sî wolte lân,
ich wolte sî doch umbevân
und sî dan anz bette swingen:
owê daz ringen mag mir wol vergân!

XXXVIII. Gedanken und Gedanken.

1. Nû stêt sô wol geblüemet
diu heide in sumerlîcher wât:
des man vil von wunnen sicht.
Des wirt sî wol gerüemet
von dem swer sich wol wunne entstât:
doch ist sî volgestet nicht,
ê daz dâ mêr geschicht,
daz man ouch frouwen sicht
dâ gân lôsliche:
sost si dan gastunge rîche,
daz man ir volles lobes gicht.

2. Swa manig wîblîch bilde
ze semne gêt vil wol bekleit,
dâ ist der welte wunne vil.
Wie wirt dâ dan sô wilde
des mannes herze in süezikeit,
der dar nâch gidenken wil!
wan sînes herzen spil
kumt danne ûf daz zil
der süezen minne.
Des bin ich worden inne:
ez ist sô guot, daz ichz nicht hil.

3. Noch gît ez im ouch kumber,
swer verren dan gidenket dâ,

dan im iemer werden mag.
Des bin ich ouch vil tumber,
wan ez geschicht mir danne ie sâ.
Daz ist mîner fröiden slag,
daz sî mir nacht unde tag
leit vür fröide ie wag;
doch sunderlîche
bin ich gidanken rîche
nâch ir, der ich mit dienste pflag.

XXXIX. Hütet eure Augen.

1. Ez ist doch rechte klagelîch,
daz nû der sumer schœne
von hinnân sol.
Er was sô manger wunnen rîch:
des hôrt man vogildœne
klingen sô wol.
Nû sicht man trüebe tage:
daz trüebet muot;
doch ist mîn meistiu klage,
daz mir nicht tuot
genâde kunt mîn frouwe guot:
sî hât ir trôst sô lange
vor mir behuot.
2. Doch ich mich niet erweren kan,
mir müeze dik ir güete
ze herzen gân;
swenn ich sî sich sô wol gitân,
sô mag dan mîn gemüete
nicht stille stân.
Wan ez wirt dan sô wilde
sô mir wirt kunt,
wie zartlîch stêt ir bilde:
sô wird ich wunt
von minnen durch des herzen grunt,
und ouch von sendem jâmer
lieblich enzunt.
3. Nû hüete er sich, swer sehe dar
und rechte kan geschouwen
daz schœne wîb;
wan er wirt in der sêle gwar
der wunnen mîner frouwen:
sô kumt sîn lîb
in sô mangvalte sinne,
und ouch in ger
nâch minnenklicher minne:
sô kumt dann er
in sende nôt, des bin ich wer.
Swer sich des mag erlâzen,
jâ ruowet der.

XL. An Sie.

1. Ôwê voglîn dœne,
ôwê manger schœne,
die vil schœniu wîb
dik ê giengen schouwen
ûf heide und in ouwen.
Manig zarter lîb
gieng in liechtem kleide
lôslîch dur daz gras;
ir schœne und der heide
lûchten ze semne beide:
waz daz wunnen was!
2. Des wirt dâ von inne

fröid und wilder sinne
manig junger man,
die mit mangem blicke
mochten sehen dicke
frowen ûf dem plân.
Jâ was daz hiure:
des mag nû nicht sîn.
Winter bringt sîn stiure,
des sint fröide tiure
uns und vogellîn.

3. Jâ klag ich noch mêre,
daz mîn frowe hêre
nie giwag mîn nôt,
und ich doch sô harte
ir ginâden warte
biz ûf minen tôt.
Unde næm diu schône
mir noch send arbeit,
sô wurd mit ir lône
edils heiles krône
ûf mîn houbt bereit.

XLI. Der Bote.

1. Waz meinent nû diu vogellîn,
daz sî sô dik ûf sechent gein dem sunnen
und ouch dâ mitte singent hô?
Sî fröit der summerliche schîn,
daz sich diu welt nû stellet gar ze wunnen:
des sol man mit in wesen frô.
Nû stêt mîn herze leider sô, daz ich enmag:
mîn frowe diu ist mîn sumertag,
diu wendet mich alsô, daz ich
vil kûme mag genesen.

2. Wie sîn wir in sô süezer zît!
diu heide und ouwe sint sô rechte schœne:
daz wendet manges herzen pîn;
wan voglîn singent wider strît
sô mannigvalde süezekliche dœne:
doch muoz echt ich in klage sîn.
Mir tuot sô wê diu frowe mîn: daz muoz ich doch
bî mangen wunnen klagen noch.
Ez ist gewert sô manig vert,
daz ichz unsanfte trage.

3. Swie sî mir tuot, doch minne ich sî
mit ganzen triuwen, daz ist gar ein wunder;
ich muoz ir dienen iemer mê.
Sî dunket mich doch arges frî,
swie sî mich tuot an allen fröiden under.
Mir ist nâch ir senliche wê:
ich slâfe, ich wache, ich lige, ich stê: doch ist mîn muot
bî ir, wan sist sô rechte guot;
des wünsche ich mir, daz ich von ir
noch werde fröiden rîche.

4. Nû warte ich allez, swanne sî
sich welle neigen gein mir senden manne;
owê des wær sô verre zît;
wan ich wær ir sô gerne bî,
sî solte mich doch meinen eteswanne:
mîn trôst an ir genâden lît.
Ir frömde mir vil leides gît. Ach reine frucht,
durch dîn vil wîblich stênden zucht
erbarme dich noch über mich:
hilf mir ûz senden schaden.

5. Swie verre ich von der schœnen var,
ich habe ein boten, der vert alsô drâte,
der vert zuo zir in einer stunt:
den sendich alle morgen dar
zuo zir, und ouch vil mangen âbent spâte.

Der bot ist nicht der hêren kunt,
wan er gêt von mîns herzen grunt:
ez ist mîn sin:
der vert zuo zir, swie verre ich bin.
Sî sælig wîb, ach möcht mîn lîb
als ofte zuo zir kêren!

XLII. Der Minne Unrecht.

1. Manig hôher muot
der tuot sich aber under:
daz vüegt des winters zît;
wan sîn getwanc
tuot kranc von schœne wunder
und ouch der voglîn strît,
diu sô suoz die schœne
lobten mit gedæne. —
Wer klagte nicht,
daz man ensicht
noch hœret daz uns ê dâ machte frô?

2. Doch muoz der pîn
mir sîn vor allen smerzen,
der mir senlîch tuot wê;
wan sich noch nie
verlie mîn klag ze herzen:
waz solt ich klagen mê?
und doch ir mîn triuwe
wâren ie sô niuwe:
dâ von tuot mir
sô wê von ir
ein fremden: ôwê lieze sî daz noch!

3. Diu Minne kan
nicht hân die rechten mâze:
daz ist mir leider kunt;
wan sî mich treit
in leit die strengen strâze,
ûf senelîchen grunt.
Ein wîb schœn und hêre
liebt sich mir so sêre
und nicht ir mich;
dâ von sî sich
mir fremdet: ach, mich twinget ouch ir lîb!

XLIII. Ich fürcht' sie spræche „nein!"

1. Nû haben wir gewechselt wol,
wir haben leit gegeben
umb hôhen muot.
Uns tet ê winter sorgen vol:
nû mag man frœlîch leben
den sumer guot.
Man sicht sô mange schœne,
sô hœret man
der voglîn süeze dœne;
ach, solt ich gân
mit mînem liebe wol gitân,
an ein heimelîche grüene sân:

2. Sô bræch ich loub, gras, vîol, klê,
ich wolt ein bette machen
von schœner var;
Die wanger stolz von camandrê
daz culter manger sachen
von bluomen schar.
Sô spræch ich «lieb, nû schouwe
daz bette vîn;
vil minnenkliche frouwe,
nû ruoche mîn,

daz mir zergê senlîcher pîn.»
Ich vürchte, daz sî spræch «dez mag nicht sîn.»
3. Doch wolt ich umbevâhen sî:
wer wolte mich des wenden?
dâ wær nieman.
Sô wurd ich lîchte sorgen frî,
sin mecht mit linden henden
mîn nicht erslân.
Wir müesten lîchte ringen,
sô solt ich wol
hin an daz bette si swingen:
sô wurdez vol
der wunnen, der ich wünschen sol,
wan ich ir stætez frömden sô kûm dol.

XLIV. Möcht' ich mich noch befreunden dir!

1. Jâ klage ich die sumer zît!
winter gît
sorgen vil:
der wil dez nû nicht lân.
Er nimmt uns sô liechten schîn;
vogellîn
süezer schal
über al des muoz zergân.
Ich klag noch mê:
man sach frowen lôslîch gân
ûf den plân:
des nû nicht geschicht, daz tuot uns wê.
2. Frowen wunne liebt sich baz
dan allez daz
ieman sicht;
des gicht doch manig man.
Ir zartlîch gibâren tuot
mannes muot
fröiden vol,
der wol kan wunne entstân.
Ez tuot ouch wê
dem, den sendiu nôt givât,
wan diu lât
kûm den man: daz kan sî, swiez ergê.
3. Er mag sich erweren nicht,
der an sicht
ein zart wîb,
sîn lîb kom dann in nôt.
Ob sî schœn ist, wolgistalt,
manigvalt
wirt sin ger,
swenn er sicht ir munt rôt.
Ich weiz bî mir:
swâ ich mîn frowen ie gisach,
ich dâcht «ach
wan solt ich noch mich kunden zuo dir!»

XLV. Erntelied.

1. Swem ze muote
nâch dem guote
sî der erne lœne,
der bereite sich, dêst zît.
Wol ûf knechte,
und ouch rechte
stolze dirne schœne:
lœne guot man iu dâ gît.
Dar kumt manig schœniu schar.
Wol im wol, swes lieb komt dar;
wan er dicke
minne zicke
mag im dâ erzeigen:
secht daz tuot in sorgen bar.

2. In der erne
pfligt man gerne
fröid und wilder sinne,
wan dâ huôt ist nicht ze vil.
Dâ wirt kôsen
mit vil lôsen
sprüchen von der minne,
dâ zuo manger wunnen spil.
Wê, wiest erne recht sô guot,
wan sî wol gisellen tuot
knappen kluoge
wol mit fuoge
zuo den dirnen schœnen:
daz fröut vür des meijen bluot!

3. Möcht ich kunden
manger stunden
mich zuo mîner frouwen,
daz tæt mir ouch sorgen buoz.
Merker hüeten
kan sô wüeten,
sô ichs wolte schouwen,
daz ichs dike mîden muoz,
swie mîn wunne lît an ir,
und ich sî sô kûm verbir.
Mîn gelücke
manger stücke
iemer alsô bîtet,
ald sî bringens zemen mit mir.

XLVI. Herbstes Lob.

1. Herbest wol ergetzen kan
gesindes man
der sumerzît:
swer miete gît,
der ist sô wert.
Er gît hammen bî der gluot
und . . guot
und brâten veiz
und würste heiz,
swie vil man gert.
Des werdent dâ die knappen geil.
Einer sprichet «siud und brât
des herbstes rât,
vil lieber wirt,
sît er uns birt
sô vollen teil.

2. Ingwant, bletze, derme und die,
daz uns der hie
nicht abe gê!
noch gib uns mê:
des ist uns nôt.
Sô der haven râtes vol
erwallet wol,
sô gib uns her
nâch unser ger
recht einlif brôt:
und begiuz uns diu sô gar.
Klobwürst unde niuwer wîn
gên ouch harîn:
der ist sô guot.
Der herbest tuot
uns sorgen bar. »

3. Doch was mangem minner baz,
dô sumer was,
sît man nû nicht
der wunne sicht,
die man sach dô,
Dô man sach die bluomen stên,
und frouwen gên
sô sumerlich.

. . . . .
. . . . .
. . . . . .
. hende wîz, ir neckel klâr
sach man ouch bar:
der liechte schîn
muoz tiure sîn
den winter lang.

4. Wan ez bergent schœniu wîb
ir zarten lîb —
an hiuten lint
der kalte wint
tuot dike wê.
Hin gileit sint lîn sô klein,
dâ wîziu bein
sô lûchten dür,
ich hânz dâ vür,
wîz als der snê,
und durch klein ermel arme wîz.
Uns nement ir winterkleit
die süezikeit.
Ach sumerzît,
wie wüest nû lît
dîn hôher prîs!

5. Alsô lît mîns herzen grunt,
sît mir wart kunt
mîn frowe guot;
wan sî mich tuot
in sorgen slag,
und sî mich gitrôste nie,
swie wê mir ie
nâch ir gischach:
daz ungimach
sî nie gewag.
Ich möcht wol erbarmen sî:
ich hân sender nôt sô vil,
daz diu mich wil
verderben doch,
sî tuo dan noch
der nôt mich frî.

XLVII. Der Liebe Unrecht.

1. Diu Minne brichet dike ir recht, ir güete,
sî lât ir rechten dienestman
und bringet dâ bî mangem hôchgemüete,
der ir doch nicht gedienen kan.
Dâ von ist sî sô wunderlîch,
sî hilfet sô gar ungelîch,
sin ruochet, war sî kêret sich.

2. Sî solt dem helfen, der hoflîch kan werben
und frouwen ist mit triuwen holt;
sin solte stolzen man nicht lân verderben,
sô teilte sî hoflîch ir solt.
Nû hilft sî mangem, der nicht kan
wan sîn ein ungesalzen man:
des sint ir doch die besten gran.

3. Wan tuot sî rechte, diu verwâzen Minne,
und tuot ir namen doch gelîch?
Ich wæn sî habe niender rechte sinne,
wan sî sô dike swechet sich;
wan sî sô mangen twinget dar,
dâ man in tuot sô fröiden bar:
in wirde ir helfe ouch nicht gewar.

XLVIII. Fraun sind so zart und klar.

1. Ez muoz ein man
dik hân sô senden smerzen,
der frouwen gern nimt war.
Ir liechter schîn
sô fîn gêt im ze herzen
und durch die sêle gar.
Ein wiblich zartez bilde
gît manne muot
und tuot sîn herze wilde:
wîb sint ein lieblich guot.

2. Dur schœniu wîb
mans lîb sol pflegen züchte
und ouch bescheidenheit.
Wer tæt des nicht?
man sicht sô stolzer früchte
nicht in der welte breit.
Wîb sint in mannes ougen
ein süezer schîn.
ach mîn, des tulde ich tougen
von süeze strengen pîn!

3. Nacht unde tag
er mag wol frœlich wesen,
der mag bî frowen sîn.
Vor leit er sol
vil wol bî in genesen:
diu zît gêt suoze hin.
Sîn ougen schînent dicke
sô lieblich dar,
doch gar heinlicher blicke:
wîb sint sô zartlich clâr.

XLIX. Mache mich noch froh.

1. In dem grüenen klê
sach ich mîn frowen gân:
ach, waz ich dâ wunnen sach
an ir vil und mê,
und an dem schœnen plân,
daz ez in mîn herze brach!
Bluomen clâr und diu frouwe mîn
lûchten gein einander, daz diu wunne ûf gie;
in gesach nie sô süezen schîn.

2. Ich bin nâch ir sô
gar senelich verdâcht:
sin helfe mir, ez ist mîn tôt.
Wê, wes wart ich frô,
daz ich darzuo wart brâcht!
Dô mir diu Minne dar gebôt,
don wisse echt ich des smerzen niet,
in wânde nicht, in vunde schier genâde an ir,
wann minne mir sô suoz dar riet.

3. Hilf mir, frouwe guot,
dur dîne sælikeit,
daz ich nicht verderbe sô.
Sich, dîn frömden tuot
mir disiu swæren leit:
ôwê, mache mich noch frô,
frouwe guot aller dinge gar,
wan daz dû mir stætekliche bist gehaz:
und lâst dû daz, sô ist ez wâr.

L. Wer ferne wirbt, verdirbt.

1. Swer wol kunne
frowen wunne
manigvalt entstân,
der sol sechen
gern und spechen
an ir lôslich gân.
unde nîgen ir zartem gruoze
und nemen war,
daz man schouwen
mag an frouwen
lieblîch wunne gar.

2. Doch swen minne
bringet inne,
wie sî twingen mag:
den tuont dicke
süeze blicke
kunt vil senden slag,
swenn er sicht sô schœne frouwen
sô lieblîch guot:
frouwen bilde
machet wilde
dicke mannes muot.

3. Swâ mîn ougen,
sechent tougen
mîn lieb wolgitân:
sender smerze
kan mîn herze
danne wol durch gân:
sô siuftet ez ie dar under
und klaget mir,
daz diu reine
wigt sô kleine,
swie mir ist nâch ir.

4. Swer sich kunden
manger stunden
mag der frouwen sîn:
in dien dingen
mag gelingen
im wol werden schîn.
Der dâ frömde dan muoz wesen,
darn sîn muot treit:
secht, des werben
muoz verderben
gar in arebeit.

5. Selken kumber
trage ich tumber
nû vil lange zît,
daz mîn muoten
gein der guoten
ouch sô wüeste lît.
Sô frömdet sich mir diu hêre
noch leider ie:
in mocht klagin
noch gisagin
ir mîn jâmer nie.

LI. Auf Sie.

1. Sist sô lieblîch wol gestellet
und ouch sô schœne,
dâ bî minnenklîch,
daz sî mir sô wol gevellet;
ir zucht ich krœne:
sist ouch sinne rîch.
Ir stêt ir gân, ir grüezen wol,
sist hovelîch und tugende vol;

ir stêt zartlîch sô sî lachet,
ir wunne machet,
daz ich kumber dol.
2. Ôwê daz ich hân bevunden,
daz sî mîr armen
nicht ir hulde gan.
Sî lât mich senlîche wunden:
sî möcht erbarmen,
daz ichz von ir hân,
und ich durch triuwe dulde daz.
Sô müez mir nie mê werden baz,
liez sî mich in jâmer iemer,
in möcht ir niemer
werden doch gehaz.
3. Daz sî sô lieblîch gebâret
gein al der welte
wan engegen mir,
ich weiz wol, daz sî des vâret.
Wes ich engelte,
daz ist kunt wol ir;
mich dunkt ouch, war umb ez sî,
daz ich ir wær sô gerne bî:
des lât sî mich ân ir hulde,
und doch der schulde
wurd ich niemer frî.
4. Aldie wîle sî mich mîdet,
sô kan ich niemer
werden rechte frô;
des mîn herze jâmer lîdet
vil leider iemer,
unz ez stêt alsô.
Doch trœstet mich ein lieber wân,
daz ez etswenn möcht anders gân,
daz ich sî noch möcht irbarmen,
daz sî mich armen
nicht enwolte lân.
5. Swaz der man sô gerne hæte,
des wünscht er wunder;
alsô wünsche ouch ich:
Got lâz alle ir êre stæte,
und doch dar under,
daz sî trœste mich
ê der tôt mir werde schîn:
sin trœste mich, sô muoz daz sîn.
Der beider neme sî daz eine:
sô sol diu reine
doch nicht lâzen mîn.

LII. Wächterlied.

1. Der ich leider
dise nacht gehüetet hân,
der umbevân
ist beider noch sô manigvalt;
wan ir beider
wille stellet sich in ein,
ir sorge ist klein:
sî sint sô minnen balt.
Wan sorgents, wie ez uns irgê?
wirt man sîn gewar, sô kommen wir in nôt.
nû welle got,
daz sî sich scheiden ê.
2. Ez beginnet
gein dem tage stellen sich;
alsus warn ich
sî beidiu, der ich pflag.
Des gewinnet
doch mîn frowe leides vil;
dâ von sin wil
nicht wizzen noch den tag.

Nû sich, herre, selb dar zuo.
. . . . . .
. . . .
. . . . . .

3. Ich sleich tougen
ûz und sang ein warnen dâ;
dô sprach ie sâ
diu frouwe minnenklîch.
«Âne lougen,
der wachtær hât uns verlân;
dû solt ûf stân,
mîn hêrre tugende rîch.
Ich weiz nû wol, daz ez ist zît,
daz sich unser lieblîch triuten scheiden sol.
Ez komt nicht wol,
swer doch ze lange lît.»

LIII.

1. Sich fröit ûf die edelen nacht
ein geslacht minnære harte,
des sîn frowe ruochen wil.
Sô der tag sîn liecht verlât,
secht, sô gât sî an die warte,
als sî hânt geleit ir zil:
sô komt er gegangen tougenlîche
und rüert daz tor sô lîse ie sâ;
sô sî daz erhœrt, diu minnenkliche,
sô spricht sî «min hêrre, bist dû dâ?»
er spricht «edliu frowe, jâ!»
tuo mir ûf, vil wunnen rîche,
daz ich dich al umbevâ.

2. Im wont wildiu fröide bî,
swenne sî daz tor entsliuzet,
und daz hœrt der werde man,
Und sî gein im dann ûf tuot;
deist ein guot, des nicht verdriuzet
beider lîb sô lobesan.
Sî füert in mit ir sô wîzen hende
vür ir bette dur der huote bant
alsô stille, daz'z echt nieman wende;
wie schier sî sich dann enkleidet hânt!
sî gênt zsemne; lieb bewant
wirt dâ wol mit liebem ende:
in wirt beiden minn erkant.

3. Wer möcht bezzer fröide hân,
des enkan ich nicht vol spechen,
als sî hânt die nacht sô gar.
Dâ wirt manig umbevang
lieblîch lang, dâ mag geschechen
manig kus sô valsches bar.
Dâ wirt brust an brust sô wol gedrücket,
daz dâ sorgen mag belîben nicht;
beider lîb ze semne nâch gesmücket,
dâ von dâ daz liebste lieb geschicht;
doch hânt sî die zuoversicht,
daz in fröide wirt verzücket,
sô der wachter tages gicht.

LIV. Lob der Frauen, ein Leich.

1. Swem sîn muot stêt ûf minne gar,
und der getar dik frowen guot
den muot getuon wol bî,

und sî daz wol enpfâhent:
dem nâhent süezîu heil:
des wirt der muot im geil.
Sô wol tuot im, swann er dar kumt,
ob ez in frumt,
doch anders nicht
wan gsicht an schœniu wîb
(sîn lîb fröit sich der wunnen),
die kunnen geben heil
und fröiden vollen teil.

2. Ich wæn, daz keiner slachte guot
sô suoze gê durch mannes muot
sô dik sam frowen klâr;
sô gar süez ist schœne:
dâ von ich krœne wol
die frowen tugende vol.
Ez tuot baz herzen, ougen nicht,
swie vil man weltlîch wunnen sicht,
sam frowen wol gitân;
daz kan niemen verkêren,
wan sî hânt êren hort
dur die welt hie und dort.

3. Ez wart nie süezer angesicht,
noch liebers nicht,
dan schœniu wîb;
mans lîb wirt des gewar,
der gar von herzen achtet
und trachtet volliklîch
an wîb sô wunnen rîch.
Des tuot ie wunder sorgen buoz
ir zartlîch gruoz
doch mangem man,
der kan recht wunn intstân
und gân in under ougen
und tougen innern sich
ir wunnen minnenklîch.

4. Der slâf nicht mannes herzen kan
binemen frowen wolgitân,
sîn gedanke sîn in bî,
als sî schœn vor im wesen;
daz ûzirlesen guot
dik hœhet mannes muot.
Swel man sicht frowen minnenklîch,
der mag des wol erkomen sich
in sînes herzen grunt;
der stunt mag er wol sechen,
daz man in jechen sol
gar hohes lobes wol.

5. Diu welt hât nicht daz sî
so minnenklîch
und ouch dâ bî
sô tugende rîch
sam frowen guot.
Daz durgât mangem man
daz herze sîn,
der kan entstân
loblîchen schîn,
der sanfte tuot.

6. Swâ man der welt prîs wil begân,
dâ muoz man schœne frouwen hân,
dan ist hof anders nicht;
und sicht man schœne frouwen,
dâ mag man schouwen wol
den hof vil êren vol.
Ich bin wer, daz manig man
sô gern sicht frouwen fröide hân,
daz manger dar dan gât
und hât mit in vil wunnen;
wan frouwen kunnen sô
gar hoflîch wesen frô.

7. Sô stêt lôslîch ir gân,
und sô zartlîch ir gruoz;
daz tuot dik sendem man
vil der swære buoz,
der des nimt war.
Grôz fröide birt ir zucht:
diu ist sô wîblîch guot;
in gsach nie stolzer frucht,

daz seit mir mîn muot,
noch sô gevar.

8. Wîb sint der welt ein gastung baz
und ein geværd dan allez daz
got hât der welt verlân;
mang man muoz mir des jechen,
der rechte spechen kan:
wîb sint sô lobesan.
Mich dunkt, swer frowen gern nimt war,
daz der dest hovelîcher var,
daz er gevalle in wol;
daz sol nicht sîn unvuoge:
jâ suln wir kluoge sîn
dur schœne frowen fîn.

9. Wan diu zartlîchen wîb
hânt sô lôslîch ir lîb,
die sô wol sint gestalt;
ach wie manigvalt
sî wunne hânt!
Wê, waz wart schœner ie?
daz wart mir kunt noch nie;
beide wengel, ir munt
sint von rœt angezunt
dur elliu lant.

10. Uns mag der liechten bluomen schîn,
noch süezer sang der vogellîn,
noch sumerlîche bluot
sô guot gedunken niemer,
den muot wir iemer hân,
sam frowen wolgitân.
Hin und her nemen wunnen war
und suochen dur diu lant sô gar
nâch der welt wunne hort:
nû dort und hie wir schouwen
an schœnen frouwen doch
die hœchsten wunne noch.

11. Süezeklîch
sint ir wort
und ir singin ouch dâ bî;
wîb wunnen sint ein hort.
Daz er vil sælig sî
swer in lob gît!
Sælden rîch
ist ir muot,
sô stênt ir sitte wol;
wîb sint lobeliche guot:
des man sî loben sol
vür smeien zît.

12. Ez wirt von nichte mannes muot
sô rechte minnenklîche guot
sam dur die frowen klâr;
sô gar vil hânt sî güete.
Daz got ir hüete sô,
daz sî dik wesen frô.
Swer wol gwon schœner frowen sî,
daz er in dik mag wesen bî
mit fuoge, wol im wol!
der sol frô sîn von schulden,
ob er nâch hulden kan
gesîn ir dienestman.

LV. Lob der Frauen, ein Leich.

1. Nieman vol loben frowen kan
wan sî bî tugenden wonent alsô schône:
sælden krône sint ir ingesinde.
Wol in wol! iemer des wünsch ich
mich sol wol des muot ziehen
in gemüete,
dik ir güete ich sô wol bevinde.

2. Ein schœnez wîb,

ein wîblîch lîb:
diu süeze güete
mang gemüete
sô suoze dur gât, sô
daz er frô
muoz sîn der wunnen,
die dem liechten sunnen
gelîchent sich:
wîb sint sô wunnen rîch.
Jâ wær ez wol,
daz liebes vol
wær sîn gemüete,
der ir güete
mit lobe dike tuot
lieblîch guot.
Jâ wol dien frouwen!
man mag an in schouwen
sô süezen schîn,
man mag bî in wol frœlîch sîn.

3. Sô stênt schôn ir tinne,
ir houbt, keln, nak, ir kinne,
ir brüstel, ir ougen, daz mans sol
wol dar war gerne nemen.
Der welte krôn sint frouwen;
gar süez ist ir anschouwen;
irst vil sô rein; mang frouwe guot
tuot daz, swaz wol mag zemen.

4. Und wær ez nicht
ein zuoversicht
doch sendes smerzen
mannes herzen,
swann er sicht sô gar
wunne var
die schœnen frouwen;
doch gît im daz schouwen
hôhen muot,
swie wê doch sender jâmer tuot.
Sît mannes muot
wirt sô gar guot,
swann er mag schouwen
schœne frouwen:
sô wurd er êrst frô
kæm ez sô,
daz er etsliche
wîblich wunnen rîche
solt umbvân:
sô möcht er êrst recht fröide hân!

5. Sî hânt lôs gebâren,
die reinen frowen klâren,
gar lieblîch stêt ir kôsen; dâ von wol wir
ir doch noch
mügin uns fröun von schulden sêre.
Wen verdrôz ie frouwen,
der sî recht kond geschouwen?
der wart nie! sicherlîch, des dunket mich;
ich kan an
in wol wizzen sô gar hôch êre.

6. Wie möchte ein man
iemêr verlân,
im kæm ze sinne
rechte minne
bî frouwen sô fîn?
liechter schîn
dur gât sîn ougen
dâ sô lieblîch tougen,
sô kumt er
in fröid und doch in sende ger.
Ez ist klein nicht,
daz guot man sicht
an schœnen wîben;
ez kan trîben
leit wol von dem man,
der wol kan
intstân ir güete;
sô wirt sîn gemüete
fröiden rîch:
wîb sint ze rechte minnenklîch.

7. Ir minnenklîch lachen wunnesan

kan doch noch
mangem wilden
muot und sinne,
dâ bî minne
sînem herzen bringen.
Ir wîblîch hende zartlîch wîz
prîs ich gich
wîblîchen bilden;
mang gemüete
nâch ir güete
muoz von schulden ringen.

8. Swenn ein schœn wîb
ir schœnen lîb
sô schône treit
und wol bekleit,
sô kumts dan gar
sô lieblîch clâr,
sô wol ze prîse,
als ûz dem paradîse
kom ir lîb:
ach, wie sint sô guot schœniu wîb!
Der wîb lœn sint
süez unde lint.
Swer der bevindet,
der erwindet
an ir dienst nicht,
swie im geschicht,
er müez dann sterben.
Man mag gerne werben
umb diu wîb:
sî hânt sô minnenklîchen lîb.

9. Ir wîblîch tanzen mannes muot
tuot sô frô,
doch gar seneliche,
der recht achtet
unde trachtet,
wie lôslîch siz kunnen.
Minnenklîch stênt ir wîblîch kleit;
breit sol wol
man ir wunne machin,
mannes ougen
werdent tougen
lieblîch vol ir wunnen.

10. Jâ mag der hân
sô lieben wân,
der dik mag schouwen
schœne frouwen;
wan er wirt sô
dik lieblîch frô,
wan frouwen wunne
liuchtet sam der sunne.
Mannes lîb
fröit niet sô wol, sô schœniu wîb.
Secht doch, swer vil
gedenken wil
nâch frouwen bilde,
der wirt wilde,
wan er sicht noch
wol wunne doch
an schœnen wîben.
Daz wir iemers trîben:
frouwen fîn
müezen vor allen wunnen sîn.

LVI. An Sie, ein Leich.

1. Ich klage noch mîn alten smerzen,
der mir hie ze herzen gât,
den mir tuot diu hêre
mêre dan ich müge tragen.

Mîn muot doch sî nicht mag mîden,
swie sî mich nû liden lât
nâch ir sender âmer;
jâmer muoz ich von ir klagen.

2. Wâfen! mîn frowe ist sô minnenklîch
und hovelîch
und êren rîch!
dâ von bin ich
sô sêre wunt
in mînes senden herzen grunt.
Sî mag sîn wol an allen dingen guot,
arges behuot;
ir wunne tuot
mich hôchgemuot,
swie wê doch mir
sô stæteklîchen ist nâch ir.

3. Ach lieblîch wîb, zartiu frouwe,
swenn ich schouwe
dich, sô wirde ich vil wunnen inne.
Minne vât mich danne in sendem stricke:
des ersiufte ich alsô dicke
nâch dir, minnenkliche.
Nicht lach mich nach dir verderben,
wan mîn werben
nâch dir ist alles valsches eine;
reine lach dich noch mîn nôt erbarmen,
trœste mich vil senden armen,
frouwe wunnen rîche.

4. Swanne ich sî sich sô rechte wol gitân,
vil lieben wân
ich danne hân;
ich sender man
ich wird sô vol
ir wunnen, daz tuot mir sô wol.
Swanne ich bî fröiden von gidanken bin
von ir sô fîn,
der frowen mîn,
sô muoz ich sîn
doch ouch in nôt:
mich jâmert nâch ir munde rôt.

5. In kund mîn herz nie gelêren
kêren sich von ir, swie mir
ir trôst nicht sich endet,
wendet sî dez nicht, diu guote.
Doch der pîn mir ist ze swære;
wære sî mir nicht gehaz,
daz wær mîn fröide iemer:
niemer wurd mir wê ze muote.

6. Swenne ich ir wünsche, kûm ich si verbir.
doch tuot dan mir
sô wol gein ir
diu süeze gir;
des wünsche ich sô,
daz ich von ir noch werde frô.
Ach, sol mir ir trôst iemer werden schîn?
Ach, frowe fîn,
geruoche mîn,
in nôt ich bin,
und lach mich doch
bevinden dînes trôstes noch.

7. Dez wær doch
wol in dem zîte,
sol mir von ir werden baz.
Daz ez schier geschæche!
Sæche
sî mîn herze, wie daz wüetet
und in sendem jâmer blüetet,
sî möcht daz erbarmen.
Ôwê noch
tuo mir genâde,
zuo dir lâ mich tougen gên;
stên vür dich, mich klagen,
sagen
dir von mînem senden smerzen,
wie dû bist in mînem herzen,
sô hilfst dû mir armen.

8. Swie sî mir tuot, mîn sin ist ir doch bî,
wan ich weiz sî
gar arges frî,
ein meien zwî
in blüete klâr;
ez treit nicht gein ir wunnen dar.

Mir gît ir frömden grôzer sorgen zol,
und jâmers dol;
daz leit sî wol
vertrîben sol:
ich bin ir knecht,
dâ von hât sî dar zuo guot recht.

Anmerkungen.

(hs. bedeutet die bekannte Handschrift der königlichen Bibliothek zu Paris.)

I, 1, 7. heinlichste. hs.
- 2, 2. tobig, *wahnsinnig.*
- 2, 10. *Da Hadloub unbedenklich kurze Vocale auf lange reimt, so war auch hier wohl* în *zu setzen.*
- 2, 11. nieman an ir gesehe, hs.
- 3, 4. sende, hs.
- 3, 10. ie rechte wurde, hs.
- 4, 3. genenden, *seinen Sinn auf etwas richten; gebräuchlicher ist* geruochen.
- 4, 11. das ich so, hs.
- 5, 10. swie sî mêr dan mîn herze sî; mêr *steht hier statt* mêrre, *grösser, ansehnlicher.* «*Sie benimmt sich in meinem Herzen so freundlich, sich bescheidend, obgleich es eine ihrer unwürdige Wohnung ist.*»
- 5, 11. swie si darinne, hs.
- 6, 1. sæche *Diese Stelle beweiset, dass Hadloub, wie es noch heut in Zürich geschieht, der Spirans den Laut der Aspirata gab. Ich habe demnach meist, auch gegen die Handschrift, die Aspirata gesetzt in Fällen, wo Schriftdenkmäler des* 14, 15, 16. *Jahrhunderts die Aspirata statt der gemeindeutschen Spirans haben.*
- 6, 7. in, *d. i.* ich ne. *für das grössere Publicum bemerke ich hier ein für alle Mal, dass* in, dun, ern, sin, wirn, irn *vor einem Praesens, oder Praeteritum stets aus* ich ne, dû ne, er ne, sî ne, wir ne, ir ne *verkürzt ist.*

I, 6, 8. so si, hs.
- 7, 10. twinge gegen mir e, hs.
- 7, 11. das si, hs.

II, 1. 6. das ich nie, hs.
- 2, 6. mir balde, hs.
- 2, 7. *nicht:* dez bevant, *wie Parzival* 822, grôziu mære bevant, *denn auch* XXXVI, 2, 8. LV, 8, 13. *steht der Gen. der Sache.*
- 6, 2. des si an ir, hs. — lange, hs.
- 7, 1. Der fürste von Konstenz. *Heinrich von Klingenberg, Bischof von Konstanz, Abt von Reichenau, Chorherr in Zürich u. s. w. auf den Hadloub einen Lobspruch dichtete (unter Nr. VIII abgedruckt), war von* 1293 *bis* 1306 *in Amt und Würde. Darf man Hadloube Glauben schenken, so war Heinrich nicht nur ein Freund der Dichter, sondern auch ein Kenner der Dichtkunst. Mörikofer in Dalps Ritterburgen der Schweiz, Bd. III, S.* 51–76. *behauptet sogar, dass unter dem* Chanzler *der Pariser Handschrift kein anderer gemeint sei, als Heinrich, der unter Rudolf von Habsburg*

Kanzler war. — von Zürich diu fürstin. *Entweder Elisabeth von Spiegelberg die von* 1298–1308 *Aebtissin zu Zürich war, oder ihre Vorgängerin im Amte, Elisabeth von Wetzikon (v.* 1278 — 1298*), eine Verwandte Heinrichs, ist gemeint.*

II, 7, 2. der fürste von Einsidelen. *Entweder Heinrich II, Freiherr von Güttingen, der von* 1280–1298 *Abt von Einsiedeln war, oder Johannes I, Freiherr von Schwanden, der diese Würde von* 1298–1326 *bekleidete.* — von Toggenburg grâv Friderîch. *Um die hier in Betracht kommende Zeit gab es zwei Grafen von Toggenburg, die den Namen Friedrich führten,* 1) *Friedrich der Ältere, der Oheim Liutholds von Regensberg. Er wird in dem Bunde der Züricher mit Liuthold,* 1297 *von diesem vorbehalten.* (Tschudi I, 215). *Im Kriege gegen die Oesterreichische Partei war er Hauptmann der Züricher. Sein Bruder, Graf Krafto von Toggenburg, der bekannte Minnesänger, war Probst am grossen Münster;* 2) *Graf Friedrich der Jüngere von Toggenburg. Er verkauft mit dem obgenannten gemeinschaftlich* 1299 *die niederen Gerichte zu Embrach an König Albrecht.* (Müller I, 630.) *Wahrscheinlich ist er es auch und nicht der ältere Friedrich, der* 1315 *als Oesterreichischer Pfleger über Gaster, Wesen und Glarus den Stillstand dieser Landschaften mit Uri vermittelte* (Tschudi I, 270.) *und der an Schwyz wegen Loslassung der gefangenen Conventualen von Einsiedeln schreibt, Tschudi, I,* 265. *Wir verdanken diese Nachweisungen dem Hrn. Prof. Dr. Heinrich Escher. — Alles erwogen, entscheide ich mich dafür, dass Friedrich der Ältere der in unserm Gedichte gemeinte Graf von Toggenburg sei.*

- 7, 6. tâten hôhe diet. *Der Plural* tâten *kann stehen, weil* diet *ein Collectivbegriff ist.* Diet *bezeichnet: «mehrere Leute zusammen.»*

II, 7, 6. der frume Regensberger. *Liuthold VII, ein Sohn Uolrichs von Regensberg, des Bruders von Liuthold VI, von Regensberg, der mit der Stadt Zürich und dem Grafen Rudolf von Habsburg die für ihn schlimm endende Fehde hatte. Liuthold VII, schloss mit Zürich* 1297 *ein Bündniss, in welchem er sich anheischig machte, seine Burgen der Stadt zu öffnen.*

- 8, 1. *Der Abt von Petershausen hiess* Diethelm von Castel; *er ward nach dem Tode des Bischofs Heinrich von Klingenberg.* († Sept. 1306) *sein Nachfolger in der Abtei Reichenau* (*Chronik von Reichenau, vrgl. Schœnhut* S. 202).
- 8, 3. hôhe pfaffen, *Geistliche hohes Ranges.*
- 8, 6. Ruodolf von Landenberg, *genauer «von Breitenlandenberg», Ritter, war ein Sohn Albrechts von Breitenlandenberg und der Adelheid, Gräfin von Hoheneck. Er fiel* 1315 *in der Schlacht am Morgarten.*
- 9, 4. Albrecht v. Klingenberg, *Bruder Heinrichs v. Klingenberg, Bischofs von Konstanz.*
- 9, 5. Rüedger (Rüedge, hs.) Manez, *der ältere. Die Zeit seines Lebens ergiebt sich aus den bereits angegebenen Jahrzahlen. Demnach fällt sie in das Ende des* 13. *und den Anfang des* 14. *Jahrhunderts. Dass Rüedger Manesz und Albrecht von Klingenberg Ritter waren, folgt aus dem Zusatze «die werden man;» das Prädicat «wert» bezeichnet bekanntlich die Ritterwürde.*
- 10, 2. kan, nan *sind bei Hadloub oft vorkommende Formen für* kam, nam. *Doch braucht er sie nur im Reim.*
- 10, 3. sich ungrüezlich stellen *d. h. sich fremde stellen und zwar mit dem Nebensinne der Geringschätzung.*

II, 12, 5. als der sne, hs.

III, 2, 1. wunne, *d. i. hier: Freude gewährender Anblick.*

- 4, 1. in dem sinne, *in der Einbildung.*
- 4, 2. ich ir fri, hs.
- 4, 3. diu huote, *die weibliche Umgebung vornehmer Frauen.* — diu verderbent — dur diu; *das Neutrum steht, weil sich das Pronomen auf* merker *und* huote *zugleich bezieht.*
- 4, 4. dur die, hs.
- 5, 4. helregang; helre *bezeichnet nicht nur den, der etwas verhehlt, sondern auch den heimlichen Aufpasser. Vergl. Uolr. Tristan, v.* 2956: heiz dinen helre biten, daz er ir din komen sage.

IV, 2, 3. entstân *und* sich entstân eines dinges, 1) *sich etwas zum Bewusstsein bringen,* 2) *sich auf etwas verstehn, ist ein seltener, doch Hadloube gerade sehr geläufiger Ausdruck.*

- 2, 7. unz daz, *so lange als.*
- 3, 5. si es. e. so schon, hs.
- 4, 3. siechlîch var, *von krankhafter Farbe.*
- 4, 6. guot geding, *gute Hoffnung.*

V, 1, 1. *vergl.* II, 7, 6.

- 1, 7. vür komen, *wie sonst* her vür komen, *an den Tag komen, bekannt werden.* — dos, hs.
- 2, 3. l. beschach, hs. —
- 2, 4. von Eschenbach der hêrr. *Es ist wohl der Freiherr Walther von Eschenbach gemeint, der* 1308 *an der Ermordung König Albrechts I. Theil nahm und dadurch den Untergang seines Geschlechtes herbeiführte. Nach Bullinger jedoch ward der jüngste Sohn des Freiherren bei der Eroberung seines Schlosses Schnabelburg seiner Schönheit wegen am Leben erhalten und der Königin Agnes übergeben, die ihn erziehen, aber fortan den Namen «von Schwarzenberg» führen hiess. Freiherr Walther selbst entgieng zwar auch der allgemeinen Vernichtung seines Stammes durch die Söhne Albrechts; allein, sei es zur Busse oder sei es aus Furcht, erkannt und bestraft zu werden, er unterzog sich in der Grafschaft Würtemberg, wohin er geflohen war, den niedrigsten Diensten, indem er* 35 *Jahre lang bei einem Bauer die Schweine hütete.*

V, 2, 5. der von Trosberg. *Die von* Trosberg *oder* Trostberg *waren Dienstleute der Grafen von Habsburg als Herren der Herrschaft Wildegg auf der rechten Seite der Aar, zwischen Aarau, Bruck und Lenzburg. Die Burg Trostberg ward* 1415 *von den Bernern eingenommen. In der Pariser Handschrift finden sich Lieder eines* von Trostberg *oder* Trosberg.

- 2, 5. der von Tellinkon. *Die von* Tellinkon (Dällikon) *waren Vasallen der Freiherren von Regensberg.*
- 3, 1. sust, hs.
- 3, 5. der geschicht, *sonst* in der geschiht, *d. h. bei dieser Gelegenheit.*
- 4, 2. ich brâchtez dâr daz vuogte daz «*ich brachte es dahin, dass diess dienlich, rathsam schien*» *oder will man lesen* dazs vuogte daz *so erhält man den Sinn: ich brachte es dahin, dass sie diess anordnete, zufügte.*
- 5, 1. vor ir, hs.

VI, 1, 1, âne vâr, *ohne Gefährdung, ohne Auflauern.*

- 1, 4. schœne, hs.
- 3, 2. zuo zir. *Die mittelhochdeutsche Sprache verstärket die Präposition* ze *durch das Adverbium* zuo, *doch gemeiniglich nur wenn* ze *mit dem von ihm regierten Worte zusammen wächst* (zir, zeinem = ze ir, ze einem); *später verdränget dieses jene gänzlich.*
- 3, 6. verzagen, *verzagt machen. Diese Bedeutung des Wortes fehlt bei Ziemann.*
- 3, 7. ich si, hs.

VI, 4, 2. *Man lese* sô hô, *wie der Reim verlangt.*
- 4, 3. getwanc. *Hadloub reimt noch, wie die früheren Dichter,* nc *auf* ng, *aber nicht mehr* c *auf* g. *Vielleicht war demnach überall* nc *statt* ng *im Auslaut zu schreiben.* — gegen ir, hs.
- 4, 4. *Man lese* getân.
- 5, 7. sender strît, *der Kampf, den ich mit der Liebe (Sehnsucht) zu kämpfen habe, will mich tödten.*

VII, 1, 1. l. Er muoz, hs.
- 1, 2. er mües, hs.
- 1, 3. nôtig lidig, *ein Armer, aber lediger, unverheiratheter.*
- 1, 4. sanft begân, *leicht durchbringen.*
- 2, 4. râtes bloz, *ohne Vorrath.*
- 2, 6. Riuwental Siuftenhein, Sorgenrein *drei allegorische Ortsnamen. Sie bezeichnen Kummer, Seufzer und Sorgen. Den ersten braucht bekanntlich schon Nithart, der sich* »von Riuwental« *nennt.*
- 3, 2. witte, (ahd. witu), *Holz, Brennholz.*
- 3, 6. den hunger, hs.
- 4, 6. verdâcht, *beargwohnt, hier aber: unberücksichtigt;* ellende, (elilenti), *ausländisch, fremd.*

VIII, 3. wîse und wort, *Worte und Weise, in Bezug auf die Dichtkunst, da jeder Dichter damals nicht nur das Lied dichten, sondern auch zugleich die Weise, nach der es singbar, machen musste.* — walten, hs.
- 5. endelîch, *tüchtig, brauchbar.*

IX, 1, 2. in dem, hs.
- 1, 7. hof. *Hof wird sonst nur den Fürsten beigelegt. Man kann daraus schliessen, dass Rüedger Manesz — der ist nämlich gemeint — gleich den Fürsten jener oder einer früheren Zeit, sich gegen Sänger und andere* «varnde diet» *gastfrei erwies.*
- 1, 9. *Der Gesang hat daselbst Wurzel und Stamm.*

IX, 2, 1. sîn sun der kuster. *Er hiess Johannes; wenigstens kommt um* 1297 *ein Johannes Manesz als custos am grossen Münster vor. Andere kennen einen Rüedger scholasticus, der früher auch custos gewesen sei, und nennen ihn des alten Rüedgers Sohn. Wir verdanken diese Auskunft wie noch manche andere schätzbare Nachweisung dem Hrn. Kirchenrath und Doctor Theol. Vögelin in Zürich.*
- 2, 1. der treibs, hs.
- 2, 2. des si gar, hs.
- 2, 3. hânt zemne bracht. hs. — *Da jedoch Hadloub schon, wie man überall sieht, die Silben zählt, so schien die Versetzung des* hânt *räthlich.*
- 3, 7. wæren wib nicht so, hs. —
- 3, 10. sô guot geticht. *Es fehlt der Mittelreim; vielleicht ist zu lesen* guot ticht gemeit.

X, 1, 8. mich sere, hs.
- 1, 10. minne dir mag ich wol fluochen, swinde us, hs.
- 2, 3. *Man lese* ez *statt* ez.
- 2, 9. vîn, *zart, günstig; jetzt noch ist die Minne* «herte» *gegen ihn.* — l. wirde, hs. wirdâ?

XI, 1, 4. versehen, *vorhersehen.*
- 2, 2. dû gîst baz mir ouch wol, *du magst mir es wohl auch besser geben, mein Geschick verbessern.*
- 3, 7. iemer so, hs.

XII, 1, 8. wengel, hs. —

XIII, 2, 3. gebâre, hs.
- 2, 9. wisse, hs.
- 3, 2, ze hêre, *zu vornehm, zu stolz.*
- 3, 4. der getât, *in der That, wirklich.*
- 3, 10. wâfen, *der Nothruf bei offener Gewaltthat, daher* wâfen schrîen ûf, *gegen jemand um Hülfe rufen. Ziemann hat ein* wâfen, wief *verzeichnet; die angezogene Stelle jedoch,*

Ruother, 378, *bietet nur* wiesen, *was besser auf das auch sonst vorkommende* wuosen wief *zurückzuführen ist.*

XIII, 4, s. gæche, *pollens, fehlt bei Ziemann.*

- 5, 7, gestellet, *beschaffen.*

XIV, 1, 7. inret hs. innern, *erinnern.*

- 2, 2. enzstan, hs. *(oft so).*

- 3, 2. selker, *hochdeutsch ist eigentlich* selher, solher; *da man aber in Zürich jetzt noch* Bleikerweg *für* Bleicherweg *sagt, so wollte ich das handschriftliche selker unangetastet lassen.*

- 3, 3, heinliche, *Vertraulichkeit.*

- 3, 6. mir ist kunt ûf, *ich verstehe mich auf.* — l. ob er wil, hs.

XV, 1, 4. dar *ist wohl das althochdeutsche* dâr, *mittelhochdeutsch gewöhnlich* dâ; *doch auch* dar *lässt sich vertheidigen.*

- 1, 9. sô (son, hs.) enweiz er noch enkan, *so entgeht ihm Verstand und Kraft.*

- 2, 6. gestellet so roter, hs.

- 2, 9. bunt, *Binde, Schlinge; bei Ziemann fehlt diese Bedeutung.* — *Das Wort* minne *ist in diesem und dem folgenden Verse* Minne *zu schreiben, da Personification Statt findet.*

- 3, 5. mir so, hs.

- 3, 6. so gar, hs.

- 3, 9. lach. *Dieses* lach (lâch?) *scheint entweder eine eigenthümliche Form für* lâz, lâ, *wo man dann einen Übergang des* z *in* ch *annehmen müsste, wie* s *wirklich in* ch *übergeht* (lachter = laster); *oder zu dem in Appenzell noch jetzt gangbaren* lâcha *biegen, lenken, was Tobler auf* leichen *zurück führt, zu gehören. Schmeller im B. W. II,* 422 *verzeichnet ein* laichen, *ablaufen lassen, ableiten, und ein* lechen, *dem er die Grundbedeutung* „*durchlassen*" *giebt. Jenes* lach *kommt übrigens noch dreimal in Hadloubs Gedichten vor, freilich an Stellen, wo, wenn nicht* lach *hier im Reim stünde, man unbedenklich* lâ *oder* lâz *schreiben würde, nämlich* LVI, 3, 7, nicht lach mich nâch dir verderben — LVI, 3, 10, reine lach dich noch mîn nôt erbarmen — LVI, 6, 11, und lach mich doch bevinden dînes trôstes noch.

XVI, 1, 7. l. sorgen, hs.

- 2, 1. gibe dem herren nicht, hs.

- 2, 4. herre sol si lazen weinen, hs.

- 3, 1. volgen danne minem, hs.

- 3, 4. doch wol min, hs.

- 3, 5. erarnen *den Lohn ernten, in gutem und bösem Sinn.*

XVII, 1, 6. getschen. *Ziemann gibt in seinem mhd. Wörterbuche die Bedeutung* „*sprühen, funkeln*" *an, ich weiss nicht, mit welchem Rechte. Stalder* I, 426 *hat verzeichnet* 1) gätsch, getsch, *Koth;* 2) gätsch, *geil, vorwitzig, übereilt;* 3) gätschen *händeln;* 4) Gätschi *Schwätzer.* I. 433 *führt er an* 1) gäutschen, geitschen *bellen, belfern;* 2) gautschen, *spielen. Alle diese Wörter scheinen mir zusammen zu gehören und Klangwörter zu sein; zu ihnen gehört auch unser* getschen. — nit wan, hs.

- 1, 9. dîs *wie noch heut* = dînes.

- 1, 10. an, hs.

- 2, 1. *Sie schwiegen, redeten nicht zur Sühne, und so verbreitete sich die Kunde von der Todfeindschaft der beiden Nebenbuhler weit hin.*

- 2, 8. das ich, hs.

XVII, 3, 2. meijer *(aus* major, *franz.* maire*)* colonus, villicus. *Es gab* meijer *auf Erbpacht, auf Lebenszeit, auf bestimmte Jahre. Die* Meijer *des Königs waren Edle* (majores domus), *die* Meijer *der Edlen waren Freie, die der Freien, Knechte (Ziemann).*

XVIII, 1, 2. wie sô?
- 2, 6. *Man lese:* irn tuot mir sorgen buoz.

XIX, 1, 5. kolære gnôz, *den Köhlern gleich.*
- 1, 10. «*Dass uns die Minne gesellet zu denen, die Arbeit bedrängt.*» Kellen *drängen, treiben, stossen. Noch jetzt sagt man «einen mit dem Fusse chelle.» Man vergleiche noch* Gûdrûn, 448, 4. tûsent iuwer helde die kell wir in die fluote, wir geben in die wazzerküelen selde; *und Stalder* II. 95. —
- 2, 2. karrer, *Karrenführer.*
- 2, 9. des, hs.
- 3, 3. kirren, *grunzen.*
- 3, 10. es wende, hs.

XX, 2, 7. handen, *schneiden, hauen. Stalder* II. 19.
- 2, 8. gislechte, *was man jetzt* ingschlächt *nennt, Stalder* II. 321.
- 2, 12. der hœret, hs.
- 3, 3. vuore, *Lebensweise.*
- 3, 8. kappe, *gallus gallinaceus.*
- 3, 11. knüllen, *schlagen, erschlagen.*
- 3, 12. schützen und ouch vasande wille, hs. schiuzen = schiuz in. —
- 4, 6. sus, hs.
- 4, 8. stûche. 1) *Kopftuch, Schleier;* 2) *Handbedeckung, Muff, Hängeermel.*
- 5, 8. wær uns, hs. —
- 5, 9. kamfte. *Stalder* II. 84, *verzeichnet* kämpfen, *Wortwechsel haben; hier bedeutet es «wettsingen.»*

XXI, 1, 1. gesten, 1) *als Gast aufnehmen,* 2) *schmücken; daher* gastunge, *Schmuck, Zierde.*
- 1, 4. kleit var, hs.
- 2, 4. süezen *ist Dat. Plur. und gehört zu* wunnen.
- 2, 7. zît *ist bei Hadloub meist Gen. Neutr.*
- 3, 10. bi andern schœnen frouwen, *bei ihnen, also vor ihnen.* — achtet nicht, hs.

XXII, 1, 6. *Er will sie voll machen mit vielen Trachten oder Gängen der Tafel.*
- 1, 7. sîn lob sol sich üeben, *sein Preis soll sich öffentlich verbreiten.*
- 1, 11. des si vro, hs.
- 2, 4. ingewant, *Eingeweide* — bletze, *Kutteln, Kaldaunen* — kragen, *Hals, Kehle, Schlund.*
- 2, 7. l. slecht nû sô manig vê, hs. — vê, *noch jetzt* vêch; *mhd.* vihe.
- 2, 9. krœse, *die kleinern Därme. Stalder* II. 134.
- 2, 11. die, *gewöhnlicher,* diech, Gen. diehes *Schenkel, Hüfte.*
- 3, 4. des von, hs. —
- 3, 7. klobewürst, (hs. klobewürste) *sind wohl am Kloben gedörrte, geräucherte Würste? Ziemann führt aus Müller* III, XXIX, *an:* von würsten manic klobe. *Nach Stalder bedeutet jetzt noch Kloben ein Büschel Kirschen, die um einen Stab geflochten sind;* klobe *ist demnach Stab, ein abgespaltenes Stück Holz.*
- 3, 9. griebe, *derjenige Theil des Speckes, der beim Schmelzen in fester Masse übrigbleibt.*
- 4, 7. wen tœsen, hs; œsen, *ausschöpfen, wegschaffen, vertreiben, ist vielleicht mit* haurire (= hausire) *verwandt.*

XXIII, 1, 10. sis schœnen glanz, hs.
- 3, 4. bin ich, hs. trurich, hs. —

XXIV, 1, 5. eile, *Aufseherin, Pflegerin, Mütterchen; wohl aus* aja, ayeule *verkürzt.*
- 2, 3. sich geilen, *sich erfreuen.*
- 2, 9. spel, *Erzählung, Mährchen.*
- 2, 11. stat, *Gelegenheit;* — dams *aus* daz man es *zusammen gezogen.*
- 3, 7. wen vertragen hs.

XXV, 2, 7. want, hs.

XXVI, 1, 1. swenzel, *das Haar, das die Jungfrauen fliegend trugen; man sehe die Abbildung.*

XXVI, 1, 2. krispen, *locken, kräuseln.*
- 1, 5. swiem, *d. i.* swie man.
- 2, 2. der die han mag zinr frowen vil, hs.
- 2, 5. der aber, hs.
- 2, 13. frömdes, hs.
- 3, 2. suren strit, hs.
- 3, 3. ringen, *gering machen, schwächen.*
- 3, 6. suos, (suoz?) hs.

XXVII, 2, 3. «*Das thut mir, als ob einer mir mein Herz durchstäche.*» *So erkläre ich diesen Vers, in der Voraussetzung, dass* pfriente *für* pfriemte *stehe, wie auch sonst öfters* n *für* m *bei Hadloub vorkommt* (heinlich, gran, arn). *Ein* durchpfriemen *bei Schmeller,* I, 331.
- 2, 7. erwarmen, *warm werden. Das Gegentheil Gûdrûn III,* 4. dô erkaltet in ir gemüete; *u.* 125, 4. an in ist erküelet mîn herze. —
- 3, 4. l. mecht ir erwern, hs. —
- 3. 7. aber, hs. — sêren, *versehren, schneiden.*

XXVIII, 1, 6. w'rent, hs.
- 2, 10. ald, hs. —
- 3, 9. verwâzen, *verwünscht, verflucht.*
- 3, 10. sin enwelle, hs. —

XXIX, 1, 10. dams. *vgl.* XXIV, 2, 11.
- 1, 11. bî mir, *wenn ich meinen Zustand erwäge.*
- 2, 4. des daz sinr, hs.
- 2, 5. danne *ist wohl* dan ne; danne birt *demnach* = danne enbirt? *Die Negation scheint mir nicht fehlen zu dürfen.* «*Der nicht hehlen will, was der Ehre seiner Herrin nachtheilig wäre, und hingegen ihm nicht Ehre bringt.*»
- 3, 7. kein (keinen, hs.) *d. i.* deheinen, *irgend einen.*
- 3, 9. kleinen, hs.
- 3, 10. minr schonen frowen, hs.
- 3, 11, gevê, (Gen. gevêhes), *feindlich,* (*vgl. Fehde, ahd.* fêhida).

XXX, 1, 4. bîse (*althd.* pîsôn, *brausen*) *der Nordostwind.*
- 1, 5. citerwîse *wohl* zitterwîse, *die Weise des Zitterns. Der Schreiber der Handschrift verstund wohl nicht dieses Wort.*
- 1, 6. twer *oder* twerch, *Seitenwind, schräg wehender Wind. Das Goth.* thuairhan *bedeutet* transversare. *Ueber* twerwint *vergleiche man noch Grimm Gr.* III, 390, 441.
- 1, 7. rifen schiere gewar, hs.

XXXI, 1, 10. gamandrê, camandrê, gamander, chamœdrys, *franz.:* germandrée; *Ehrenpreis, Schlagkraut, Katzenkraut.*
- 2, 5. haben, hs.
- 2, 6. nie verlie er enlie enfröite so, hs.

XXXII, 1, 6. ouch dicke kleine — — wen, hs.
- 1, 9, 10. *Die gewöhnliche Vorstellung eines sich drehenden Glücksrades. Ein Mann ist oben, einer absinkend, einer unten liegend, einer aufsteigend.*
- 2, 10. si so rechte, hs.
- 3, 9. als der sne, hs.
- 3, 11. tinne, daz, *die Schläfe.*

XXXIII, 1, 11. schœnes ist, hs.
- 4, 4. *Das* des *der Handschrift war nicht zu ändern, da Hadloub* bevinden *mit dem Genitiv construirt.*
- 4, 5. l. vil wol.

XXXV, 1, 6. versicht = vürsicht, *fürsieht, voraussieht, abwendet.*
- 2, 1. das ich us ernste hs.
- 2, 2. wache miner fröiden hort, hs.
- 2, 11. nienkein, *d. i.* nie enkein.
- 3, 1. unwegsten, hs.
- 3, 2. der mâsse han diu, hs.
- 3, 8. sich enbarn, *sich entschlagen.*

XXXVI, 1, 8. übrig, *was über das Maass ist, übermässig.*

XXXVI, 1, 9. not is stan, hs.
- 2, 8. bepfant, hs.

XXXVII, 1, 10. sumergræte (sumer gerete, hs.) *Wenn dieses Wort nicht etwa wie* sêlgeræte *gebildet ist, und somit bezeichnet* „*alles was dem Sommer frommt*„ *demnach Sommerschmuck, so verstehe ich es nicht.*
- 2, 7. wanger, *Kissen für die Wangen.*
- 2, 8. culter, culcitra, *Matratze; gestepp te Decke über die Matratze. Ziemann kennt dieses Wort nur als Femininum und Masculinum; hier ist es Neutrum.* — bendichten *jetzt* Benedictenkraut (herba S. Benedicti?), *Segenskraut, Hasenauge, Märzwurzel, Nardenwurzel.*
- 2, 10. lôs, *lieblich, reizend, klug, listig.*

XXXVIII, 1, 5. von den swer, hs.
- 1, 6. volgestet, *vollkommen geschmückt; daher* gastunge, *Schmuck.*
- 2, 7. spil, *Zeitvertreib, Unterhaltung mit Erwartung des Ausganges. Ziemann.*
- 3, 2. verren dan; *man lese:* verrer dan, hs.

XXXIX, 2, 9. ir bilde, *ihr Leib, sie selbst, vgl.* wîblîch bilde, XXXVIII, 2, 1.
- 2, 10 wunt *fehlt*, hs.
- 3, 11. wer, *bürge.*

XL, 1, 6. gieng *fehlt* hs.
- 2, 1. *Man lese* des wart dâ von inne.
- 3, 7. diu, *auf* mîn frouwe *bezüglich; ein anderer Dichter würde* sî *geschrieben haben;* schône *ist Adverb.*

XLI, 1. 9. l. wundet, hs.
- 2, 3. swendet, hs.
- 2, 9. *Es ist so mancher im verflossenen Jahre seines Verlangens gewährt worden, dass ich das Versagen sehr ungern jetzt noch ertrage.*
- 3, 7. ich lige *fehlt* hs.
- 4, 1. alles wanne, hs.
- 4, 7. l. reiniu, hs.

XLII, 1, 8. *Man lese* gedœne.
- 2, 5. *Wohl:* zir herzen, „*Meine Klage gieng ihr noch nie zu Herzen?*„
- 2, 11. ein *fehlt* hs.
- 3, 8. si mir, hs.

XLIV, 1, 4. *Das* des *der* hs. *war nicht in* dez *zu ändern, da sowohl* daz *als* des *stehn darf.*
- 2, 12. des si swie, hs.
- 3, 4. kome *fehlt* hs.
- 3, 7. l. sîn.

XLV, 1, 10. wol im wol im wol, hs.
- 1, 11. minne zicke, *Momente, Augenblicke der Minne.*
- 3, 10. sî *fehlt* hs.
- 3, 14. zemen, *d. i.* ze semen, ze samen. — ald sin bringens, hs.

XLVI, 2, 10. recht einlif brôt. *Warum gerade eilf Brote? wohl kaum das richtige Wort; oben* XX, 2, 3. *stund* wîziu brôt.
- 2, 11. Dar uns begiuz uns, hs.
- 2, 12. núwen.
- 2, 13. dc ge ovch, hs.
- 5, 15. sin tüeje danne, hs.

XLVII, 1, 4. der ich doch, hs.

XLVIII, 3, 5. genesen sin, hs.

XLIX, 1, 6. brach, *wohl nicht von* brechen, *sondern von dem mangelhaften Zeitwort* brehen, *leuchten, glänzen* (to brihten); *Doch giebt zur Noth auch brechen einen Sinn.*
- 2, 7. des rechten smerzen, hs.
- 2, 8. *Ich glaubte nicht, dass ich nicht schnell Genade bei ir fände.*
- 2, 9. *Man lese* wan Minne mir.
- 3, 9. sô ist ez wâr, *nehmlich* daz dû bist guot aller dinge gar.

L, 2, 8. l. sô wîblîch guot, hs.
- 4, 7. frömde da danne, hs.
- 4, 8. darn, *d. i.* dar in.
- 5, 4. dest min, hs.

LI, 2, 4. lat mit, hs.
- 3, 4. daz sî des vâret, *dass sie ihr Augenmerk darauf richtet, es mit Absicht thut.*
- 5, 7. E der tot werde von ir schin, hs.

LII, 8. minnen balt, *tollkühn, verwegen in der Liebe. — Dieses Lied ist übrigens unvollendet; es fehlt die Antwort des Ritters und der Abschied. Merkwürdig ist auch der Anfang von Strophe* 3. «Ich sleich tougen ûz etc., *grade als ob der Dichter der Wächter gewesen wäre. Man erwartete:* Er sleich tougen ûz etc.

LIII, 1, 6. *Wie sie verabredet haben.*
- 2, 8. huote bant, *Hemmniss der Aufpasser.*

LIII, 3, 12. verzücket, *entzogen.*

Dieses Liedes erste Strophe findet sich auch in einer Pergam. Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Bern, bezeichnet Cod. 260. Fol. *welche Graf* (Diutisca II, 240) *in das* 13. *Jahrhundert setzt, die jedoch wohl dem* 14. *angehört, unter Gedichten Heinrichs von Môrungen, Nitharts, und anderer. Sie lautet daselbst:*

Sich fröut uf die edel naht
ein geslahter minner harte,
daz sin frowe ruochen wil.
So der tag sin lieht verlat
und si sitzet uf warte
als si hat geleit ir zil:
tougen so kumt er geslichen
und rüert daz tor so lise ie sa
daz erhœrt diu minnenkliche
si sprach «herre bist du da?»
er sprach «herze frowe ja!»
so tuo mir uf die wunnenriche,
daz ich dich alumbe va.

Man sieht, diese Strophe erscheint hier zerrüttet und viel schlechter als die Pariser Handschrift sie darbietet. Von den andern Gedichten der Handschrift scheint keines Hadloub zu gehören.

LIV, 1, 7. l. sîn muot sô geil, hs.
- 1, 11. wan gsicht an schœniu wîb, *als der Anblick schöner Frauen.*
- 1, 12. l. ir wunnen.
- 2, 5. ich *fehlt* hs.
- 3, 12. in dike under, hs.
- 3, 13. inren, hs.
- 4, 7. swel, *d. i.* swelch.
- 4, 8. erkomen sich, *erschrecken.*
- 4, 15. hohes lob so wol, hs.
- 6, 3. dan, *d. i.* dâ ne.
- 6, 5. man da schœne frowen wol den hof, hs.
- 7, 6. fröide groz, hs.
- 8, 2. geverd, hs. «*die Frauen gereichen der Welt zum Schmucke und zur Gefährde mehr als alles andre.*»
- 9, 1. swanne, hs.
- 9, 9. sin von rœti, hs.
- 11, 4. wib sint wunnen, hs.

LV, 1, 3. ingesinde; *es sind wohl die* «tugende» *des zweiten Verses gemeint, daher sie auch* «sælden krône» *heissen.*
- 1, 5. gemüete; *Hadloub verwendet dieses Wort wie Otfrit sein* gimuati, *in der Bedeutung von Freude, Lust. Ob aber Hadloubs* gemüete *auch ein Femininum ist, wie Otfrides* gimuati? *In der gewöhnlichen Bedeutung braucht er* gemüete *als Neutrum.* — der muot zihen, hs.
- 2, 10. so maniger wunnen, hs.
- 4, 5. sicht er, hs.
- 5, 4. doch *fehlt* hs.
- 7, 3. manigen, hs.
- 8, 5. kumt si danne so gar lieblich, hs.
- 9, 6. swie, hs.
- 9, 8. so wol, hs.
- 10, 5. dik so, hs.

LV, 10, 15. wol noch, hs.

- 10, 18. Daz wir iemers trîben; *etwa* swaz wir jâmers trîben? *Vielleicht aber kann* Daz *stehn bleiben, da wenigstens das Masculinum* der *im Mittelhochdeutschen dem* swer *noch völlig gleich steht.*

LVI, 1, 2. herzen lit, hs.

- 1, 3. *Den mir die Hehre grösser macht als, etc.*
- 1, 7. âmer, *Schmerz. Ziemann giebt bei diesem Worte kein Geschlecht an. Es ist, wie man sieht, ein Femininum.* sendiu âmer = *Liebesschmerz.*
- 3, 7. lach, *vgl* XV, 8, 9.
- 5, 3. sich enden, *sich bestimmt kundgeben, zur Wirklichkeit werden.*
- 6, 1. swenn ich ir wünsche, etc., *wenn ich ihre Anwesenheit wünsche, so entbehre ich ihrer kaum.*
- 6, 9. l. noch ruoche, hs.

LVI, 7, 6. wüeten, *in rasender Liebe entbrannt sein.*

- 7, 7. blüeten, bluote, *setzt im* adh. bluotan *voraus; Graff*, III, 253 *bietet zwar* blôtan; *allein dazu die formen* bluotent (*d. i.* bluotênt?) ploatenti (*d. i.* ploatênti?) *und nur einmal* pluatantêr, *und Benecke im Wörterbuche zum Iwein setzt* bluotêm *an, nicht* bluotu. *Dennoch schien mir nicht richtig* bluotet: wuotet *zu schreiben, da man jetzt* blüetet *nicht* bluotet *spricht, und auch Schmeller* I, 241 blüeten *ansetzte.*
- 8, 6. ez treit nicht gein ir wunnen dar, *nichts erreicht ihre Wonne, kommt ihr gleich. ähnlich bei Gotfried von Strassburg, Lob der h. Jungfrau* 25: Dû bist diu erbarmherzekeit Der hœhe ûf in den himmel treit *(in den Himmel empor reichet)* Und überbreit Des wilden meres breite.
- 8, 8. jamer dol, hs.

DESCRIPTION

DES

TOMBEAUX DE BEL-AIR

PRÈS

CHESEAUX SUR LAUSANNE

PAR

FRÉDÉRIC TROYON.

DESCRIPTION

DES

TOMBEAUX DE BEL-AIR

PRÈS

CHESNEY SUR LAUSANNE

PAR

FRÉDÉRIC TROYON.

DESCRIPTION DES TOMBEAUX DE BEL-AIR

PRÈS

CHESEAUX SUR LAUSANNE.

Au printemps de 1858, le 26 Mars, un laboureur ouvrait le premier sillon pour la charrue, quand il vint à heurter de grandes pierres plates. Etonné de rencontrer dessous d'autres dalles de même nature, posées de champ et formant un cadre, il le fut plus encore quand il découvrit des ossemens humains. Aussitôt d'accourir à l'appel de l'ouvrier, et d'invoquer la tradition qui place un ancien couvent dans ce lieu. Une nouvelle tombe dont on enleva la terre avec soin, ne tarda pas à rendre au jour un squelette d'une grandeur peu commune; la main droite et une partie de l'avant-bras reposaient sur la forte lame d'un coutelas; une agrafe et des plaques en fer montraient les débris d'un ceinturon; et la conservation des ossemens trahissait l'attitude imposante d'un guerrier. Dès-lors, il ne fut plus question de pieux solitaires, les débris d'une époque héroïque venaient de se dévoiler à nos yeux. — La colline de Bel-air, qui renferme ces antiques sarcophages, appartient aux dernières ondulations du Jorat, située au midi de Cheseaux sur Lausanne; elle est séparée du village par un ruisseau qui l'entoure à moitié. Delà, de fertiles campagnes s'étendent par monts et par vaux vers la chaîne bleuâtre du Jura, dont la vue se perd à l'extrémité du Léman devant les Alpes de Savoie; et si l'azur du lac disparaît derrière la forêt voisine, le Mont-Blanc domine à l'horizon les hautes cimes des montagnes.

Plus d'une fois déjà, le soc de la charrue avait heurté les dalles des tombeaux; aussi, à deux reprises, l'agriculteur en avait-il bouleversé un si grand nombre qu'on croyait qu'il n'en restait aucun. Cependant, durant le cours de ces dernières années, 162 sarcophages ont encore été découverts. La nature du sol et leur disposition en deux couches apportent quelque variété dans la construction. Les 157 de la première sont à une profondeur de 2 à 3 pieds. Trente-deux ont été formés de grandes pierres brutes, plates, et plus souvent schisteuses que granitiques; deux pièces forment ordinairement le couvercle; quelquefois le fond est plaqué; et toujours le vide a été rempli d'une terre que la décomposition des ossemens a chargé de traces noires et blanches. D'autres fois, sans doute quand les dalles manquaient, ce sont des murs qui les remplacent, comme nous le voyons pour 11 sarcophages. Neuf n'avaient, sur les cotés, qu'une ou deux pierres informes. Nulle part, l'on ne trouve des traces de ciment. Un banc de roc, recouvert à peine

d'un pied de terre, a permis d'y tailler 54 tombeaux, dont quelques-uns offrent des accidens assez particuliers: ainsi, les 70, 71 et 72 sont traversés par un conduit qu'on prendrait pour une crevasse, si le roc n'avait été travaillé; ailleurs (T. 105.), c'est une ouverture carrée, qui descend obliquement; de même que la précédente, elle est remplie d'une terre durcie; plus loin, de légères fissures sont dues à des quartiers rapprochés. Des squelettes, au nombre de 51, reposaient dans la terre sans aucune trace de cercueil; les uns appartiennent à la couche supérieure et peuvent avoir été dépouillés de leurs côtés; les autres, soit par la différence de niveau, soit par la décomposition, sont d'autant moins faciles à classer qu'ils forment un lien entre deux époques distinctes. Dans la seconde couche, découverte plus récemment, profonde de 5 à 6 pieds, et dont nous n'avons que 25 tombes, jamais des dalles n'ont entouré le mort. Ils paraissent avoir été inhumés avec des cercueils en bois, ce que prouverait l'un des squelettes (T. 30.) couché dans une terre légère. La mâchoire inférieure reposait, selon la coutume, sur les vertèbres cervicales, tandis que les débris du crâne étaient au-dessus de l'épaule droite. Ce déplacement n'ayant pu arriver que lors de la décomposition, il fallait qu'il y eût un vide, et ce vide, par quoi était-il formé, si non par un cercueil qui a dû être en bois, puisqu'il n'en reste aucune trace[1]). — La grandeur moyenne de tous ces tombeaux est de 6 pieds[2]) sur 2 de large; leur direction va du nord-ouest au sud-est. Le mort, couché sur le dos, a les pieds tournés au levant; les bras sont étendus le long des côtés; un seul les avait croisés sur la poitrine; chez d'autres, les mains ont été rapprochées; mais, si c'est un guerrier, la droite repose sur son arme. On peut rarement lever un crâne entier, tant ces débris sont friables. Un front court et étroit, des pommettes relevées, une mâchoire forte, une figure allongée, et le derrière de la tête très développé présentent un caractère distinctif. Les fémur les plus grands ont 16 pouces, et les tibia 15 [3]). Si la couche supérieure montre ça et là des ossemens quelque peu conservés, plus bas des squelettes ne laissent en revanche sur la terre glaise qu'une empreinte grisâtre, insaisissable à la main; et dans un alignement qui semble interrompu, une terre menue, chargée de traces de décomposition, révèle seule qu'un mort a été couché dans ce lieu. — Assurément, ces restes appartiennent à un cimetière ouvert pendant une longue série d'années. La différence des deux couches témoigne de deux âges bien distincts, que viennent unir les tombeaux intermédiaires. Un autre fait prouve que les sarcophages formés de dalles ou taillés dans le roc, recevaient à différentes reprises des morts nouveaux[4]). Alors les anciens ossemens étaient jetés à coin, ou dans quelque niche masquée par une pierre plate, et renfermant, comme celle de la tombe 107, des avant-bras, des fémur, des tibia, sous un crâne séparé de sa mâchoire; vers les pieds de plusieurs squelettes, même désordre; ailleurs, sur les couvercles, ces ossemens ont été déposés pêle-mêle; mais, par un reste de déférence, l'on ne dépouilla pas toujours de ses ornemens celui qu'on venait d'enlever à sa tombe.

Un assez grand nombre de ces sarcophages de constructions diverses renfermaient encore les armes, les agrafes, les boucles, les vases, les anneaux et les autres ornemens en métal, en terre cuite ou en verre, dont le mort fut accompagné.

Les armes sont des épées courtes, larges, pointues et tranchantes d'un côté (Pl. V.). Elles reposent ordinairement le long du fémur droit, sur une lame beaucoup plus petite (Pl. V. f. 6.); de même que

celle-ci, elles sont toujours en fer et conservent les traces de poignées en bois. Les tombes 7, 52, 105, 151 (Pl. V. f. 9.), 122 et 130 avaient chacune un de ces coutelas. Il faut observer que, dans ces deux dernières, ils étaient à côté de jeunes enfans. Plus loin, nous en retrouverons au milieu d'autres ornemens.

Onze sarcophages (18. 42. 74. 75. 76. 93. 97. 98. 102. 114. 133.) contenaient seulement des agrafes, qui, pour la plupart, étaient placées sur le côté droit du bassin. La boucle et l'ardillon sont unis à une plaque dont la forme ronde, carrée ou triangulaire revient le plus fréquemment; des rosettes ou têtes de clous ornent ces plaques; et, en dessous, de forts tenons les arrêtaient sur le cuir de la ceinture. L'une (Tomb. 74. Pl. III. f. 16.) se fait remarquer par l'éclat de l'argent, malgré la terre humide qui l'entourait; d'autres, par leur grandeur et leurs damasquinures; toutes, par leur variété. L'oxidation a surtout endommagé celles de numéros 18. 75. 76. 93. 98 et 133. Un beau travail distingue les agrafes 42 et 97 (Pl. III. f. 7 et Pl. IV. f. 5.). La seconde, appartenant à la tombe d'une femme, présente, dans l'arrangement de ses filets d'argent incrustés sur le fer, deux coeurs unis par deux liens. La belle pièce de la planche IV, fig. 2, a été trouvée à la surface du sol. Rapprochons les agrafes les plus grandes, 102 et 114 (Pl. III. f. 1 et 3.). La dernière laisse paraître sous la rouille une incrustation assez fine; l'autre plaquée de lamelles entrelacées, est chargée d'une oxidation qui, au moment de la découverte, lui donnait une teinte vermeille; vis-à-vis de la boucle reposait une plaque (Pl. III. f. 2.), ornement de la même ceinture. La personne qui l'avait portée, à en juger par les ossemens, était d'une taille fort médiocre, tandisque la tombe 102 est l'une des plus spacieuses (8 pieds de long, sur 3 de large); taillée dans le roc, le côté opposé à la tête avait été ajouté, comme pour diminuer la trop grande dimension de la fosse; mais, après l'avoir enlevé, il se trouvait entre lui et le roc, bien qu'il n'y eût pas d'espace sensible, quelques fragmens de fémur avec une agrafe et une lame, débris relégués à l'étroit par un mort plus récent. L'on doit observer encore sur les pièces 102 et 114, des empreintes ou des traces d'étoffes que l'oxidation a si bien conservées qu'on peut y reconnaître les tissus différens de vêtemens en lin. Ailleurs, les mêmes traces ont reparu, ainsi qu'un ou deux fils protégés par les matières métalliques dont ils étaient entourés.

Des boucles en fer et en bronze étaient l'unique ornement de 17 tombeaux (9. 11. 12. 15. 23. 50. 53. 53. 61. 73. 79. 80. 81. 96. 99. 119. 132.). Trois (T. 11. 53. 99.) appartiennent à la couche supérieure, et peuvent être comparées avec celles de la troisième livraison de ce recueil, planche I, figure 9. Cinq (T. 9. 79. 80. 81. 119.) doivent être rapprochées des figures 9 et 17 de la même planche. Les boucles des tombes 15. 23. 53. 61 et 73 sont représentées Pl. III. f. 11. 9. 20 et Pl. I. f. 19 et 20. Celle de la planche III, fig. 17, a été trouvée sous les dalles qui plaquaient le fond du sarcophage 96. La tombe 132 renfermait une boucle d'argent (Pl. I. fig. 4.), seule auprès du crâne. Une pièce assez pareille, et seule comme celle-ci, occupant la même position dans l'antique cimetière du Rionzy sur Lausanne, l'on pourrait se demander si ces anciens peuples n'avaient pas aussi l'habitude de suspendre au nez ce genre d'ornement [5]). Une autre boucle de la couche inférieure de Bel-air (T. 30.) a beaucoup de rapport avec la figure 14 de la planche III; cette pièce venant encore du Rionzy [6]), établit un nouveau lien entre ces

monumens. Enfin, dans la tombe 12, peu profonde et dépouillée de ses côtés, étaient deux boucles dont l'une en cuivre reposait sur le bassin; la tête de son ardillon conserve les traces blanchâtres d'un métal incrusté, métal sans doute estimé puisqu'il ne paraît que sur deux agrafes (Pl. III. f. 4 et 5.), mais l'oxidation en est telle qu'il ne reste guère que des fragmens d'une pesanteur particulière. Ce tombeau contenait en outre au milieu de débris en fer, un fragment d'agathe pyromaque, poli dun côté et qui, peut-être, avait été enchassé.

Les sarcophages 60, 87 et 91 renfermaient chacun une lame et les ornemens du ceinturon. Dans le premier une épée courte (12 pces. 4 lig.), usée et placée à droite était accompagnée d'une agrafe en bronze (Pl. III. f. 10). Le second, long de 75 pouces, large d'environ 5 pieds, conservait entre ses dalles les restes d'un guerrier jeune encore et d'une grandeur peu commune (la mesure depuis l'extrémité du tibia à la tête est de 65 pouces). Il paraît qu'en l'inhumant, au lieu de le revêtir de son arme, on l'avait déposée vers le bras gauche, où se trouvait une agrafe de la même forme que la précédente, mais qui s'en distingue par une belle damasquinure, ainsi que deux plaques, riche ornement du ceinturon. La force et la longueur du coutelas (22 pouces) répondent à la taille de celui qui le maniait: en d'autres mains, il semblerait, d'après la grande poignée dont une partie du bois a résisté, qu'il n'était pas trop de deux bras pour cette arme lourde et terrible. Il n'en est pas de même de la lame oxidée (6 pouces) du sarcophage 91. En revanche son agrafe (Pl. IV. f. 8.) embellie d'une oxidation verte et bleuâtre est d'un travail intéressant. Cette pièce en bronze, à une profondeur de 4 pieds, sur quelques traces d'ossemens, doit peut-être sa parfaite conservation à la matière noirâtre dans laquelle elle reposait. Observons que le lien, qui unit ensemble l'ardillon, la boucle et la plaque, étant de cuir, nous explique comment il arrrive quelquefois qu'il disparaisse entièrement. La seconde plaque (Pl. IV. f. 7.) se fixait sans doute à l'autre extrémité de la ceinture, de manière que le bout de l'ardillon entrât dans l'échancrure faite sur le métal; tandisque la troisième (Pl. IV. f. 6.) était vraisemblablement placée au milieu du ceinturon pour ajouter, derrière, un ornement à peu près pareil.

Auprès de l'agrafe 16 (Pl. III. f. 18.) étaient les fragmens en fer d'une boucle ovale, et devant la tête, les débris d'un collier (Pl. II. f. 6). Vers l'agrafe 88 se trouvait une bague en bronze, dont le chaton porte ces traits (Pl. I. f. 29). — La tombe 72, taillée dans le roc, contenait, près de la tête et sur la poitrine du squelette, les perles d'un collier (Pl. I. f. 8.) et, plus bas, deux agrafes, l'une en fer avec son ardillon de cuivre (Pl. I. f. 27.), l'autre en bronze (Pl. I. f. 26.), munie de forts tènons, mais beaucoup plus petite. De faibles traces d'oxidation verdâtre entouraient la main droite; et les fragmens d'un vase en argile font regretter de n'avoir pu le lever entier. Sous le crâne, un anneau en cuivre (Pl. I. f. 22.) a laissé son empreinte oxidée au palais; cet anneau, placé dans la bouche du mort, révèle une croyance dont, nulle part ailleurs, nous n'avons rencontré l'expression. Des murs de deux pieds de haut forment les côtés du sarcophage 82; les pierres bien arrangées ne sont unies par aucun ciment. Dans l'intérieur, encore une agrafe (Pl. III. f. 4.); en dehors et en dessous des genoux, deux charmantes petites boucles (Pl. I. f. 25.) paraissaient occuper leur première position; l'épaule droite en portait une ronde, sans

ardillon, de même qu'une autre boucle carrée; sur le devant de la figure, était tombée une épingle à cheveux, longue et à la tête applatie. Bien au fond de la fosse, s'est trouvé un fragment de dent de ruminant, que nous mentionnons pour l'avoir rencontré quelquefois.

Si l'on peut en juger par des débris, les tombeaux suivans semblent pour la plupart appartenir à des chefs. Taillé dans le roc, le sarcophage 71 conservait des ossemens qui témoignent d'une ancienne vigueur. A la droite du guerrier, un large coutelas (Pl. V. f. 4.) recouvrait une petite lame; et le ceinturon, orné d'une agrafe (Pl. III. f. 12.) et de deux plaques damasquinées (Pl. III. f. 13. IV. 3.), présente sous l'une de celles-ci une aiguillette et un objet en fer (Pl. V. f. 7). De grandes dalles encadraient les restes du squelette 83. L'agrafe (Pl. III. f. 19.) et les deux plaques (Pl. IV. f. 1. 4.) sont revêtues de belles incrustations. La petite lame, presqu'entièrement rongée par la rouille, est devenue adhérente au coutelas; mais une autre portait encore, comme ornement de son fourreau, trois boutons (Pl. I. f. 12.) et plusieurs petits clous formant divers arrangemens. Un fil de lin, attaché à l'une de ces pointes, ne ferait-il pas supposer une gaine en étoffe? Vers la jambe gauche, une boucle ronde, et ça et là des fragmens de fer permettent difficilement d'en saisir la destination. Dans la tombe 133, outre l'agrafe et les douze clous en bronze le long des deux lames, il faut observer entre les genoux un objet rond, noirâtre et applati (Pl. II. f. 7). Les squelettes 113 et 129 reposaient, l'un sous des ossemens, l'autre sous le coin d'une tombe. Tous deux ajoutaient à leurs lames (Pl. V. f. 10.) des débris de boucles (Pl. III. f. 15.), de plaque ou de gaine. Le 40, voisin de la couche inférieure, possède un anneau, une agrafe avec des rosettes en cuivre, deux lames et le rebord en fer du fourreau. Deux guerriers occupaient les tombes 147 et 148. Le premier, revêtu d'un riche ceinturon, dont les quatre plaques et l'agrafe allongée[7] (Pl. I. f. 15. 16. 21. 23.) sont d'un alliage de cuivre et d'argent, portait un long coutelas (Pl. V. f. 1.) à sa droite. Deux bagues d'argent (Pl. I. f. 3. 28.) étaient à sa main gauche; vers le pied droit, les fragmens d'un vase en verre (Pl. II. f. 13.) et le fer carré (Pl. V. f. 3.) d'une espèce de pique, dont le bois est entièrement fondu. Dans le second, même coutelas, et tout auprès, mais obliquement, deux petites lames (Pl. V. f. 6). Sur la terre chargée de la décomposition du fourreau, restait un ornement de cuivre (Pl. I. f. 24.); et le mort tenait un vase[8] (Pl. II. f. 16.) dans la main, comme le ferait supposer un os de doigt qui, sans doute, était tombé dedans lors de la décomposition. Un vieillard occupait la tombe 134, ayant sur la ceinture une boucle (Pl. III. f. 6.) et un mauvais poignard; à ses pieds, un vase en terre rouge (Pl. II. f. 18.), noirci à moitié par le feu; et à sa gauche, une bague d'argent coulé, qui pourra acquérir de l'importance par les caractères en creux du chaton (Pl. II. f. 4). Le sarcophage 48 est certainement l'un de ceux qui méritent le plus d'attention. Quelques pierres informes composent les côtés; et la tombe, longue de 65 pouces sur 20 de large, est à une profondeur de deux pieds. Sous le bras droit, se trouvait une grande pièce en fer que nous avons bientôt reconnue pour être un coutre de charrue[9] (Pl. V. f. 16). Tout singulier que ça puisse paraître, il est certain qu'il y fut déposé en même temps que le mort, car les os de la main étaient encore sur la lame, qui, outre les marques de la décomposition, conserve au moyen de la rouille quelque trace d'étoffe. Plus bas, un morceau de terre cuite ressemble à une anse d'amphore. Le talon gauche était revêtu d'un éperon en fer[10] (Pl. V. f. 13.),

sa pointe sans molette, longue de 4 lignes, étant fixé un peu de côté, pouvait atteindre plus facilement le flanc de la monture; cet éperon était seul, le pied droit n'avait pas d'ornement. En remontant vers la tête, l'on rencontre au-dessus du bras gauche un coutelas particulièrement beau (Pl. V. f. 2.), bien travaillé, orné d'un pommeau et d'un bourrelet au lieu de croisière. Les débris du fourreau (Pl. V. f. 3.) qui l'entouraient, permettent de reconstruire cette partie de l'armure et de rendre exactement la position des demi-bracelets et des cinq clous recueillis. Les têtes de ces clous (Pl. V. f. 13.) présentent en relief une figure humaine qui, bien qu'exagérée dans sa longueur, ne laisse pas d'offrir un certain rapport avec le crâne de cette tombe [11]). Sous le coutelas, était un poignard dont la soie est divisée par des lames de cuivre (Pl. V. f. 8.); venaient ensuite une agrafe (Pl. III. f. 8.), un peigne en os (Pl. II. f. 1.), pareil à ceux de la couche inférieure 23 et 54, et des ciseaux à ressort (Pl. V. f. 14.) dont l'usage s'est conservé dans nos bergeries. Ces divers objets autour du guerrier n'expriment-ils pas des services rendus à l'agriculture et de la reconnaissance pour ce bienfait? — Il n'est pas sans intérêt de rapprocher de celui que nous venons de voir, un coutelas de la seconde couche (Tomb. 29. Pl. V. f. 11.), orné aussi d'un pommeau et d'un bourrelet, et revêtu, le long du tranchant, des débris en fer du fourreau (Pl. V. f. 12). Un petit poignard très acéré suivait selon la coutume. L'agrafe du ceinturon (Pl. III. f. 5.) demande un examen tout particulier; cette pièce curieuse doit être comparée avec celle de la tombe 74 (Pl. I. f. 14. Pl. III. f. 16.) [12]). Toutes les deux, bien qu'elles fussent dans une terre humide, étincelaient comme l'argent au moment de la découverte. Peut-être était-ce d'un travail pareil qu'il s'agissait, lorsque Pline [13]) remarque que les Gaulois avaient les premiers trouvé l'art d'étamer si proprement les vaisseaux de cuivre qu'on ne pouvait guère les discerner des vaisseaux d'argent, et qu'ils avaient porté la perfection de cet art jusqu'à vernisser avec de l'argent les harnais des chevaux et l'attelage des chars. Philostrate dit aussi que les Barbares qui habitaient l'Océan, enduisaient fort délicatement d'or, d'argent et d'autres couleurs le cuivre sortant rouge du feu, en sorte que tout ne faisait qu'un seul corps solide et un mélange d'émaux excellens. Grivaud de la Vincelle, dans son *Recueil de Monumens gaulois* [14]), donne les dessins de deux agrafes qui ne sont pas sans rapport avec les nôtres. Après avoir parlé des ornemens, il dit que le nombre des rosettes, en forme de clous, qui sont fixées en dessous pour arrêter la plaque sur le cuir, est de neuf dans l'une et de trois dans l'autre de ces plaques, d'où il conclut qu'il peut être mystique. La même observation s'applique à nos deux agrafes, ainsi que les paroles suivantes de cet antiquaire: « Il y a en dessous des tenons qui entraient dans le cuir de la ceinture et donnaient plus de solidité à cet ornement. Ces plaques sont d'un métal composé qui paraît semblable à celui des plus anciennes médailles gauloises. On a pensé que ce mélange exigeait des connaissances métallurgiques très étendues, et qui devaient manquer aux Gaulois avant leur communication avec les Grecs et les Romains. On en a conclu que ce métal était le produit naturel de mines anciennement exploitées dans la Gaule, et qui, depuis, ont été épuisées ou abandonnées. La fonte des métaux a été pratiquée dès les premiers âges du monde; on ne peut fixer l'époque où les Phéniciens, attirés par le commerce, abordèrent sur les côtes de la Gaule, et commencèrent à y apporter la civilisation et les arts; mais elle remonte à des temps très anciens, et les Gaulois durent sans doute à ces peuples la pratique de la métallurgie, ainsi que beaucoup d'autres

connaissances. » Grivaud de la Vincelle ajoute encore: « Les ceintures servaient non seulement à retenir les vêtemens, mais elles ceignaient les reins, et rendaient les hommes plus propres à supporter la fatigue de longues courses et à porter plus longtemps de lourds fardeaux. Elles empêchaient aussi que le ventre ne prît trop de volume, ce qui était regardé comme un défaut chez les Gaulois, et même comme une chose nuisible, puisque par une loi on condamnait à une amende ceux qui ne pouvaient entrer dans une ceinture d'une dimension fixe, et qui était déposée chez les magistrats »[15]). Si ces agrafes diffèrent par leur métal des pièces damasquinées, l'on est obligé de reconnaître la même forme dans la boucle, l'ardillon et les rosettes des plaques. Ajoutons, comme appartenant à ce métal gaulois, un ornement de fourreau (Pl. V. f. 13.) et une pièce trouvée sur le sol (Pl. II. f. 3.), dont la gravure grossière représente une figure humaine.

Les tombeaux 3 et 5 de la couche supérieure viennent fixer une époque par les médailles qu'ils renfermaient. Ce dernier avait quelques pierres informes sur ses côtés, et les ossemens peu conservés étaient couchés dans une terre fort dure. Une boucle en fer, ronde et massive, paraît par sa position avoir appartenu au ceinturon; une petite lame reposait auprès, et, entre les fémur, se trouvaient, comme si on les eût placées dans la main du mort, trois médailles en bronze d'un nombre égal à celles de l'autre tombeau. L'état de ces monnaies est si mauvais qu'une seule a été reconnue. D. N. MAG. MAXIMVS. Maxime se fit proclamer empereur l'an 383. A l'inscription de la seconde CAES. AVG. P. M. TR. P. COS. III. — AEQVITAS AVGVSTI, manque le nom de l'empereur, qui paraît être Nerva. Une troisième semble être d'Auguste, et le module des autres convient aux premiers siècles de l'empire. C'est ici la place de mentionner une pièce en bronze (T. 77. Pl. I. f. 5.) qui est peut-être une ancienne monnaie; cependant elle ne porte aucun caractère, et elle est percée d'un trou assez gros pour y passer un cordon: ce dernier trait se retrouvant chez les monnaies de quelques nations modernes, des Chinois par exemple, ne serait-il pas possible que cet usage vînt des peuples anciens?

Parfois l'on déposait aux pieds du mort un vase qui ne contient aujourd'hui que de la terre. L'un (T. 63. Pl. II. f. 13.) est rougeâtre et noirci à moitié par le feu. Un autre qui se trouvait à côté du crâne[16]) (T. 137. Pl. II. fig. 17.) porte aussi la marque des flammes devant lesquelles il a été exposé. Le 92 (Pl. II. f. 12.) se distingue par sa belle forme; et le plus gracieux de tous (T. 144. Pl. II. f. 11.) occupait le tombeau d'une femme ainsi qu'une charmante fibule en bronze (Pl. I. fig. 10). En revanche, le plus précieux est bien un vase en verre (Pl. II. f. 14.), revêtu de traces irisées. Il avait été placé dans la tombe 162, longue de 33 pouces sur 2 de large, profonde d'un pied et demi, et recouverte de trois dalles superposées. Ce petit caveau conservait dans une terre menue les restes d'un enfant mort avant l'âge où tombent les dents de lait.

Trois bagues en bronze (Pl. I. f. 2. 6.) étaient les ornemens de deux sarcophages (T. 49. 109). Trois objets (Pl. II. f. 8. 10.) qu'on prendrait pour des boutons, viennent de la seconde couche (T. 20). Les tombes 104 et 125 renfermaient de même trois épingles à cheveux (Pl. I. 13. II. 2.), comme l'indiquerait leur position sur la tête.

Au milieu de tous ces tombeaux, quinze appartenaient à des enfans (10. 28. 31. 54. 55. 112. 122. 127. 130. 138. 141. 145. 152. 158. 162). Celui de la tombe 127, le plus jeune peut-être, reposait sur le sein d'une femme. Quatre (T. 10. 28. 55. 122. Pl. II. f. 5.) avaient été inhumés avec des colliers. Cinq perles étaient devant la figure de l'un (T. 55.), et deux, les plus grosses, dans la terre qui remplissait en partie le crâne (Pl. I. f. 1.); six d'entr'elles sont d'un verre bleu, vert ou brun; la septième, sur une matière qui parait résineuse, présente deux croissans et un coeur incrustés. La tombe 112 contenait un petit ornement de bronze (Pl. I. f. 11). Les ossemens de quelques-uns étaient presqu'entièrement décomposés. Nous en avons vu deux armés de coutelas; voyons encore le tombeau 138 taillé avec soin dans le roc: Un anneau grand et fort (Pl. I. f. 7.), une plaque fragile sur laquelle venait se lier la ceinture, et trois autres objets ressemblant à des clefs [17]) (Pl. I. f. 9. 17. 18.) accompagnaient les restes d'un enfant bien regretté sans doute, si l'on en juge d'après les ornemens.

C'est ici que s'arrête la découverte de Bel-air. Toute féconde qu'elle puisse paraître, elle n'est pourtant qu'un débri, un beau débri il est vrai, de sarcophages bien plus nombreux. Lorsque ce lieu, qu'on dit avoir été long-temps une clairière, fut mis en culture à la fin du siècle passé [18]), il devint le sujet d'une exploitation pour en enlever les matériaux. En 1818, après un travail à la pelle, le fonds était jonché de dalles et d'ossemens; aussi, l'on rencontre parfois sur le sol quelques objets dont on s'était peu soucié. Des fragmens de pierre ollaire, travaillés au tour, indiquent la grandeur des vases brisés [19]). Parmi les autres pièces, la plus remarquable est une plaque semi-circulaire [20]), revêtue d'émaux de diverses couleurs, et de filets dorés qui entourent les dessins de cette mosaïque sur bronze. Des débris trouvés à un pied de profondeur rappellent le plomb qui soutient les vitraux [21]) (Pl. II. f. 9). Ça et là se sont présentés des accidens curieux, des traces de fer, des charbons sur un grès calciné. Malgré la richesse de cette découverte, qui sait ce que l'antique cimetière tarde encore à nous révéler!

Un fait qui n'est pas sans valeur est l'existence des deux couches. Au premier abord, vu la différence de construction et de décomposition, nous avions pensé que deux peuples reposaient sur la méme colline; mais, en examinant de plus près les armes et les ornemens, puis, en tenant compte des tombeaux intermédiaires, nous n'avons pas hésité d'adopter l'opinion de l'un des savans membres de la Société des Antiquaires de Zurich, qui voit là les monumens d'un seul peuple. Nous retrouverions ainsi deux manières d'inhumer à deux époques distinctes; et les tombeaux de la couche supérieure dépourvus de dalles ou de murs, présenteraient un souvenir de l'ancien mode d'inhumation. Quant aux ornemens, les boucles en fer sont plus nombreuses dans les tombes inférieures, comme si elles appartenaient à un âge plus simple. Les peignes 48 (Pl. II. f. 1.), 23 et 54 ont une forme pareille. Les agrafes gauloises (Pl. III. f. 5. 16.), dont nous avons parlé, ne diffèrent des pièces damasquinées que par leur métal. Et les coutelas 29 (Pl. V. f. 11.) et 151 (Pl. V. f. 9.) sont absolument les mêmes que ceux des sarcophages 48 (Pl. V. f. 2.) et 113 (Pl. V. f. 10). Ces rapprochemens viennent confirmer l'opinion émise plus haut, et montrer dans l'idée de l'art un certain développement. Déterminer avec précision l'époque et le peuple n'est pas chose facile; aussi espérons-nous que des hommes versés dans la connaissance des antiquités ne dédaigneront pas cette question. Bien que nous n'ayons nullement la prétention de la traiter, peut-être nous permettra-t-on

d'avancer une conjecture. Ne semble-t-il pas que la mosaïque sur bronze [22]) (Pl. I. f. 29) et les médailles romaines de la couche supérieure font remonter celle-ci aux premiers siècles de l'ère moderne, tandis que la seconde couche, plus ancienne que l'autre, et sans aucune trace de l'art romain, paraît précéder la domination de l'étranger dans ce pays? S'il en était ainsi, ces nombreux sarcophages, ne pouvant provenir d'une invasion passagère, indiqueraient immédiatement les Helvètes pour leurs possesseurs. Ajoutons quelques faits à cet égard: Le nom de Cheseaux qui s'étend sur la colline de Bel-air est d'origine celtique [23]); la couche inférieure présente la métallurgie des Gaulois; les croissans incrustés sur une perle sont tout-à-fait propres au culte druidique; le tombeau 48 témoigne d'un peuple agriculteur et guerrier; en plusieurs endroits du canton se retrouvent des cimetières pareils [24]). Enfin, un dernier trait mérite d'être mentionné: Posidonius, dans sa description des repas gaulois, dit que »chacun saisit à deux mains quelque membre entier d'animal et le mange en mordant de même; mais si le morceau est trop dur, ajoute-t-il, on le dépèce avec un petit couteau, dont la gaîne est attachée au fourreau du sabre [25]).« Ne dirait-on pas la petite lame que recouvre d'ordinaire le coutelas? Il serait d'autant plus intéressant de rencontrer ici des Helvètes qu'ils se montreraient à nous comme vis-à-vis de la domination romaine, dont l'influence paraît si peu sur ces antiques monumens.

NOTES.

1. De ce que des côtés en pierre n'entouraient pas le mort, on ne peut conclure que la décomposition des ossemens ait été plus rapide; les squelettes de la couche supérieure, privés de côtés, offrant la même conservation que ceux qui sont encadrés de dalles.

2. Pied vaudois: 10 lignes pour le pouce et 10 pouces pour le pied. — Le pied vaudois est exactement le tiers du mètre français.

3. Il faut excepter une ou deux tombes dont les squelettes paraissent avoir appartenu à des hommes grands d'environ 7 pieds.

4. Quelquefois ce déplacement n'a pas eu lieu, ainsi dans les tombes 60. 77. 78. 133. où deux squelettes reposaient à peu près l'un sur l'autre.

5. Ces boucles de nez sont déjà mentionnées dans l'Ancien Testament, sous le nom de נֶזֶם: Genèse XXIV. 47. Exode XXXV. 22. Proverbes XI. 22. Esaïe III. 21. Ezéchiel XVI. 12. Dans d'autres passages le mot חַח offre un sens analogue. Esaïe XXXVII. 29. Ezéchiel XXIX. 4. XXXVIII. 4. — Cet ornement se retrouve en Amérique. — On lit dans Tavernier, Tome I. livr. II. c. VII. p. 193. Les femmes de Bagdad se percent le nez et font passer leurs bagues par cette ouverture. Chez les Arabes, les femmes ne traversent que la paroi médiale à laquelle elles suspendent des boucles d'or de l'épaisseur d'un tuyau de plume, mais qui sont creuses, soit pour épargner le métal, soit aussi pour les rendre plus portatives, car il en est dont le diamètre est tel qu'on peut passer la main au travers.

6. C'est le seul objet représenté dans ces planches, qui soit étranger aux antiquités de Bel-air.

7. Pour recomposer l'agrafe, on n'a qu'à placer l'ardillon f. 23 sur la boucle f. 21, et les rapprocher de la plaque f. 16, en lui supposant les tenons qui doivent correspondre à ceux de la boucle.

8. Il paraît avoir appartenu à un vase de la même forme que celui de la même planche f. 11. Peut-être l'avait-on déposé tel que nous le voyons, car aucun fragment ne se trouvait alentour.

9. Une pièce pareille s'est présentée à *Lovatens*. Au midi de cette commune, est une colline élevée de laquelle on extrait du sable depuis nombre d'années, aussi a-t-on bouleversé la plupart des tombeaux qui la recouvraient. Dans ces sarcophages formés de dalles et de grands quartiers de tuf, le mort est étendu et couché sur le dos; il est rare que des ornemens l'accompagnent. Une épée, perdue dès longtemps, n'a pas laissé de souvenir sur sa forme. Plus récemment, on a rencontré un *coutre de charrue* et une hache longue de deux à trois pieds de la tête au tranchant. Les tombeaux que nous y avons ouverts renfermaient des ossemens assez bien conservés. Ajoutons que la tradition populaire appelle cette colline: *le cimetière des Sarrazins*.

10. Voir le recueil d'antiquités du comte de Caylus, Tom. III. pag. 258. pl. LXIX.

11. L'un des tibia de ce squelette présente une fracture qui, ayant été parfaitement réduite, ne laissa pas boiteux celui qui eut à l'endurer. Il n'en est pas de même dans la tombe 44, où les tibia doivent leur inégale grandeur à la fracture de l'un, réduite moins habilement.

12. La boucle de la planche I. f. 14 appartient à la plaque de la planche III. f. 16. La première est de grandeur naturelle, la seconde est réduite de moitié. Quant à l'ardillon, il n'en restait aucune trace.

13. Lib. XXXIV. cap. 12. — Martin, Religion des Gaulois, Tom. II. livr. IV. pag. 6. — Recueil d'antiquités, par le comte de Caylus, Tom. V. pag. 289 à 298.

14. Livr. II. pag. 64. pl. VII.

15. Strabon, lib. IV. — Pelloutier, Histoire des Celtes, livr. II. cah. 12.

16. Cette position exceptionnelle fait règle dans les tombeaux romains de Bière, dont les vases diffèrent par la forme, les couvercles, l'exécution et la finesse de l'argile.

17. L'objet de la pl. I. f. 9 nous semble manquer, à gauche, du trait qui compléterait le T. Le métal paraît d'ailleurs brisé en cet endroit.

18. Avant cette époque, les chercheurs de trésors venaient, pendant la nuit, sur le domaine, tracer des cercles magiques et creuser en divers endroits; cependant ils ne trouvèrent ni trésors, ni tombeaux. Il est à remarquer que cette idée se reporte quelquefois sur les lieux renfermant d'anciens cimetières.

19. Ces vases présentaient la forme de cônes tronqués. L'un devait avoir, sur 5 pouces de haut, 62 lignes pour le diamètre de son ouverture.

20. Son rayon est d'un pouce sur une ligne d'épaisseur.

21. Rien n'indique à quel âge appartiennent ces objets étrangers aux tombeaux et entourés d'une terre qui a subi l'action du feu.

22. Cette pièce, trouvée sur le sol, ne peut venir des tombeaux inférieurs, trop profonds pour avoir jamais été atteints par les travaux de l'agriculture, et d'autant plus à l'abri qu'ils n'offrent sur leurs côtés aucune pierre à enlever.

23. Voir Loys de Bochat, Mémoires sur la Suisse, Tom. III. p. 199. — Les Romains ont laissé plusieurs ruines sur le territoire de Cheseaux. Dans certains fonds, l'on rencontre des conduits souterrains, des murs parallèles ou croisés, des tuiles à larges rebords, des chapiteaux, des colonnes en marbre blanc, des plaques du même marbre servant de pavé, quelques médailles et des mosaïques diversement coloriées. Un champ, sans qu'on y mette d'engrais, produit d'abondantes récoltes. Une armoire, dans un mur couvert de terre, était, dit-on, remplie de vêtemens qui se réduisirent en poussière au premier contact de l'air. Des tombeaux romains ont été détruits, des urnes cinéraires, brisées. Quelques maisons du village ont des colonnes pour soutenir des pans de cheminée; ailleurs, un poêle repose sur des chapiteaux antiques. Il y a environ cinquante ans qu'un agriculteur découvrit une salle souterraine, d'où il sortit trois vases de bronze. Aujourd'hui encore, le sol retentit quelquefois, et, dans les temps de sécheresse, l'herbe jaunit sur les murs rasés à fleur de terre.

24. Voyez plus loin, pag. 15.

25. Posidonius, ap. ath. lib. IV. c. 13. — Amédée Thierry, Histoire des Gaulois. Tom. II. pag. 64.

QUELQUES MOTS

SUR LES

ANTIQUITÉS DU CANTON DE VAUD.

La découverte de Bel-air n'est pas la première de ce genre dans le canton de Vaud; plusieurs déjà ont attiré l'attention des amateurs, mais nulle part des objets en aussi grand nombre n'ont été recueillis. Pendant longtemps, l'on semble ne s'être guère soucié que des antiquités romaines, et, comme elles se rencontrent à chaque pas dans les limites circonscrites de notre territoire, souvent l'on oublia ce que d'autres peuples nous avaient légué. Des pertes réelles ont eu lieu. L'agriculture a pénétré partout. Cependant, en plus d'un endroit, le laboureur n'a fait qu'effleurer divers monumens qui viendront un jour compléter ceux que nous possédons, et dire leur mot sur des âges dont ils sont parfois l'unique souvenir. Le sol vaudois conserve encore les traces de ses plus anciens habitans: essayons de présenter dans un ordre historique quelques-uns des faits parvenus à notre connaissance.

Sur les bords du Léman, à l'orient de Lausanne, s'élève la colline de *Pierra-Portay*, qui domine un paysage immense et varié. Des vignerons, occupés à cultiver cette hauteur [1], rencontrèrent, en 1826, de larges dalles posées de champ et formant des carrés de dimensions différentes. Ces tombeaux, construits de pierres calcaires des Alpes, larges d'environ 2 pieds et longs de 3 à 4, renfermaient, dans un vide plus ou moins profond, des ossemens humains complètement dépouillés de leur tissu fibreux [2]. Dans quelques-unes de ces tombes reposaient les débris de deux squelettes. La plus grande en avait quatre. L'ouverture d'une autre n'était que d'un pied carré. Auprès des ossemens d'un enfant se trouvait une lame en silex, affilée et tranchante des deux côtés. Plus loin, l'on découvrit un fragment de stéatite, aplati et évidemment taillé sur les bords. Ces tombes, dont les pieds sont tournés vers l'occident, n'ont entr'elles aucun ordre, et les morts, plus longs que les fosses, doivent avoir été repliés ou assis. Ces armes en pierre et l'absence d'autres objets nous font assurément remonter à cette époque reculée, où les métaux n'étaient pas travaillés. Près de Lausanne encore [3], des sarcophages de construction pareille auraient peut-être offert le même résultat, s'ils eussent été ouverts avec plus de soin. En revanche, plusieurs localités ont conservé des haches en pierre qui témoignent que Pierra-Portay ne présente pas un fait isolé. L'une vient

d'une carrière près d'*Agiez*, où elle était au fond d'une fissure verticale, remplie de terre, à 8 pieds au-dessous du sol. Une autre a été trouvée près du château de *Perroy*. Entre *Ollon* et les *Devens*, l'on a rencontré l'une de ces haches en serpentine, déposée avec quelques autres dans le musée cantonal.

Si, de l'âge des armes en pierre, nous passons à celui qui précède la connaissance du fer, nous verrons nombre de tombeaux dont les ornemens sont en bronze. C'est surtout le long de la vallée du Rhône qu'on a découvert ces antiques cimetières, et, chose curieuse, ils sont tous à une hauteur assez considérable au-dessus de la plaine. L'un des plateaux de la montagne, adossé contre un rocher à pic, élevait ses broussailles plus haut que les chataigniers de *Verchi* [4]). Défriché en 1833, l'on y a bouleversé une centaine de sarcophages construits comme ceux de Pierra-Portay, et assez profonds pour avoir permis d'y asseoir le mort. Souvent, les avant-bras portaient des bracelets ou spirales en fil de cuivre. Parfois, le fond de la tombe renfermait de grandes épingles et une matière blanchâtre. — Deux ans plus tard, des monumens pareils ont été découverts à quelque distance de là, sur le versant méridional de *Charpigny*, attenant à celui de Saint-Triphon. Ici, de nombreux sarcophages ont aussi disparu devant la culture. Ce que nous savons, c'est que l'un était recouvert d'un gros bloc granitique. D'entre les objets recueillis en grande quantité [5]), les bracelets se font remarquer par leurs formes variées et par ces spirales, les mêmes qu'à *Verchi*. — Près d'*Yvorne*, l'on a trouvé divers objets en cuivre. A Ollon, *Derrière-la-roche*, étaient à côté d'autres pièces, deux hachettes en bronze et des plaques de brassard, larges, minces et ornées de ciselures celtiques. Ainsi, plusieurs lieux de la vallée nous présentent les débris du même peuple, mais toujours au-dessus de la plaine. Ne serait-il pas possible que ces objets appartinssent à cette époque où les eaux du Léman, remontant vers leur source, baignaient les versans des montagnes. Alors Saint-Triphon, ce rocher jeté dans la vallée, formait une île. Sur ses flancs, existent encore aujourd'hui les traces incontestables d'un long séjour des eaux. Une tradition populaire raconte que des anneaux, fixés au rocher [6]), servaient dans ces temps éloignés à amarrer des bateaux, et la présence de ces antiquités, toutes à une certaine élévation, semble indiquer que nous avons là les habitans de ces anciens rivages. Si, d'ailleurs, il fallait montrer que ces lieux furent fréquentés dès les temps les plus reculés, la hache en serpentine, citée plus haut, le dirait bien suffisamment. Nous regardons, du reste, comme fort ancienne l'époque où les eaux du Léman remontaient à cette hauteur, car plusieurs habitations se sont groupées, avant l'ère chrétienne, sur le terrain que leur retraite laissa à découvert. Dans la vallée du Rhône, se retrouvent, au milieu des débris romains, des inscriptions et des milliaires qui témoignent que, dès longtemps, les eaux avaient pris leur cours actuel. D'un autre côté, si l'écoulement avait été rapide, ne rencontrerait-on pas quelque trace du peuple des rivages descendu dans la plaine? Quoiqu'il en soit, ces ornemens en bronze, sans mélange de fer, ne peuvent être que fort antérieurs à l'ère moderne, et, à plus forte raison, l'âge précédent doit-il remonter à celui des premiers habitans dans les Gaules [7]). — Le long des rives du Léman, l'on rencontre les mêmes objets. Au-dessus de *Vevey* et à *Chardonne*, l'on a trouvé des couteaux de sacrifice et des haches en cuivre. Près de Morges, sur *le crêt du Boiron* [8]), plusieurs tombeaux renfermaient des squelettes, dont l'un portait deux bracelets reconnus pour être celtiques. Ailleurs, *Trey*, *Trevelin* [9]) et *Pizy* offrent aussi des instrumens druidiques, des haches, des serpes,

des couteaux et des bracelets en bronze. Enfin, dans quelques lieux, des élévations coniques peuvent faire soupçonner les anciens tumuli.

L'âge, où les Gaulois surent forger le fer, a laissé plus d'une trace au milieu de nous. A *Juriens*, un agriculteur, voulant faire sauter une pierre énorme, trouva, sous l'un des côtés, après avoir creusé tout alentour, une terre menue qui contenait divers objets en fer, avec une hache antique, semblable à celle de la troisième livraison de ce recueil (pag. 38. fig. c.) Peut-être devrions-nous parler ici des sarcophages d'*Echallens* et de *Montagny* [10]) (près d'Yverdun), ornés de bracelets et de colliers en verre? Les tombeaux du *Rionzy* [11]), dans la commune du Mont sur Lausanne, nous rapprochent de l'époque romaine et de la couche inférieure de ceux de Bel-air. Ayant appris qu'on y avait levé deux squelettes très-friables, il était à présumer qu'il en restait encore, et nous avons eu le plaisir de voir se confirmer notre attente. Cette colline, située derrière la forêt de Sauvabelin (Sylva Belini), renfermait, à une profondeur de 2 à 3 pieds, une trentaine de tombeaux, dirigés du nord-ouest au sud-est, et contenant à peine quelques ossemens. Parfois des débris de femur et de crânes, souvent des traces blanchâtres, annoncent seuls qu'un mort a reposé dans ce lieu. Jamais des dalles n'ont entouré ces débris, rien ne montre si l'on s'était servi de cercueils en bois; cependant il est aisé de reconnaître les alignemens plus ou moins réguliers de cet antique cimetière. Trois objets seulement ont été découverts; l'un est une boucle de ceinture d'un métal coulé (Pl. III. f. 14.); nous donnons l'esquisse du second, qui réunit le fer et le cuivre; le dernier, ressemblant à un pendant d'oreille, mais seul sur un fragment de crâne, nous fait supposer qu'il peut avoir été suspendu au nez. Le domaine du Rionzy renferme, dans plusieurs endroits, de ces traces qui semblent être le dernier témoignage de la présence d'ossemens humains, et même un squelette, à une distance d'environ huit cents pieds des précédens, était couché dans ce terrain sablonneux. En outre, le territoire du Mont a offert pêle-mêle des ossemens d'hommes et de chevaux; ailleurs, un roc dépouillé de verdure laisse voir les tombes qu'on y avait taillées.

Avec l'arrivée de l'étranger, ne se perdent pas immédiatement les habitudes des Gaulois: la découverte de *la Gantenaz* [12]), sur les monts de Lutry, semble en donner un exemple: un chêne, d'une épaisseur peu commune, et tout miné par les ans, voyait quelquefois une famille prendre le thé dans son intérieur; mais, un jour, la foudre frappa le vieil arbre. Les rameaux enlevés à l'écorce qui les soutenait, l'on finit par extirper le reste. Ce fut dans ce travail qu'on trouva, sous ses profondes racines, des patères, des coupes, des plats de terre portant le nom de Vindonissa, lieu de leur fabrique, et quelques fragmens de haches, de couteaux et d'autres instrumens en cuivre, destinés aux sacrifices. Ne dirait-on pas le dépôt sacré de quelque Druide, qui avait espéré le rejoindre après la persécution?

Nous arrivons à l'âge où le pays fut recouvert d'habitations romaines. Décrire, non chacune de ces ruines, mais seulement les principales, serait l'objet d'un travail immense. Comment entrer dans la vieille *Avenches*, sans être retenu par mille débris, ornement de l'antique cité? *Nyon* et *Yverdun* viendraient ajouter leurs monumens à de nombreuses inscriptions. *Vidy* nous entretiendrait de l'ancienne Lausanne. *Orbe*, *Yvonand* et une foule d'autres lieux [13]) auraient beaucoup à raconter. Aussi, pour demeurer dans

les bornes prescrites, nous ne signalerons qu'une ou deux découvertes ayant trait aux inhumations. Les médailles d'argent et de bronze, ainsi que l'inscription votive gravée sur le piédestal d'une petite statue de Bacchus, attestent, depuis longtemps, que la localité de *Saint-Prex* fut habitée par les Romains, ce que viennent encore appuyer les détails suivans. Un agriculteur, en travaillant dans son fonds, rencontra, à une profondeur de trois pieds, une urne qui fut brisée sous le premier coup. Dedans avait été déposé, mais beaucoup plus petit, un vase rempli de cendres qu'on répandit aussitôt. D'un côté de l'urne, était une espèce de hache; vis-à-vis, encore un petit vase et beaucoup d'autres alentour, parmi lesquels quatre fibules, heureusement conservées, offrent un travail délicat. Non loin de là, des ouvriers jetaient des ossemens humains et de grands clous, sur l'oxidation desquels restent encore quelques parties du bois des cercueils; enfin, des vases romains étaient brisés sans pitié; à peine a-t-on pu en sauver. Ces vases, à une anse, sont d'une argile fine et rouge, et le ventre s'aplatit sous un col dont l'orifice est très-étroit. *Nyon* rappelle de même l'âge des bûchers. L'an dernier, en creusant sur la place d'armes un fossé pour les cibles du tir cantonal, l'on vint à heurter un bloc calcaire grossièrement arrondi; bientôt une partie s'en détacha, c'était un couvercle mal cimenté. Dans l'intérieur, un plateau en verre recouvrait une urne de même nature, et sur l'un des côtés, une petite niche était chargée d'une poussière noirâtre. Pensant trouver un trésor, l'ouvrier se hâta de répandre les cendres de l'urne, au milieu desquelles il vit briller un anneau d'or. Des connaisseurs arrivèrent à temps, en sorte que ces objets ont été conservés par les soins de la municipalité et de M^r^ le préfet Veret, de même que divers instrumens en fer qui reposaient auprès. Ce sont évidemment les cendres de quelqu'un des chevaliers de cette colonie équestre [14]). Les Romains ont aussi laissé des traces dans la commune de Bière, comme le prouve une inscription qui rappelle un vœu que Cæsia Vegeta avait accompli en faveur d'Apollon; c'est ce que viennent confirmer les tombes du Bas-Empire, découvertes ces dernières années, *sur le crêt du Verney*. Cette colline, dirigée du couchant au levant, ayant été défrichée dans le siècle passé, les ouvriers trouvèrent déjà plusieurs médailles en bronze et en argent, et une nouvelle exploitation sur le versant oriental, a amené d'heureux résultats. Un assez grand nombre de squelettes étaient couchés dans une terre noirâtre qui recouvre les couches de sable et de gravier dont est composée la colline. La position respective de ces tombeaux peut être représentée par les chiffres *un* que séparerait le signe *moins* (1—1—1—, etc.). De nombreux ornemens paraient les squelettes étendus sur le dos. Les bras, croisés sur la poitrine, avaient parfois jusqu'à six bracelets en bronze; c'étaient, chez quelques-uns, des boucles rondes, dont les extrémités étaient entièrement rapprochées, tandis que d'autres, plats et ornés de gravures, se terminaient par deux têtes de serpent que joignait une petite agrafe. Autour des tibia se trouvaient aussi des anneaux, et près de la tête l'on avait presque toujours déposé un vase orné de dessins, sur lequel était un couvercle. Quatre médailles en bronze, provenant de ce cimetière, appartiennent aux empereurs Valentinien, Gratien et Théodose-le-Grand. En 1769, l'on découvrit à *Yverdun*, près des moulins, plusieurs squelettes bien conservés, dont la tête regardait l'orient. Ils étaient couchés dans le sable et avaient entre les jambes des vases de terre et de verre avec des lampes sépulcrales et de petits plats d'argile rouge, dans lesquels on pouvait distinguer des os de volaille bien conservés. A côté des squelettes, on trouva quelques médailles

en bronze et en argent, du quatrième siècle. Ce fait d'un repas accompagnant le mort, est sans autre exemple, que je sache, dans notre canton.

Une dernière classe de tombeaux à examiner se rattache à la couche supérieure de Bel-air, et fait suite à ceux du Rionzy. Nombre de localités possédaient de ces sarcophages, le plus souvent bouleversés: comme à *Romanel* (sur Lausanne), *Prilly*, *Crissier*, *Bière* [15]) *et Chardonne*. D'autrefois cependant, des amateurs d'antiquités ont décrit des découvertes d'un grand intérêt. Extrayons, sur celle de *Tolochenaz*, les renseignemens donnés par Monsieur Kaupert. Ce village, dont le nom dérive du Celte [16]), conserve ça et là plusieurs témoignages d'une grandeur passée, indépendamment du vaste cimetière qui recouvrait le monticule voisin. Les tombeaux qu'il renfermait, larges de 2 à 3 pieds, sur 6 de long et 1½ de profondeur, étaient formés de grandes dalles brutes, disposées de manière à rétrécir l'espace vers les pieds, constamment dirigés à l'orient. Les squelettes, étendus dans la fosse, avaient toujours la face contre terre. Souvent, un homme et une femme reposaient ensemble; celle-ci se trouvait à droite, avec les bras en croix sur le dos, comme s'ils eussent été liés. Dans deux tombes, le squelette d'un jeune enfant accompagnait celui d'une femme. Quant au nombre de ces sarcophages, l'on peut s'en faire une idée par celui des matériaux, qui ont servi à des murs de vigne et à construire une maison. Les ornemens consistent surtout en des agrafes, longues de 4 à 5 pouces sur 2 ou 3 de large. Les plaques de fer recouvertes d'incrustations en argent et de têtes de clous en forme de rosettes, sont le produit d'un art moins avancé qu'il ne l'est à Bel-air. Une seule de ces pièces est en bronze, et porte, sous un travail grossier, une figure d'homme vêtu d'une tunique et tenant les bras étendus. Une épée, courte et pesante, a été perdue dès longtemps. Deux vases coniques, en pierre ollaire, ornaient les tombeaux de deux femmes. Des ossemens jetés à coin, sans aucun ordre; au-dessus des dalles, des sépultures moins anciennes; et tout auprès, le petit cimetière de Tolochenaz semblent dire que cette colline fut toujours destinée au même usage. — Peu de temps auparavant (1822), des sarcophages assez pareils avaient été découverts près d'*Arnex*, sur le monticule de *Romanel* [17]). A la construction accoutumée, il faut ajouter quelques traces, qu'on suppose provenir de doubles cercueils en bois. Des agrafes richement damasquinées, des filets en argent et en or, des boucles et des anneaux de bronze, une plaque d'argent sur une pièce en cuivre montrent que ces tombeaux sont d'un âge moins simple que ceux de Tolochenaz, bien qu'ils indiquent un seul peuple. Deux plaques offrent les mêmes incrustations que celles de Bel-air (Pl. III. f. 12. 13. Pl. IV. f. 3.); une agrafe se distingue par sa grandeur, son énorme ardillon et les entrelacs de sa damasquinure; une autre, en bronze, sculptée à jour, représente deux lions assis. Quant aux coutelas et aux ciseaux, nous en connaissons déjà la forme. — Non loin de Romanel, sur le *crêt du Riondan* [18]), voisin du village de Bofflens, l'on rencontre quelques alignemens de ces tombes; mais alentour se retrouvent des amas d'ossemens déposés sans aucun ordre. Ici un squelette isolé, là plusieurs réunis; ailleurs, sous les racines d'un vieux noyer, celui d'un homme et de son cheval; plus loin, ce ne sont que des ossemens de chevaux; dans un autre lieu, ils sont réunis à ceux de leurs cavaliers; tout rappelle un champ de bataille. Les guerriers furent inhumés avec leurs ceinturons et leurs coutelas; des filets d'or et d'argent ornent leurs agrafes, dont l'une en bronze, porte des hommes et des griffons en attitude d'adoration devant une croix. Sur une

petite plaque de cuivre sont enchassés des verres coloriés, encadrés d'une rangée de clous d'argent; enfin divers objets viennent unir cette découverte aux précédentes, et former un dernier anneau de cette époque à laquelle nous nous arrêtons.

Il serait aisé de parcourir encore un grand nombre de lieux où l'on rencontre ces monumens dans le canton de Vaud; ceux parvenus à notre connaissance, s'élèvent à 166 [19]). Mais nous n'avions pour but que de jeter rapidement un coup d'œil sur ces débris d'âges différens dont nous avons hérité. Nous pensons, du reste, avoir montré que les ruines romaines, bien qu'elles soient de beaucoup les plus riches, ne sont pas les seules qui méritent quelque attention. Auparavant déjà se dévoile toute une vie; des générations nombreuses se succèdent dans ce pays, qu'on regarde trop souvent comme désert et couvert de forêts sauvages. Le sol fertile de ces contrées ne peut avoir été longtemps ignoré des premiers habitans des Gaules. Plus tard, d'autres faits nous sont révélés, des champs de bataille remettent en mémoire des évènemens oubliés. Chaque objet, pour ainsi dire, est l'expression d'une idée à recueillir; aussi, nous aimons à croire que ces découvertes seront étudiées par des hommes habiles à lire dans le passé.

NOTES.

1. Feuille du canton de Vaud. Tome XIII. p. 59.

2. Monsieur le docteur Zink ayant analysé ces ossemens, réduits à leur partie terreuse, les regarde comme appartenant à la plus haute antiquité. Feuille du canton de Vaud. Tome XIII. p. 361.

3. Au Belvédère. — Le propriétaire de cette campagne, nous a fait espérer quelques recherches sur ce lieu.

4. Entre Aigle et Ollon.

5. Ces objets dont nous donnons la liste, sont à Aigle, chez Monsieur le pasteur Buttin, propriétaire du fonds.
   1° Les bracelets se rangent sous sept divisions:
   a) Le plus curieux est un fil de cuivre dont la spirale renferme encore les os de l'avant-bras; ce fil, un peu aplati et épais de 4 lignes (pied divisé en 12 pouces et le pouce en 12 lignes), donne dix tours serrés, ne laissant qu'une ouverture de 2 pouces pour le bras qui dut endurer cet ornement.
   b) Une douzaine d'autres petits fils, donnant cinq tours en spirale, devaient être des bracelets moins incommodes que le précédent. Leur élasticité est encore étonnante.
   c) Plusieurs en bronze, de grandeur et poids différens, ressemblent davantage à ceux de Bière, et paraissent avoir eu, comme ceux-ci, un petit anneau pour lier leurs extrémités.
   d) Sept autres bracelets, mais ovales et moins grands, ont seulement une ouverture de deux pouces.
   e) Un autre est arrondi comme un anneau.
   f) Le plus grand de tous (son diamètre est de 4 pouces) est formé d'une lame très-mince (large d'un pouce et 3 lignes), sur laquelle sont plusieurs rayures parallèles, droites ou obliques, genre d'ornement qui se retrouve sur la plus grande partie de ces pièces.
   g) Deux magnifiques bracelets d'argent fin et coulé, pesant chacun 4 onces (16 onces à la livre), et d'une forme ovale, représentent des têtes de serpent à leurs extrémités.

2° Viennent ensuite trois instrumens en bronze, semblables à celui de la 3e livraison de ce recueil (Pl. 2. f. 13).

3° Une lame d'un fort joli travail, a 6 pouces 7 lignes de longueur.

4° Deux épingles: l'une longue de 9 pouces, l'autre de 6 pouces 5 lignes.

5° Un anneau ou bague.

6° Une médaille en bronze très-effacée.

7° Quelques fragmens d'un petit vase en terre brune.

8° Une chaîne de six anneaux ronds tenus par cinq petits liens plats, longue de 7 pouces 6 lignes.

9° Quatre cercles (5 pouces 6 lignes de diamètre), formés d'un fil épais, reposaient sur des crânes. C'était sans doute des ornemens de coiffure. Comme les bracelets, ne recevaient-ils pas une agrafe entre leurs extrémités?

10° Un objet en bronze rappelle la forme d'un peigne.

11° Plusieurs tubes de cuivre ont été brisés.

12° Un grand nombre d'autres pièces entraient probablement dans l'armure, mais leur usage est difficile à saisir.

13° Enfin, quatre instrumens en fer accompagnent ces objets. L'un est un fer de lance, les trois autres sont des clefs. — Rien ne dit que ces quatre dernières pièces ramassées sur le sol par les ouvriers, appartiennent à ces tombeaux. Elles me paraissent, au contraire, venir de l'époque où les Romains élevèrent tout auprès la tour de Saint-Triphon, qui, pendant longtemps, a conservé une inscription latine, et au pied de laquelle on rencontre des vases antiques et des médailles en bronze et en argent, tant consulaires qu'impériales. De plus, l'une des clefs est tout-à-fait romaine, tandis que ces objets en cuivre sont évidemment d'un autre âge.

6. Nous venons d'apprendre d'un témoin oculaire que ces boucles existent encore. — On dit que sur les rochers voisins de Saint-Maurice on en voit de pareilles.

7. Amédée Thierry, dans son histoire des Gaulois, montre ce peuple en occident, seize siècles avant l'ère chrétienne.

8. Feuille du canton de Vaud, tome X. p. 53.

9. Trevelin ou Trebelin, l'on rencontre aussi deux Prabelin, *pratum Belini*, Sauvabelin, *sylva Belini*,, Belmont, Trey, Treycovagnes, *Tre-cowin*, etc. etc.

10. Feuille du canton de Vaud, tome XI. p. 344.

11. Ce nom vient, sans doute, du ruisseau qui arrose cette campagne au levant, le mot ruisseau étant rendu en patois par *Riox*, *Rionzettaz*.

12. Conservateur Suisse, tome VII. p. 182.

13. Voyez plus bas la note 19.

14. Une découverte parfaitement pareille a été faite, il y a quelques années, à Thonon, sur l'autre rive du lac.

15. Le même territoire renferme souvent les monumens de diverses époques.

16. Monsieur Kaupert, qui a eu la bonté de nous communiquer quelques observations qu'on ne retrouve pas dans la feuille du canton de Vaud, tome XIV. p. 55., regarde ces tombeaux comme celtiques. Le nom de *Tolochenaz* signifie: *un refuge, un fort, un établissement militaire.*

17. Feuille du canton de Vaud, tom. X. p. 76.

18. Ces détails sont extraits du travail manuscrit de Mr. Frédéric de Charrière, sur le Prieuré de Romainmotier.

19. Peut-être nous saura-t-on gré de justifier ce chiffre par la liste des lieux des découvertes. La Feuille du canton de Vaud, le Conservateur Suisse et le dictionnaire du docteur Levade nous ont permis d'y puiser beaucoup. La liste suivante s'est surtout augmentée par l'obligeance de Monsieur Baron, archiviste d'état à Lausanne, qui a bien voulu mettre à notre disposition son recueil inédit, dont les nombreuses notes historiques sont le fruit de bien des années. — Les noms précédés de la lettre *m* indiquent les lieux où l'on n'a trouvé que des médailles. Les monumens du moyen-âge ne sont pas compris dans cette énumération.

Aclens.	Arnex.	Begnins.	Bière.
Agiez.	Aubonne.	Bel-air (près Cheseaux).	Bofflens.
Aigle.	Avenches.	Belvédère (Lausanne).	Boiron (crêt sur Morges).
Allaman.	Baugy (près Clarens).	Benex (Nyon).	Bois-de-Vaud.

*m*Bonvillars.
Boscéaz (Orbe).
Bouairon (pont).
Bremblens.
Bret.
Buchillon.
Burtigny.
Carouge.
Chamblon.
Champvent.
Chardonne.
Charpigny.
Chatelard (La Vaux).
Chavannes (Ecublens).
Chavornay.
Cheseaux (sur Lausanne).
*m*Chigny.
Clarens.
Clarmont.
Clées, les.
Concise.
Coppet.
Corcelles, le Jorat.
*m*Corsier.
Cour.
Crissier.
Cuarnens.
Cully.
Curtilles.
Desaley.
Donatyre.
Dulive.
Echallens.
Echandens.
Echichens.
Ecublens.
Entreroches.
*m*Epesses.
Essertines-la-Robellaz.
*m*Etoy.
*m*Féchy.
Fulli (Lavey).
Gantenaz (Lutry).
Gilamond (sur Vevey).
Gilly (Rolle).
Gingins.
Glérolles.
Granges.
Grancy.
Grandson.
Hauteville.
*m*Henniez.
Isle, l'.
Joulens (sur Morges).
Jourdillon (La Vaux).
Jouxtens.
Juriens.
*m*La Lance (Grandson).
*m*Lavey.
Lavigny.
Linière.
Longirod.
Lovatens.
*m*Lucens.
Luissel (Bex).
Malley (Lausanne).
*m*Mathod.
*m*Marnand.
*m*Martherenges.
Mauraz (l'Isle).
Mauraz (Villeneuve).
Mézery.
*m*Mezière.
Miez (Coppet).
Miroir (La Vaux).
Mont (sur Lausanne).
*m*Mont la ville.
Montagny (Yverdon).
Montmagny.
*m*Montherod.
Mothe, la.
Moudon.
Muraz (La Vaux).
Neyruz.
Nyon.
Ollon.
Orbe.
Orges.
Palezieux.
Paudex.
Payerne.
Penthaz.
Perroy.
Pierra-Portay (Lausanne).
Pizy, en Maurmont (Aubonne).
Prangins.
Prilly.
Promasens.
Promenthoux (Nyon).
Pully.
Renens.
Reverolles.
*m*Riez.
*m*Rivaz.
Romanel (sur Lausanne).
Romanel (Collombier).
Rossanges.
Saint-Cierge.
Sainte-Croix.
Saint-Légier.
Saint-Prex.
Saint-Saphorin.
Saint-Sulpice.
Saint-Triphon.
Salavaux.
Savuy.
Senarclens.
*m*Suscevaz.
Taillepied (Lutry.)
Tolochenaz.
Tolovaux.
Tour de Peilz, la.
Trey.
Treycovagnes.
Treytorrens.
Trevelin (Aubonne).
Ursins.
Valeyres (sous Champvent).
Valeyres (sous Rances).
*m*Valeyres (sous Ursins).
Valeyres (Villeneuve).
*m*Vallorbes.
Vaux.
Verchi (Aigle).
Vevey.
Vich.
*m*Vidy.
Villars (sous Champvent).
Villars (sous (Yens).
Villarzel.
*m*Villeneuve.
Villette.
Vincy.
Vuarrens.
Vufflens, la ville.
Vuitteboeuf.
Vullierens.
Yverdon.
Yvonand.
Yvorne.

Plusieurs des lieux mentionnés possèdent les restes d'époques différentes, cependant les antiquités romaines sont celles qui reparaissent le plus souvent. Un travail moins restreint pourrait être, non sans intérêt, accompagné des cartes de ces divers âges.

Süd-Ost.

PLAN

des tombeaux découverts

à

Bel-Air

de 1838 à 1840

Echelle d'une demi-ligne pour le pied.

Explication des hachures.

Les hachures	*indiquent*	*les tombeaux construits en dalles*	32
" "	"	" " " *murs*	11
" "	"	" " " *dont quelques pierres informes occupent les côtés*	9
" "	"	*taillés dans le roc*	34
" "	"	*les squelettes couchés dans la terre, sans pierre sur les côtés*	51
" "	"	*les tombeaux de la 2e couche sans pierre sur les côtés*	25
			162

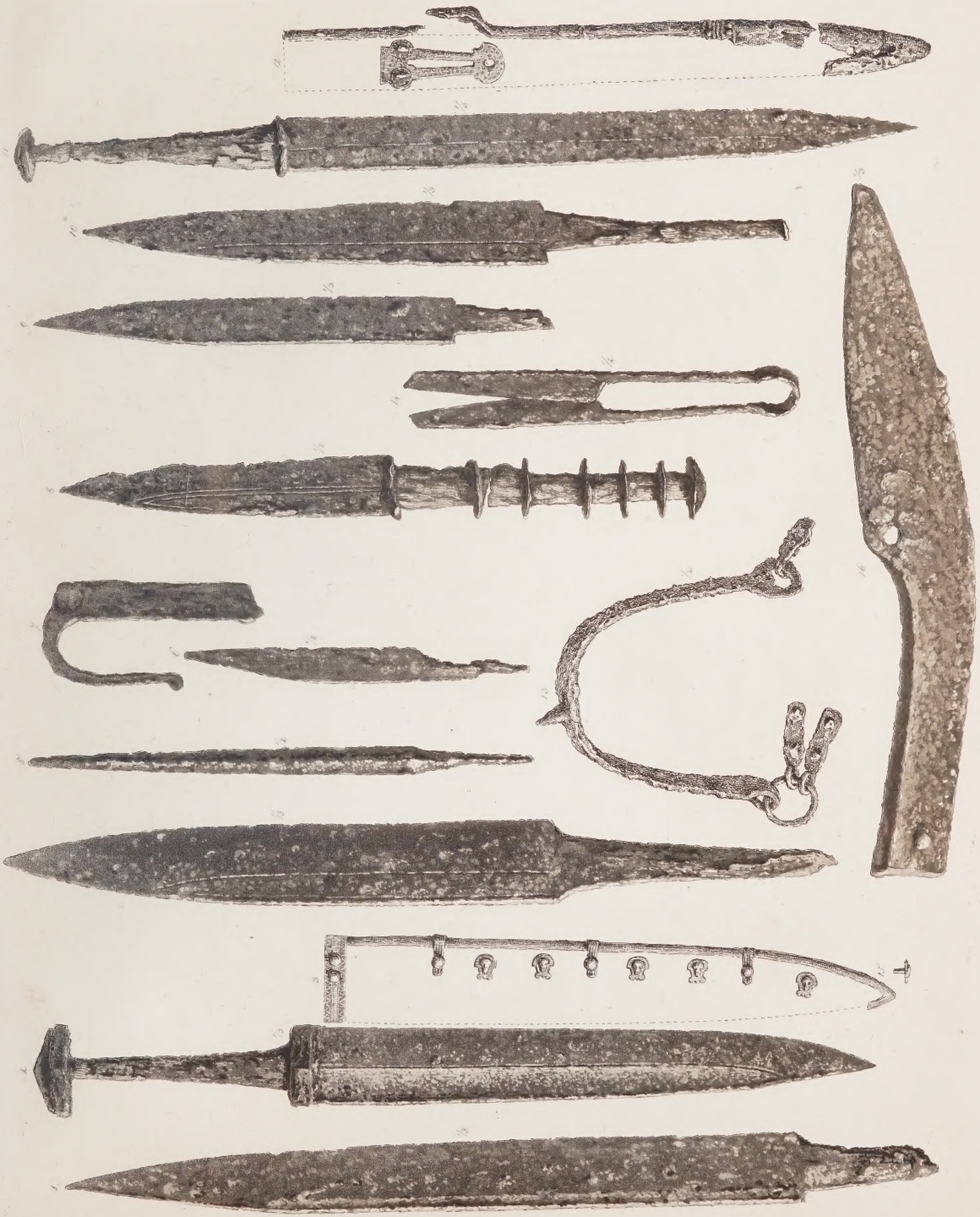
Avant les bouleversemens qui ont précédé ces fouilles, plusieurs tombeaux en dalles recouvraient ceux de la couche inférieure.

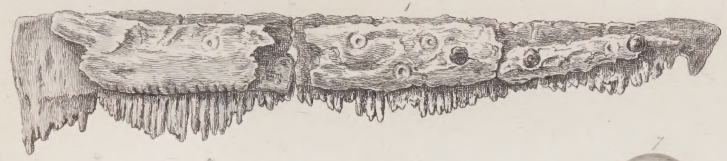
Nord-West.

Sarcophage du cimetière de Bel-Air.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28

Grandeur naturelle.

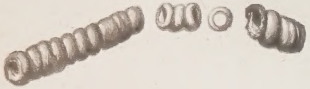



1

2

3

4


5

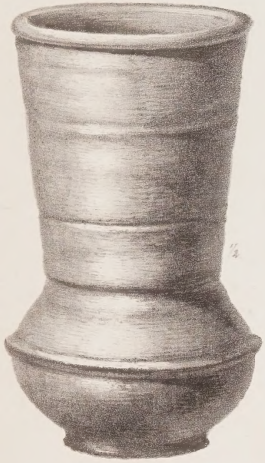
6

7

8

9

10


11

12

13

14

15

16

17

18

Zusätze und Verbesserungen.

Mit Rücksicht auf die Folge der Seitenzahlen ist zu bemerken, dass die Gesellschaft bei der Herausgabe des ersten Heftes ihrer Mittheilungen nicht auf die Theilnahme und Unterstützung von Seite des Publikums, deren sie sich seither in so hohem Grade erfreute, rechnen durfte. Es lag anfänglich nur im Plane, die Beschreibung einzelner interessanter Gegenstände zu beliebiger Zeit bekannt zu machen. Erst später sah man die Möglichkeit ein, jedes Jahr mehrere Abhandlungen und in einem Zeitraume von 3 — 4 Jahren einen ganzen Band derselben erscheinen zu lassen. — So viel zur Entschuldigung, dass in diesem Bande erst gegen das Ende die Seitenzahlen fortlaufen.

Heft I. Seite 2. „Noch im vierzehnten Jahrhundert nahm den Gipfel desselben (Burghölzlihügel) das Stammschloss der Biberlin ein.“ Diese Angabe ist unrichtig. Die Biberlinburg stand einige hundert Fuss höher am sogenannten Stockentobel, Gemeinde Hirslanden, auf einem in die Schlucht heraustretenden Vorsprunge in waldiger, wilder Umgebung. Die Anhöhe auf der sie erbaut war, fällt nach Westen steil in das genannte Tobel ab, und ist nach den übrigen Seiten von einem noch sichtbaren tief eingeschnittenen Burggraben umgeben. Die noch vorhandenen, aber mit Gestrüppe bedeckten Trümmer beweisen, dass die Burg theilweise aus Tuffstein aufgeführt war. Oberhalb derselben, im Walde, findet man längs einer modernen hölzernen Wasserleitung Ueberreste einer alten thönernen, die aus römischer oder mittelalterlicher Zeit herrührt, und im letztern Falle ihren Lauf nach der Biberlinburg genommen haben mag.

Ferd. Keller.

Zu Heft I. Seite 5. „ein eisernes Messer mit sägeförmig eingekerbtem Heft.“ Die Ausbeute späterer Ausgrabungen zeigte uns, dass das sägeförmig eingekerbte Heft nicht zu der Messerklinge, die neben ihm lag, gehörte, sondern ein selbständiges Geräthe, nämlich ein Kamm war, dessen Zähne aber fast bis zur Wurzel zerstört waren. Solche Kämme, aus Knochen verfertigt mit einem zwischen den beiden Zahnreihen aufgenieteten Bande, kommen besonders in den Reihengräbern gar nicht selten vor.

Ferd. Keller.

Zu Heft II. Die Gesellschaft bedauert sehr, durch den Eigensinn eines Grundbesitzers zu Kloten bisher verhindert worden zu sein, die Ausgrabung der römischen Gebäude zu vollenden. Ihren verbindlichsten Dank spricht sie dagegen dem trefflichen Volkart, Wagner zu Kloten aus,

welcher sein Grundstück, auf dem die Ruinen der römischen Häuser stehen, unentgeldlich der Gesellschaft zur Untersuchung überliess, und ihr auf die uneigennützigste Weise während der Arbeiten im Jahr 1838 mit Rath und That an die Hand ging.

Ferd. Keller.

Heft III. Zu den „Nachgrabungen auf dem Uetliberg.“ Bei Anlegung der Fundamente des Wirthshauses auf dem Uetliberg fand man einen ehernen Celt, nicht unähnlich den unter c und d in eben diesem Heft (siehe Artikel „Waffen aus Bronze“) abgebildeten; ferner allerlei Geräthe aus Erz und Eisen und eine Menge römischer Münzen, darunter fünf, welche unter der Regierung des Kaisers Valentinianus geprägt wurden und zu dem Schlusse berechtigen, dass die römische Ansiedelung auf dieser Höhe noch bis ums Jahr 370 nach Christo, also wahrscheinlich bis zu der Zeit bestand, wo die Alamannen die ganze römische Bevölkerung aus Helvetien verdrängten und ihre Niederlassungen zerstörten; endlich verschiedene Ueberreste der im Jahr 1268 zerstörten Burg Uetliburg.

Ferd. Keller.

Zusätze zu Meyers ältesten Münzen von Zürich.

Seite 3, wo es heisst: „Einsiedeln scheint von nun an ein eignes Münzrecht besessen und ausgeübt zu haben, das wir indessen nicht näher kennen, da alle Angaben hierüber fehlen.“ Dieses bedarf der Berichtigung. Einsiedeln erhielt wohl nicht ein eignes Münzrecht, sondern wurde nur vom Münzzwang befreit, d. h. das Kloster durfte auch fremdes Geld aus andern Münzkreisen annehmen und ausgeben, und war nicht ausschliessend an die Münze der Zürcherischen Abtei gebunden. Diese Begünstigung war für das Kloster, wo aus vielen Ländern Pilger hinkamen, nothwendig.

Seite 5, wo es heisst: „Herzog Berthold von Zähringen wurde vom Kaiser Friedrich I. im Jahr 1103 mit der Reichsvogtei über Zürich belehnt.“ Statt Kaiser Friedrich muss Kaiser Heinrich IV. gesetzt werden.

Seite 6, wo es heisst: „Die Äbtissin verpachtete an den Rath zu Zürich den Münzschlag.“ Hier muss zur Erläuterung folgendes beigefügt werden: Die Äbtissin verpachtete allmälig an Bürger von Zürich den Münzschlag. Als aber der Magistrat der Stadt anfing, sich in die Münzangelegenheiten der Abtei zu mischen, so durfte sie nicht mehr ohne Vorwissen und ohne Controlle den Münzschlag an jemand verpachten, und es wurde nun gewöhnlich, dass sie dem Rath selbst die Ausmünzung durch Pacht überliess.

Seite 10, wo es heisst: „Diese Münzconvention kam a. 1343 zu Stande.“ — In der Jahrzahl ist ein Irrthum. Die Urkunde ist datirt Brugg, Dienstag vor St. Vincenz (20. Januar) 1344

und beginnt so: Hermann von Landenberg, Hauptmann der Herzoge von Oesterreich, Pfleger in ihren Landen zu Thurgau und Aargau und im Elsass, Rath der Herrschaft; Burgermeister Rath und Burger von Basel und Johann ihr Bischof; Bürgermeister Rath und Burger zu Zürich an der Frauen die Äbtissin und Ihr Statt kommen wegen der Müntze so überein, u. s. w.

Seite 11. Ich habe die Münzen von Zürich in drei Klassen getheilt. Ich hätte noch eine vierte an die Spitze stellen können, Merowingische Münzen von Zürich. Mader führt nämlich in den kritischen Beiträgen zur Münzkunde des Mittelalters T. 3, S. 18, folgende goldene Merowingische Münze an: A. MON . . . R. TVRIACO C. und glaubt, dass dieselbe auf Zürich bezogen werden müsse. Allein ich gestehe, dass ich diese Erklärung für höchst unwahrscheinlich halte und dass der Name Turiaco nicht auf Zürich, sondern eher auf Tours in Frankreich hinweise.

Seite 12 habe ich die Silberdenare der schwäbischen Herzoge aufgezählt. Ich habe seither einen neuen erhalten, der im Münzcabinet der Stadtbibliothek zu Winterthur sich befindet, und mir von Herrn Ernst gütigst mitgetheilt wurde. Dieser Silberdenar hat die gleiche Grösse wie die übrigen. A. HERIMANNUS um ein Kreuz herum. R. TUREGV. D. C. Sämmtliche Buchstaben sind an die vier Winkel eines Kreuzes angelehnt. Der Herzog Hermann trägt hier seine beiden Titel Dux und Comes, wie diess auch in mehreren Urkunden bei Neugart erscheint.

Seite 14. Diese bleierne Münze etc. Mader krit. Beitr. zur Münzk. des Mittelalters T. 1. p. 77. beschreibt die gleiche Münze mit folgenden Worten: „Man hat einen Pfennig aufgefunden, angeblich von Blei, was ich mir zu bezweifeln erlaube, RUODOLFUS REX R. TUREGUM.“ — Dass diess Stück von Blei sei, ist keinem Zweifel unterworfen, und ich habe dasselbe im Münzcabinet von Herrn Schinz selbst gesehen.

Seite 14. Die Periode der Bracteaten. Wie wenig bisher die schweizerischen Bracteaten bekannt waren, habe ich zu meinem nicht geringen Erstaunen aus Maders Versuch über die Bracteaten, Prag 1797 S. 53, ersehen, wo dieser grösste Kenner dieser Münzsorte schreibt: Man kennt keine schweizerischen Bracteaten.

Seite 21 wird vom Fürstentitel der Äbtissin von Zürich gesprochen. Ein altes Zeugniss hierüber findet sich ebenfalls in den Gedichten von Hadloub, welche mein Freund Herr Professor Ettmüller jüngst herausgegeben hat. Da steht nämlich Seite 6 Der Fürste von Constenz, von Zürich diu Fürstin vil sælig sîn!

Seite 22 werden zwei Bracteaten angeführt, die von der Stadt Zürich, nicht von der Abtei geschlagen wurden. Einen dritten erhielt ich von Herrn Weiss in Basel. Der Typus ist der einfache Reichsadler, die Umschrift ist ZVRICH. Zürich gibt sich durch diesen Typus als Reichsstadt, Civitas imperialis, zu erkennen.

Dr. Meyer.

Zu Hadloub.

Seite IV, Anmerkung. Es muss heissen: Schwestersammlung St. Verenen von Konstanz. Es war dieses ein Frauenkloster Dominicanerordens in Zürich. Später kaufte der berühmte Buchdrucker Froschauer dieses Ordenshaus und legte ihm den Namen die Froschau bei. — Der dunkelgraue Wolf steht in einem silbernen Felde, nicht in einem schwarzen. Der Copist des Gemäldes malte den in der Handschrift schwarz gewordenen Silberschild schwarz, und gab so zu dem Irrthum Anlass.

Ettmüller.